

CHRIS URAY

MARIELLA WEISZBAUM

Bleib dir immer selbst treu, auch in den dunkelsten Zeiten.

**Kapitel 1**

Es war Mitte November 1935, als erneut zahlreiche Nationalsozialisten mit ihren prägnanten Hakenkreuz-Armbinden in schwarz-weiß-rot, samt ihren braunen Uniformen, im Publikum mit drin saßen. Herren in schwarzen Anzügen und Frauen in legeren Zwanziger-Jahre-Kleidern bildeten die Mehrheit. Ein paar eng geschnürte Damen schauten auch ganz interessiert nach meiner neuen Mode, meinem für die damalige Zeit sehr leicht bekleideten und aufregenden Auftreten, und meinen aufreizenden Stöckelschuhen, abwechselnd mal in gold, silber, schwarz oder rot, die mir oft nie hoch genug sein konnten. Ich, *Mariella Weiszbaum*, war natürlich nicht ganz nackt, aber ein großer Rückenausschnitt, viel Spitze, Tüll und das berühmte „kleine Schwarze“ von Coco Chanel hatten schon ihren Reiz. Erotik, Gesang und künstlerischer Tanz ergaben eine sehr „heiße“ Mischung. Ab und zu piffen auch zwei, drei Männer Richtung Bühne, und die Atmosphäre war ziemlich positiv aufgeladen, trotz der Nazis im Publikum. Jedoch war es für mich immer ein Ritt auf des Messers Schneide.

Nach dem letzten Lied, das mir zugegebenermaßen sehr gut gelungen war, kam einer der jungen Männer mit den Armbinden auf mich zu. Wir hatten an diesem Abend ausschließlich deutsche Titel gesungen. Im ersten Moment dachte ich schon, ich wäre verhaftet. Die Körpersprache des Nationalsozialisten verhiess jedoch genau das Gegenteil. Der junge Spund schien sehr wohlwollend. Sein zielstrebig und leicht lüsterner Blick zeigte, dass er sich wohl in mich verschossen hatte! Wer weiß, wie lange dieses rot-weiß-schwarze Strohfeuerwerk Bestand haben würde...

„Guten Abend, sehr verehrtes Fräulein Mariella, ich bin der Brunhold. *Brunhold Böllermann* aus Lichtenfelde. *'Heil Hitler!'*“ Er hob die rechte Hand schräg nach oben. Sehr schräg war sie schon, diese Geste, keine Frage...

Ich erwiderte diesen bescheuerten „Führergruß“ aber nicht. Natürlich machte ich mich dadurch tendenziell verdächtig. Aber ich konnte beim besten Willen keine Regierung gutheißen, von der ich wusste, dass ich als Jüdin sowieso auf der „Abschussliste“ war, und ebenso Kommunisten, SPD-Mitglieder, „Zigeunertypen“, „Krüppel“ und „Neger“. Mir war so einiges zu Ohren gekommen, und ich hatte mit Alfons sogar schon einen Plan durchgesprochen, wann und wie wir mit einem Dampfer nach New York, in Übersee, fahren könnten. Nur würden mich meine Eltern nie freiwillig

gehen lassen. Daher musste ich mir das Geld für die Emigration mühsam zusammen sparen, und das dauerte eben. Ja, Alfons und ich würden auf jeden Fall nach New York City auswandern.

Albert Einstein hatte es nach New Jersey geschafft, warum wir also nicht einen Katzensprung daneben, in Manhattan?

„Ich bin die Mariella. *Mariella Weiß* aus Berlin-Charlottenburg.“ Aus Sicherheitsgründen hatte ich meinen Nachnamen leicht geändert. Hätte ich *Weiszbaum* gesagt, wäre die Assoziation zum Judentum noch viel schneller gekommen... Der junge Herr Böllermann war etwa achtzehn Jahre, hatte kurze, mittelbraune Haare, graue Augen und eine stämmige Figur. Seine Ausstrahlung war sehr männlich und dominant, hatte aber auch die Aura eines kompetenten, starken Beschützers.

„Mann, Blondmädels, du bist ja 'n echter Knaller. Heiß wie zwanzig geladene Haubitzen! Wie alt bist denn? Siebzehn, oder achtzehn?“

„Ähh, sechzehn, Herr Böllermann. Aber ich habe schon jemand, der auf mich aufpasst, keine Angst.“ Ich lächelte Brunhold entwaffnend herzlich an, und er schmolz geradezu dahin. Weiblicher Charme und die Fähigkeit, auf Knopfdruck unschuldig zu wirken, war eine meiner Stärken.

„*Sechzehn?! – Du bist so schön und talentiert – ich könnte dich mit jemand von der UFA bekannt machen, vom Film. Der Rundfunk und das Kino sind ja ganz groß im Kommen, und auf der großen Leinwand wärst du 'ne echte Wucht. Ich seh dich schon in einem grandiosen, deutschen Liebesfilm... Nimmst du auch Schauspielunterricht? –*

„Ich nehme Gesangs- und Tanzunterricht.“ Langsam gewann ich etwas Vertrauen zu dem Nationalsozialisten. Aber ich blieb weiterhin auf innerer Habachtstellung, wie ein Urwaldtiger.

„Und – 'Ariernachweis' bis in die dritte Generation vorhanden?“ Er lachte etwas zynisch.

„Ähh, ich bin Deutsche, aus Berlin, wenn Sie das meinen. Und meine Eltern kommen ursprünglich aus Schlesien, auch alles Deutsche.“ Er testete mich, und ich durfte mich jetzt auf keinen Fall verplappern. Mein Herzschlag erhöhte sich spürbar, und ich begann vor Nervosität zu schwitzen.

„War 'n kleiner Scherz, das mit dem 'Ariernachweis'. Kannst übrigens 'du' zu mir sagen! Ich seh' dir doch an, dass du *eine von uns* bist, 'ne treue, edle Deutsche. Noch dazu keine schwarzen Zigeunerhaare, sondern schön germanisch blond, oder eben rötlich-blond, wie sich's gehört. *Hoch lebe das Deutsche Reich und unser neuer Reichskanzler Adolf Hitler!*“ Ich antwortete erst einmal nichts.

„Ja.“ sagte ich, etwas gedämpft und zeitverzögert, aber ohne jegliche Überzeugung. „Hitler hat ja dem deutschen Volke versprochen, es aus der wirtschaftliche Misere zu ziehen. Hoffen wir, dass der große Aufschwung bald kommt. – Und Sie könnten mich an den Rundfunk, und an die *UFA* vermitteln?!“

„In der Tat. Ich habe einen sehr guten Draht zur Reichskulturkammer, nach ganz oben, sozusagen. Die 'Gleichschaltung' der schönen Künste geht ja jetzt ganz flott voran bei uns. Sämtliche jüdische und kommunistisch 'entartete Kunst' wird vollständig von der deutschen Landkarte getilgt werden, und auch diese elendige Zigeunergefiedel! – Alles deutsche Lieder in eurem Programm – *so* gehört sich das! – Aber vorher hätte ich gern noch 'n kleines Geschenk von dir. Hättest du nachher noch ein bisschen Zeit, die nächsten zwei oder drei Stunden? Also, du bist ja erst sechzehn, ich achtzehn... aber das soll ja kein Problem sein. Zu Hause habe ich eine ganz tolle Sammlung an Wehrmutsutensilien, Helmen und Pistolen, und große, tolle Reichsflaggen in meinem Haus. Ich denke, es wird dir gefallen!“ Er strich mir mit seiner großen Pranke erotisierend über die nackte

Haut meines Rückens. Ich verspürte einen inneren, kalten Schauer, gemischt aus unterschwelliger Angst und Herzklopfen, aber auch verquirlt mit dem spannungsvollen Reiz des Unmöglichen und Verbotenen. Es erregte mich immer wieder aufs Neue, meine Grenzen bis kurz vor dem Abgrund auszuloten. Mit sehr viel Fingerspitzengefühl schaffte ich es zum Glück, eben nicht wie Ikarus in der heißen Sonne zu verglühen. Wie elektrisiert verspürte ich sofort körperliche Lust, es prickelte wie Orangenbräusen-Kohlensäure in meiner Haut.

Brunhold Böllermann hatte einen wirklich komischen Namen, und eine gewisse, sehr anziehende „dunkle“ Art von Magie und Erotik, die mir fast schon als „Faszination des Bösen“ dünkte.

Er wollte mit mir ins Bett, und dafür gab's dann wohl den Kontakt zum Rundfunk, und zum Film. Ein etwas „schmutziger“ Kuhhandel, in der Horizontalen aufwärts in der Karriere, aber für die leichte Muse auf der Bühne und ihr Umfeld durchaus nichts Ungewöhnliches. Er fuhr mir durch meine langen, orange-blonden und stark gewellten Haare. Ich hatte sie mir beim Friseur mit Wasserstoffperoxid etwas aufhellen und danach mit Henna leicht orange färben lassen.

Brunhold war sichtlich angetan von meiner Schönheit. Er schaute mir lüstern auf meine sehr hohen Sandaletten und meine zinnoberroten Fingernägel, streichelte sanft meine rechte Hand, und sagte leise: „Wir könnten doch zu mir nach Hause, wenn du hier fertig bist. Ich mach' uns 'n schönen Rotwein aus der Pfalz auf, echt aus deutschen Landen, oder von mir aus auch 'n guten Riesling, und dann machen wa's uns gemütlich, oder? Vorzügliche, feinste Zigarillos hätte ich auch zu bieten...“

Ich musste jetzt innerhalb von wenigen Sekunden eine Entscheidung treffen. Seine geradezu magische Anziehung war wie ein starker Höllennagnet, dem ich mich nur sehr schwer entziehen konnte. Auf jeden Fall merkte ich, dass der junge Mann mit seinen Kontakten zur Reichskulturkammer Recht zu haben schien. Da ich sehr gerne eine Rolle beim Film gehabt hätte, bei der UFA in Babelsberg, stimmte ich also doch zu.

„Aber vorher hätte ich gerne noch so ein Gläschen Champagner!“ lächelte ich ihn neckisch an. Wenn schon, denn schon...

„Natürlich. – Kellner, bitte eine Flasche Champagner für mich und die bezaubernde, junge Dame.“

„Jawohl der Herr. Sofort, Herr Böllermann.“ Der Ober war ja unterwürfig wie ein Straßenhund, unglaublich devot, jedenfalls strahlte der junge, etwa fünfundzwanzigjährige Mann das aus.

Nach drei Gläschen echt französischen Champagners war ich so beschwipst, dass ich mit Brunhold in seine große, schwarze Limousine torkelte. Trotz meiner astronomischen Stöckelschuhe konnte ich mein Gleichgewicht noch ausgezeichnet halten. „Piano-Fonsi“ schaute mich mit riesig großen Augen an, als ob ich gleich in die Vorhöfe zur Hölle einfahren würde, aber ich winkte ab, dass schon alles seine Richtigkeit hätte. Ich merkte an seinem Blick, das Alfons ungeheure Angst hatte, ich könnte nie wieder zurückkommen, und das war ja auch durchaus berechtigt.

„Und – Marlene Dietrich, Marika Röck, Rotraut Richter, Ingrid Bergman, Hildegard Knef... sind die dir 'n Begriff?“

„Größtenteils, ja. Der *Tonfilm* ist ja ganz groß im Kommen... endlich ist die Zeit der blöden Stummfilme vorbei!“ lallte ich lustig gackernd umher. „Wirklich revolutionär, was die El..., Elektrizität und die Technik uns so alles bescheren. *Toll, nicht wahr?!* Elektrischer Strom ist doch

was Tolles, finden Sie nicht?“ Ich merkte erst später im Automobil, dass er mir ja bereits das „du“ angeboten hatte. Der Alkohol in meinem Blut machte alles wunderbar leicht und erträglich...

Als wir in einer Villengegend an seinem Haus ankamen – es war auch freistehend, und weiß der Himmel wo, ich war einfach zu besoffen –, sah ich als erstes mehrere große, rot-weiß-schwarze Hakenkreuzflaggen an der linken und rechten Seite des Flurs hängen. Geradezu hing ein großes Schwarz-Weiß-Bild ihres neuen „Führers“ an der Wand. Man sah direkt darauf, wenn man ins Haus trat. Brunhold war eindeutig ein glühender Anhänger Adolf Hitlers, ein Nationalsozialist durch und durch. Hundertprozentig war er auch NSDAP-Mitglied, das war wohl keine Frage.

Nun war ich also in der Höhle des Löwen. Brunhold durfte *nie* erfahren, dass ich Jüdin war!

„Ich habe gehört, dass Adolf Hitler fest versprochen hat, sehr viele neue Arbeitsplätze zu schaffen, um das Deutsche Reich aus seiner Krise zu führen.“ sagte ich, etwas zaghaft. Wie dies angesichts der horrenden Reparationszahlungen an die Alliierten aber jemals klappen sollte, war mir total schleierhaft.

„Jawoll! Der 'Führer' wird uns einen ungeahnten Aufschwung bringen, und das Deutsche Reich wird wieder in voller Pracht und Blüte stehen, wie es vor 1914 gewesen war. Aber ohne den abgedankten Wilhelm. Dafür haben wir ja jetzt Adolf Hitler. *Er ist unser neuer Kaiser, Reichskanzler und 'Führer' in einem!* Er wird uns alle retten, meine süße Mariella. Außer diese vielen 'Judenstinker', die werden alle im Dreck verrecken. Er ist die *Erlösung* für unser heiliges Deutsches Reich. – Und ich kann dich zu einer Leinwandikone des deutschen Films machen. – Meine Eltern sind heute Abend weg, also haben wir völlig sturmfreie Bude, bis Mitternacht! Gehen wir doch gleich auf mein Zimmer!“ Wortlos ging ich mit ihm die Treppe hoch. Meine glänzenden Stöckelschuhe klapperten laut und aufreizend weiblich auf der teuren, dunklen Holzterrasse. Obwohl ich eigentlich in ziemlich großer Gefahr war, fühlte ich mich doch unter einer ungeheuer positiven Anspannung und Erregung. Wahrscheinlich war es dieses Gefangensein zwischen diesen zwei Extremen: Die Anspannung, dass meine wahre Identität auffliegen könnte, und andererseits das Sprungbrett zu einer ganz großen Karriere bei der UFA. Ich wusste, dass ich ein leinwandtaugliches Gesicht und ein sehr bezauberndes, kindliches Lächeln hatte, das alle mitriss, wenn ich nur ganz bei mir blieb. Mein Vater Gurion hätte mich höchstpersönlich gekreuzigt, wenn er wüsste, dass ich mit einem Nazi ins Bett gehen würde...

„Ganz schön nobel, deine Bude!“ lobte ich. Nun sah ich die ersten Helme, Koppelschlösser und Pistolen an der Wand hängen. Wie Devotionalien waren die ganzen Wehrmachtsutensilien sorgfältig an den Wänden platziert, bestimmt an die dreißig oder vierzig Unikate, wie in einem Militärmuseum.

„Mann, Brunhold, *sind die Pistolen etwa geladen??*“

„Nein, sicherheitshalber haben wir die Magazine alle herausgenommen. Man weiß ja nie. Aber sie wären alle sofort einsatzfähig. Magazin rein, und schon kann's losgehen!“ Begeisterung sprach aus seiner Rede. Er fuhr in überzeugtem Brustton fort: „Meine Eltern haben beste Kontakte zum 'Führer', zu allen politischen Entscheidungsträgern, und eben auch zur UFA. Hast du schon mal in einem Filmset gestanden, so ein Filmstudio von innen gesehen?“

„Nein.“

„Machen wir die nächsten Tage. Versprochen.“ Er begann nun, sich schrittweise auszuziehen, und ich sah seinen total prall erigierten Ständer unter der Unterhose. Ein ziemlich großer Pimmel war das, *bei Adonoi!* Das waren ja bestimmt an die zwanzig Zentimeter! „Mann, du bist das schärfste und aufreizendste deutsche Mädels, was mir bislang begegnet ist. So jung, aber doch auch schon so souverän, erwachsen und eigenständig. *Respekt!*“

Er umarmte mich mit festem Zangengriff, wie ein Mannsbild, küsste mich auf meinen roten Mund und fasste mir leidenschaftlich zwischen meine Beine. Ich war noch gar nicht ganz ausgezogen, da warf er mich schon samt Kleid, Büstenhalter und Schuhen aufs Bett.

„Mann, du gehst ja ganz schön ran!“ stöhnte ich. Seine geballte, männlich-brachiale Kraft war das exakte Gegenteil von Gerlindes feenhafter Sanfttheit. Er schob mir mein kurzes Kleid hoch und steuerte seinen riesigen, voll prallen Penis zielstrebig auf meine zarte Vagina zu. Wenn dieser junge Mann Soldat wäre, hätte er wahrscheinlich eine sehr hohe Trefferquote. Ich stellte ihn mir im Gefecht vor, wie er Hunderte von Menschen tötete. Es war so eigenartig, dass ich jetzt *diese Bilder von Gewalt* in meinem Kopf sah, und er gleichzeitig in mich eindrang. Nein, mit diesem Mann würde ich es wahrscheinlich nicht lange aushalten, in einer Ehe, obwohl mich seine Kraft sehr erregte. Er hatte eben das, was Gerlinde fehlte. Lustvoll stöhnte er, und drang so schnell in mich ein, dass ich es fast schon als halbe Vergewaltigung empfand. Sein „bestes Stück“ stieß überraschend schnell an das untere Ende meiner Gebärmutter an. Trotzdem bekam ich auch einen leichten Orgasmus – *es war ein Ritt mit dem Teufel* – und ich stöhnte laut auf. Es war auszuhalten, obwohl es auch wehtat. Die Wellen unserer Lust wurden immer stärker!

„*Brunhold, Brunhold!*“ rief ich laut. Mein eindringliches Stöhnen ging nun in ein leichtes Schreien über, und eine Mischung aus Schmerz, Wonne und Leidenschaft durchflutete meinen Körper wie ein Hagel aus ganzen vielen Kugeln der Lust. Es war ein schwer fassbares Erleben, das dem Ritt auf einem rasenden Tiger glich, im Positiven wie im Negativen. Zum ersten Mal in meinem Leben erfuhr ich, dass Lust und Schmerz auch Parallelen hatten – eine ganz neue Erfahrung für mich.

„*Jetzt fress' ich dich! Mariella, die heiße Knallerfrau!*“

Ich fühlte, wie sich sein Samen wie eine weiße Armada abertausender Spermien in meine Gebärmutter ergoss. *Und alles ohne Verhütung!* Hoffentlich bekam ich es jetzt kein Kind von ihm! Schließlich machten wir es beide ohne Präservativ, und Knaus-Ogino hatte ich auch vergessen. Die damaligen Verhütungsmethoden waren eben nicht das Gelbe vom Ei. *Oh je, war ich leichtsinnig!*

Plötzlich sah ich zwei golfballgroße Lichtkugeln, silbern-weiß leuchtend und feinstofflich, über mir schweben – wahrscheinlich waren das Seelen, die sich auf die Schnelle verkörpern wollten, sprich ich würde schwanger – aber sie überlegten es sich doch noch anders, und zogen wieder ab.

Erneut sah ich diese grausamen Schlachtfeldszenen, in denen Brunhold mörderisch und bestialisch auf der Seite der schwarzen Drachen kämpfte. Es floss sehr viel Blut. Diese Szenen vermischten sich erneut mit meinen hochfliegenden, orgiastischen Gefühlen, und es war eine ganz eigenartige, dunkel-magische Mischung. Meine Angst, nun als Jüdin aufzufliegen, versus die höchst erregende Aussicht, ein ganz großer Filmstar werden zu können, erzeugten ein ungeheures Spannungsfeld in

mir, welches die Lust zusätzlich mit einem berausenden Gefühl verband, als würde ich von einem zwölf Meter hohen Haus in ein knallrotes Sprungtuch hinunter springen. *Le petit mort*, der kleine Tod, er zog mich geradezu ekstatisch in seinen Bann.

„Es ist wahnsinnig schön mit dir, weißt du das? Ein Ritt auf einem riesigen Tiger, mitten durch den Dschungel hindurch!“ rammelte Brunhold, sich mehr in Form schwingend. Das ganze Bett wackelte wie eine Nussschale im atlantischen Wirbelsturm. Brunholds Gefühl von „schön“ war in meinen Augen eher die falsche Wahl. Im Taumel meines chaotischen Gefühlsfeuerwerks vermischten sich alle meine Wahrnehmungen zu einer einzigen Intensität, jenseits von Gut und Böse. Er hatte so viel Kraft, dass ich mich wie in einem Schraubstock befand. Diese *Ausweglosigkeit* schien plötzlich meine Lust noch mehr zu steigern!

„Ja!“ stöhnte ich. Brunhold lag schwer wie Bleiplatten auf meinem ganzen Körper, so dass mir kurzzeitig voll die Luft wegblieb. Seine Zunge drang in meinen Mund ein wie eine Schlange, von der ich nicht wusste, ob sie harmlos war, oder gleich ein lebensgefährliches Gift verspritzte.

Ich strampelte wie wild mit meinen Beinen, ich schrie voller orgiastischer Lust, meine hohen Schuhe wackelten wie gefährliche, veredelte Speerspitzen aus Gold und Silber, als er erneut in mich eindrang, bis zum Anschlag, mit sehr rhythmischen, pulsierenden Bewegungen. Sein schweres Gewicht auf meinem Brustkorb presste mir alle Luft bis aufs letzte Atom aus den Lungen, als würde mir eine Kammerzofe ein unglaublich enges Barockkorsett voll auf Anschlag schnüren. Es war ein höllischer Tanz auf dem Vulkan, und ich fühlte mich von diesem monströsen Nervenkitzel magisch angezogen. Der Mangel an Sauerstoff steigerte kurzzeitig mein Lustempfinden. Danach saugte ich mit äußerster Anstrengung wieder ein paar Moleküle des Lebenselixiers ein, um nicht gleich in Ohnmacht zu fallen. Ich liebte die Extreme.

„Deine Energie fühlt sich an wie zwanzig Drachen!“ keuchte ich voller Lust. Doch es schwang auch eine Komponente von psychischer Qual mit, eine Emotion, die eine gewisse Endgültigkeit beinhaltete. Ich wusste auf einmal, wenn Brunhold herausfände, welcher Abstammung und Religion ich war, könnte er mich entweder selbst umbringen, oder sofort umbringen lassen.

„Hast du eigentlich eine Waffe?“ fragte ich ihn, leise flüsternd. Es war sehr eigenartig: Einerseits tauchte ich in einen Keller dunkelster Tiefsee-Emotionen und fast schon dämonisch anmutender Lustwellen hinab, und andererseits konnte ich parallel solch abstruse Fragen stellen. Es war mir schlagartig so, als konfrontierte ich die dunkelsten Schatten meiner Persönlichkeit, mein eigener Abgrund öffnete sich auf einmal vor mir selbst, Hunderte von Metern tief, *doch er gehörte zu mir!*

„Ja, natürlich habe ich eine, besser gesagt zwei. 'Ne *Walther PP*, und 'ne *Walther P38*. Wenn du willst, fahren wir morgen auf 'n Schießplatz, dann führ' ich sie dir vor. Oder ich knall 'n Judenschwein ab, vor deinen Augen, höchstpersönlich. Ich mach ihn einfach kalt.“ Er lachte und stöhnte gleichzeitig. Bei Adonoi, war das *pervers* und *abgründig!* Erst jetzt wurde mir bewusst, in welcher gefährlichen Lage ich mich begeben hatte.

„Ich habe das Gefühl, auf einem schwarzen Drachen zu reiten! Brunhold, deine Energie ist...“

„...*Wahnsinn!* Gib's zu, dass ich einfach *sehr gut* im Bett bin, ein richtiger deutscher Mann, stark und strotzend vor bulliger, stählerner Kraft.“

„Ahhh...“ Ich stöhnte erneut laut auf, es ging wieder in Richtung schreien. Gerlinde wäre unter Brunholds Rambo-Rammelei wahrscheinlich total plattgewalzt worden wie eine klägliche Flunder, sie wäre wohl daran zerbrochen. Meine Phantasien gingen jetzt mit mir durch wie zwanzig kaltblütige Rennpferde, denen das Blut in ihren reinrassigen Adern gefror.

Für ein paar Sekunden verlor ich das Bewusstsein, ich fiel, gleichsam verloren in Zeit und Raum, in Ohnmacht.

Als ich wieder aufwachte und hektisch nach Luft schnappte, zog Brunhold seinen Penis heraus, lockerte seinen festen Griff, und schlabberte mit seiner großen Wal-Zunge an meinem Bauch und meinen unter Spannung erregten, nun ganz festen Brüsten herum. Sein restliches Sperma tropfte wie heißes Blechlot auf meinen wohlgeformten, eingekuhlten Bauchnabel. Mir wurde bewusst, dass nur *drei Worte* eine brachiale Kehrtwende bewirken würden, nämlich: *Ich bin Jüdin!*

Mir wurde auch klar, wie stark Menschen oft von geistigen Konzepten versklavt waren. Für Brunhold war ich jetzt eine „heiße Deutsche“, ein junges, wahnsinnig geiles Mädels, das in der Karriereleiter unbedingt nach oben aufsteigen wollte. Nein, die Rolle der verabscheuungswürdigen „Untermenschen-Jüdin“ war in seinem Kopf momentan völlig deaktiviert, und das war auch gut so.

„Zeigst du mir morgen früh die UFA-Studios?“ Langsam ebte mein Luststrom ab, und ich kehrte Schritt für Schritt in die Alltagsrealität zurück.

„Ich muss erst anrufen, wegen der Besichtigung. Aber sie sind garantiert einverstanden. Sofern gerade nichts gedreht wird. Mann, deine tollen Brüste sind ja echt der Hammer...“ Er saugte an meinen Nippeln wie ein begieriger Säugling auf der Suche nach Milch.

„Nicht so fest!“ wies ich ihn barsch an.

„Wird gemacht, Fräulein. Ich schalte 'n Gang zurück.“

Die Bilder von Krieg, Drachen und Blut verschwanden zunehmend. Es kehrte fast wieder so etwas wie „Normalität“ ein.

Ich dürfte niemandem von dem Verhältnis mit Brunhold Böllermann erzählen, *niemand*.

Auf einmal fiel mir wieder das kleine Mädchen von damals ein, im Zug, im Februar 1925. Was war aus ihr geworden, und wie würde sie heute aussehen? Wahrscheinlich würde ich mich sofort unsterblich in sie verlieben, wenn ich sie erneut sähe. Damals in ihrem rosafarbenen Kleid hatte sie so *himmlisch süß* ausgesehen, wie Marzipan aus dem höchsten Reich der Sinne, so richtig zum Anbeißen...

\*\*\*      \*\*\*      \*\*\*

Ich verbrachte die nächsten zwei Stunden bis Mitternacht noch bei Brunhold. Wir unterhielten uns sehr angeregt über allerlei politische und weltliche Dinge, über die Zukunft der Nationalsozialisten und die Gefahr eines drohenden, neuen großen Krieges. Doch Brunholds Eltern würden spätestens um etwa ein Uhr nachts nach Hause kommen. Da wir beide aber noch minderjährig waren,

Brunhold und ich auf keinen Fall wollten, dass unser Verhältnis anderen Leuten offenkundig würde, rief er jetzt per Fernsprecher ein Taxi, gab mir das Geld für die Fahrt in die Ulmenallee, und seine Telefonnummer. Wenn ich bei ihm anrufen sollte, wäre ich einfach eine interessierte Sängerin und Tänzerin, der Brunhold hoch und heilig versprochen hätte, einen Kontakt zur UFA herzustellen.

Wir beide schworen uns, unser Verhältnis absolut streng geheim zu halten.

Wegen meiner jüdischen Eltern hatte ich schon Gewissensbisse, Brunhold weiterhin zu treffen. Schließlich hatte er ja mehrfach gesagt, er würde Juden abknallen und kalt machen...

Andererseits bemühte ich mich, immer verschiedene Blickwinkel einer Sache zu betrachten. Solange mich Brunhold Böllermann einigermaßen korrekt behandeln würde, und seine Todesdrohungen gegenüber Juden nur reine Wortbekundungen wären, gäbe ich auch ihm weiterhin eine Chance. Ich identifizierte mich durchaus mit dem *deutschen Kollektiv*, wollte aber andererseits auch nicht, dass Minderheiten so bestialisch und gnadenlos verfolgt würden. Manchmal hasste ich mich dafür, wegen meiner Religion unter ständiger Verfolgungsgefahr zu stehen. Am liebsten wäre ich manchmal einfach aus dem Judentum ausgetreten und hätte einen ganz „neutralen“ Status eingenommen, aber das ging nicht. Und es gab meinen Stammbaum. Wenn die Nazis irgendwann *doch* einen 'Ariernachweis' bis in dritte Generation von mir verlangen würden, flöge alles auf, egal, ob ich selbst in erster Generation die jüdische Religion hätte oder nicht.

Welches Monster hatte sich diese verfluchte Rassendoktrin überhaupt ausgedacht? Ich konnte nicht glauben, dass die Lehre von der „weißen Herrenrasse“ und den „Ariern“ ausschließlich auf dem Mist von Adolf Hitler gewachsen sein sollte. Doch auch die Kommunisten unter *Lenin* und *Stalin* brachten massiv Menschen um, die ihnen nicht ins Konzept passten. In Italien entstand zudem auch eine rechtsgerichtete Bewegung unter *Mussolini*, und in Spanien unter *Franco*. Alfons und seine Musikstudenten bekamen sehr viel aus aller Welt mit, und informierten mich umgehend.

Die Weltwirtschaftskrise von 1929, die Hinterlassenschaften des Weltkriegs, die Massenarbeitslosigkeit im Deutschen Reich, und das sich immer mehr polarisierende, politische Klima in Europa bereiteten den Nährboden für neue Aggressionen. Mir schwante Böses. Auf einmal wurde mir klar, dass Divaris „schwarze Drachen“ ein Symbol für einen neuen, großen Krieg waren. Ich merkte intuitiv, dass es spätestens in drei oder vier Jahren einen neuen, großen Knall geben würde. Alfons hatte bereits einen genauen Plan für uns beide ausgearbeitet, wie wir nach New York City in die Vereinigten Staaten emigrieren würden. Dazu brauchte ich aber einen gefälschten Pass, und einen quotierten Platz für Juden auf einem der Überseeschiffe. Sonst käme ich wohl nie aus dem Hexenkessel des „Dritten Reiches“ heraus. Ob das Filmangebot mit der UFA unter diesen Umständen überhaupt noch realistisch war, wagte ich immer mehr zu bezweifeln.

Die Besichtigung der UFA-Studios in Babelsberg war für mich sehr bombastisch und eindrucksvoll. So viele verschiedene Schauspieler und Schauspielerinnen, die ganzen gespielten Charaktere, die tollen Kulissen, die Maske mit ihren vielen Schminktübchen, Tiegeln und dem großen Glühbirnen-



Spiegel, die neuen Kino-Spielfilmkameras mit ihren riesigen Filmspulen, mit denen *Tonfilm* auf *Zelluloid* produziert werden konnte, und die ganze neuartige, elektrische Technik drumherum faszinierten mich sehr. So viele schräge Vögel auf einen Haufen hatte ich selten gesehen. Doch die „Gleichschaltung“ der Nationalsozialisten, die auch immer mehr im deutschen Kulturbereich durchgriff, verbannte Juden, Homosexuelle, Kommunisten und Nicht-Linientreue immer mehr aus den Reihen des deutschen Films. Somit wurde auch die UFA immer stärkeren Restriktionen unterworfen.

Ich bekam doch tatsächlich ein Angebot zum Vorsprechen für Radio und Film! Sie hätten mich schon mit Handkuss genommen... aber es gab es ein kleines, großes Problem für mich.

Die Parteizugehörigkeit zur NSDAP wurde sehr gerne gesehen, sie war fast schon Pflicht, um erst *danach* einen festen Vertrag bei der UFA zu bekommen. Da dann mit sehr großer Wahrscheinlichkeit aufgefliegen wäre, dass ich Jüdin war, und auch meine ganze Verwandtschaft, platzte mein großer Traum beim deutschen Film. Es zerriss mich innerlich, und ich weinte eine halbe Stunde lang, still und alleine auf meinem Zimmer in der Villa Wolowicz.

Eine Parteizugehörigkeit zur NSDAP unter falscher Flagge konnte ich weder mit meinem Gewissen, noch gegenüber Alfons und Gerlinde vereinbaren, unter keinen Umständen. Ich wäre als rassistische Verräterin dagestanden. Soviel war mir eine Karriere dann doch nicht wert, für solch ein höchst riskantes „Experiment“. Irgendwann wäre der ganze Schwindel ja doch aufgefliegen.

„Mariella Weiß“, oder genauer „Maria Elke Weiß“, wäre dann eben doch „nur“ eine schlesisch-jüdische *Weiszbaum*, abfällig und bitterböse eine sogenannte „Judensau“. Der Weg ins Gefängnis, oder zu einer möglichen „Liquidierung“, wäre nicht mehr weit gewesen.

Ich ging damals mit Brunhold ein ungeheures Risiko ein, immer auf des Messers Schneide, quasi sogar auf einer *Rasierklinge*, und spielte sprichwörtlich mit dem Feuer. Im Nachhinein hätte ich vielleicht vorsichtiger gehandelt, oder mich gar nicht mit einem Nationalsozialisten eingelassen. Aber ich war im Sternzeichen des Skorpion geboren, und konnte durchaus gewaltig zurück stechen, mich wehren, wenn mir jemand Unrecht tat, oder wenn ich wie eine fauchende Katze in die Enge getrieben wurde.

Besagten Alfons, Gerlinde und Divari werdet Ihr auf jeden Fall kennenlernen, keine Frage.

Doch vorher erzähle ich Euch meine Zeit, als ich noch ganz klein und süß war, und wie alles anfing. Meine Erinnerung begann, als ich vier Jahre alt war.

<sup>1</sup> Originalquelle: NS-Dokumentationszentrum München (April 2017)

## Kapitel 2

Als ich noch ein ganz junges Mädchen war, existierten die Begriffe „Liquidierung“ oder „Eliminierung“ keineswegs in meinem Wortschatz, und auch nicht die Ungetüme „Nationalsozialist“ oder „Endlösung“.

Wie ungestört und harmonisch meine Kindheit in Breslau doch gewesen war, verglichen mit alledem, was danach auf mich zukommen würde. Doch in mir brodelte die leidenschaftliche und feurige Lust am Leben, ich wollte partout nicht in die Spießler-Fußstapfen meiner Familie treten... So möge dieses folgende Kapitel die wohl beschaulichsten Jahre meines aufregenden Lebens schildern.

Bereits mit vier war ich sehr hübsch, talentiert, bestens bewandert im Singen und Tanzen. Ganz, ganz wild stürzte ich mich auf Mamas großen, faszinierenden Kleiderschrank, ihren schönen, teuren Schmuck, sowie ihre vielen, aufregenden Schuhe.

Mein Vater *Gurion* war von Beruf Edelmetallgroßhändler und Großhändler für Draht-Halbzeuge der Elektroindustrie. Alles Elektrische erschien mir schon als kleines Mädchen wie ein spannendes Mysterium, egal, ob es leuchtete, blitzte, glühte, oder sich drehte.

*Amelia* war meine liebe, aber auch strenge Mutter, *die* perfekte Köchin und Hausfrau. Bei all unseren Feiern sorgte sie dafür, dass alles wie am Schnürchen klappte. Das Essen schmeckte immer ganz phantastisch.

Meine etwas größere Schwester hieß *Myriam*. Sie war eine absolute Wassernärrin. *Benjamin* liebte alles, was rollte und einen Motor hatte. Er war mein älterer Bruder. Ich mochte sie beide, ja, aber manchmal nervten sie eben auch. Näheres erzähle ich Euch gleich, ganz fest versprochen!

Wir fünf wohnten in einer ziemlich vornehmen, schnieken Villa, mit großem Grundstück, und ganz hoch gewachsenen, alten Bäumen, am Stadtrand von Breslau, in Schlesien.

Vom Hebräischen abgeleitet, bedeuteten meine Namenselemente: *Maria*, „die Wohlgenährte“. *Ella* war in etwa „die Höchste“, oder „Gott ist Fülle“.

Die Höchste, die gar so schön aufregend sang, tanzte, und später auch küssen würde??

Alle von uns waren aschkenasisch-deutsche Juden polnischer Abstammung. In Breslau, das 1918 noch in Schlesien lag und zum Deutschen Reich gehörte, wurde überall Deutsch gesprochen. Erst in ferner Zukunft würde es in Wroclaw umbenannt werden, und dann zu Polen gehören.

Israel gab es damals noch nicht. Die Juden waren alle weltweit in der Diaspora verstreut. Immerhin war 1917 in der britischen *Balfour-Deklaration* schon der Grundstein für einen zukünftigen, zionistischen Staat gelegt worden, für unsere Heimstätte in Eretz Israel.

Ab 1922 war Palästina immerhin schon britisches Mandatsgebiet. Bis zum 14. Mai 1948 wäre es aber noch ein weiter, äußerst leidvoller Weg...

Nun sei Breslau in aller Kürze gezeigt. Die slawischen Slezanen kamen schon im sechsten Jahrhundert nach Eurer Zeitrechnung – im jüdischen Kalender wäre es etwa nach dem Jahre 4100 – an die Oder, um dort zu siedeln. Der Einfachheit halber werde ich die Zeitangaben aber in Eurer gregorianischen Zählung wiedergeben. Rund um die Dominsel und die Burganlage entstand um etwa 900 nach Eurer Zeitrechnung die mittelalterliche Marktstadt *Wortizlawa* bzw. *Wratislawa*. Im Jahre 1000 errichtete Bolesław der Tapfere das Bistum Breslau, später auch zeitweilig Bressla genannt.

Das schöne, verzierte Backstein-Rathaus in der Stadtmitte, die schnuckeligen Bürgerhäuser mit ihren schönen Fassaden aus dem Mittelalter, die alten, fast alle katholischen Backsteinkirchen mit ihren grün patinierten Kupferblechdächern, die charakteristischen Häuser mit ihren spitzen Dächern, die Backsteinkirche St. Ägidien als ältestes Gebäude aus dem Jahre 1220, das majestätisch anmutende Universitätsgebäude, das Stadttheater, das Puppentheater oder das Breslauer Stadtschloss bildeten sozusagen die bauliche Kulisse. Nicht zu vergessen den Breslauer Dom aus Backstein, mit seinen grünen, sehr spitzen zwei Türmen, oder die Kaiserbrücke.

Neben unserer Synagoge gingen wir auch ab und zu in die *Neue Synagoge*. Oft besuchte mein Vater die große Bibliothek des *Jüdisch-theologischen Rabbinerseminars Fränckel'scher Stiftung*, damals eines der wichtigsten Zentren jüdischer Wissenschaft in Europa. Oder wir begleiteten ihn nach Berlin, wenn keine Schule war. Dort trafen wir oft viele, berühmte Prominente... das fand ich immer ganz aufregend! Die große, weite Welt lockte.

Ab 1849 siedelte sich eine Menge Industrie in und um die Großstadt Breslau herum an. So zum Beispiel Mühlen und Brauereien, Ölmühlen und Spritrefinerien, Chemie-Werke, Waggonfabriken, Bekleidungsunternehmen, oder Papier- und Möbelfabriken...

Mein Vater *Gurion* versorgte die Goldschmiede, sowie die Generatoren-, Elektromotoren- und Transformatorenhersteller mit Drähten und Metall-Halbzeugen, also Gold, Silber, Platin, Kupfer und Aluminium. Auch die ersten Hochspannungsleitungen wurden mit Gurions Materialien gefertigt. Er lieferte Halbzeuge für die so schön orange glühenden Elektronenröhren in den Radios, die Vorläufer Eurer späteren Transistoren. Für die Hersteller von wertvollen Sammler-Goldmünzen lieferte mein Vater die Rohstoffe. Die *Weiszbaums* waren in meiner Ahnenlinie schon immer mit Metallgewinnung, Edelmetallen und deren Weiterverarbeitung befasst gewesen. Gurions Firma, sein riesengroßes Lager und der imposante, dicke Tresor lagen etwas näher Richtung Stadt.

Gurion handelte als ein sehr scharf kalkulierender Geschäftsmann und akkurater Couponschneider, war aber gleichzeitig auch sehr großzügig und edel. So nahm er das Gebot des Zehnten durchaus

ernst und spendete immer wieder einiges für die Krüppelanstalt, diverse Armen-Suppenküchen oder obdachlose Juden im ganzen Deutschen Reich. Wenn er auf Geschäftsreise mit seinem typischen, schwarzen Hut, einem schwarzen Anzug und dem luxuriösen, schwarzen Tourenwagen *Gräf & Stift VK 1* aus edler Wiener Produktion vorfuhr, schund das sofort Eindruck. Auch später würde er dieser soliden Qualitätsmarke treu bleiben. Schon als vierjährige Mariella imponierte mir Vaters Automobil, und ich durfte sogar manchmal die trötende Hupe drücken!

Abba war hochgewachsen, etwa eins achtzig Meter groß, hatte feine, jüdisch geprägte Gesichtszüge, auch eher fein wirkende Hände – also keine Arbeiterpranken –, grau-blaue Augen, kurze braune, immer perfekt frisierte Haare, und er war immer rasiert. Er liebte Hüte über alles. Meistens war es eine Art schwarzer Melone, oben rund. Wenn er auf Geschäftsreise in Frankreich, Italien, England oder der Republik Österreich war, schenkte er uns drei Kindern immer irgendwelche Mitbringsel. Da bekam ich dann ganz große Augen – aber einen Lippenstift, oder einen Kajal kriegte ich leider doch nie. Doch eines Tages übergab mir Abba ein ganz tolles, hellblau-türkises, tailliertes Kleid als Geschenk, aus *Milano in Italien*, was wohl eher zufällig passte. Er hatte eben Glück!

Amelia verhielt sich vorbildlich in allen häuslichen Dingen, als eine liebenswerte, sehr treue Ehefrau, und eine Mama, die ich sehr liebte. Aber sie konnte auch streng zu uns Kindern sein. Ab und zu gab es etwas auf den Popo oder die Finger, wenn wir unartig waren. Es hielt sich zum Glück aber immer in Grenzen.

Ihr Gerichte mit – natürlich stets koscherem – Fleisch, meist vom Lamm, Gefilte Fisch, ihre Rosenkonfitüre, sowie die stets selbstgebackenen Rugelach und Matze waren absolut köstlich. Sie versuchte sich auch einmal an sephardischen Falafeln, und sie gelangen vorzüglich!

Ab und zu stibitzte ich mir etwas aus der Küche. Mit fettigen Fingern und meinem verschmierten, krümeligen Mund erwischte mich Mama fast immer. Dann gab es eine kleine Standpauke, oder leicht was auf den Popo. Aber richtig wehgetan hat es eigentlich nie, zum Glück.

Meine Mutter liebte schöne, feine Kleider, vor allem für festliche Anlässe, und ich bewunderte dies schon als ganz kleines Kind. Sogar zwei taillierte Pariser Modellkleider samt Schnürmieder hatte sie im Schrank, eins in knallrot, und eines in rosa! Ich träumte davon, später auch in solchen Kleidern zu singen, zu tanzen und als weltberühmte Diva in hohen, edlen Schuhen umher zu stolzieren...

Ihr Gesicht mutete ebenfalls feinsinnig an, eher schmal, fast mit dem sehnsüchtig anmutenden Beiklang einer Literatin, ihre Augen groß und braun, ihre Taille sehr schlank, ihre Hände und Füße sehr grazil. Oft wehten ihre dunkelblond-rötlichen Haare verheißungsvoll im Wind, wenn sie nicht zusammen gebunden waren, meist mit dem Brenneisen gewellt – und als ich fünf war, sogar mit einem *elektrischen Ondulierstab!* Sie war etwa eins sechzig groß, und ihr Lächeln war so strahlend weiß und bezaubernd, wirklich ansteckend. Die *Kosmodont-Zahnpasta* aus der Drogerie wirkte anscheinend Wunder. Amelia hätte durchaus auch Schauspielerin oder Modell für Damenmode werden können...

Meine weibliche Wenigkeit – ich untertreibe jetzt natürlich maßlos – kam im Grunde genau nach der bildschönen Mutter, und sogar noch eine Schippe drauf. Was *sie* nicht beruflich umsetzen konnte, schwebte *mir* schon mit meinen vier jungen Jahren vor. Schon immer wollte ich eine ganz berühmte *Sängerin, Tänzerin* oder *Schauspielerin* werden! Ich ging fast jeden Tag heimlich in ihren riesigen, begehbaren Kleiderschrank, schlüpfte in ihre hochhackigen, schönen Sandaletten oder Lackschuhe – früh übte sich! – und warf mir eines ihrer mir viel zu großen Kleider über, mal das eine, morgen wieder ein anderes. Natürlich war das alles etwas verquer, chaotisch und unbeholfen. Meistens wartete ich günstige Momente ab, wenn Amelia und Gurion nicht im Hause waren. Mama war nicht immer so begeistert davon, wenn ich ihren Kleider- und Schuhschrank plünderte. Dieses „Kleiderschrank-Spielchen“ machte ich immer wieder mit Inbrunst, all die darauffolgenden Jahre... Benjamin und Myriam hielten meistens dicht, und petzten zum Glück nur selten. Ingeheim bewunderten und beneideten sie mich, auch wenn sie das nach außen nicht so zeigten.

Auf Jiddisch und Deutsch sang ich dann einfache Melodien im Haus, oder in unserem riesengroßen Garten. Schon als kleines Kind konnte ich Lieder sehr schnell auswendig singen, oder Gedichte aus dem Stegreif aufsagen. Ab und zu konnte ich sogar unsichtbare Musen wahrnehmen, gute Geister, die mir immer wieder musikalische Ideen eingaben. Das in mir zu fühlen, war sehr schön. Auf unseren Familienfeiern kamen deutsche und jiddische Texte am besten an. Englisch war vielen fremd. Aber ich hatte schon von klein auf eine Beziehung zu dieser internationalen Sprache. Sie ließ sich leicht und flüssig singen, und sie war nicht so „sperrig“ wie das Deutsche.

Vom Körperbau kam ich ziemlich genau nach meiner Mutter. Die rötlich-blonden, leicht gelockten Haare, die sehr grazile und überaus ästhetische Figur, meine schmalen, zierlichen Hände und die sehr schlanken, höchst anmutigen Tänzerinnen-Füße, das Feinsinnig-Aristokratische, sowie das sehr gleichmäßige Gesicht mit den großen, schönen Augen, und dem strahlenden, völlig ebenmäßigen, weißen Lächeln prädestinierten mich geradezu für die Bühne. Mein Charme schien schon in ganz jungen Jahren geradezu „umwerfend“ zu sein, jedenfalls empfand ich das immer so. Wenn ich herzlich lächelte, und noch dazu wunderschöne Schühchen mit an hatte, öffneten sich mir die Tore zur Welt.

Mein umsichtiger Vater erkannte das schon ziemlich bald. Er schickte mich daher schon mit vier Jahren zum Klavier- und Gesangsunterricht. Allerdings stellte ich mich in puncto Stimme besser an als an den weißen und schwarzen Tasten. Balletttänzerin wollte ich allerdings dann doch nicht mehr werden. Angehende Primaballerinas hatten sich in äußerster Strenge und Disziplin zu üben, sie mussten auf sehr viel verzichten. Meine Füße litten dann eben doch etwas, wenn ich probierte, auf Spitze zu tanzen. „Leg dir 'ne kleine Hasenpfote rein, oder ein bisschen Fell vom Ostertier – dann geht's schon...!“ – *der arme Hase!*

Aber ich liebte eigentlich schon immer eher das Unterhaltsame, alles Ausgelassene, und eben auch das leicht *Frivole* und „Schlüpfrige“. Erzählt das jedoch bloß nicht weiter, *psst!*

Ich war im rätselhaft-leidenschaftlichen Zeichen des *Skorpion* geboren, am fünften November 1918, ganz kurz, bevor das Deutsche Reich seinen vergeblich erträumten Siegfrieden für immer verlieren würde. Gurion hatte mich wohl während seines letzten Fronturlaubs im Weltkrieg gezeugt, als er als Jude an der deutschen Ostfront gekämpft hatte, für Kaiser Wilhelm II. und das deutsche Vaterland. Glücklicherweise ging er fast unversehrt aus den Gefechten hervor.

Myriam und Benjamin waren meine beiden *älteren* Geschwister. Somit war ich das kleine „Nesthäkchen“ der Familie. Mehr Kinder sollten später auch nicht mehr nachkommen, außer mir.

Benjamin war vier Jahre älter als ich, also 1914 geboren – er war also noch vor Beginn des Weltkriegs gezeugt worden – und Myriam hatte 1916 das Licht der Welt erblickt.

Wie Orgelpfeifen waren wir also *vier, sechs* und *acht*, im Jahre 1922, schön aneinander aufgereiht.

Mein großer Bruder Benjamin war eher schlank, hatte dunkelbraune, kurze Haare und leuchtende, grau-blaue Augen. Im Großen und Ganzen kam er nach meinem Vater, aber Benjamins Hände waren etwas dicker, nicht ganz so feingliedrig, mit einem Anklang von Wurstfingern. Er konnte sehr schnell laufen, liebte Automobile aller Art und Motorräder über alles, und war oft bei Gurion in der Edelmetallgroßhandlung. Benjamin war wie *besessen* von Automobilen. Aber vorerst musste er sich mit einem einfachen Fahrrad begnügen, das allerdings etwas zu groß für ihn war. Doch selbst solch ein Drahtesel war zu meiner Zeit etwas Besonderes, keinesfalls eine Selbstverständlichkeit!

Benni liebte die Geschwindigkeit über alles. Gurion ließ ihn auch einmal in seinem Wagen sitzen, und er war vollauf begeistert. Vor allem die Panzerwägen mit dem Sicherheitspersonal fand er immer sehr bemerkenswert. So oft waren gepanzerte Automobile und Lastwägen in Breslau auch nicht zu sehen, höchstens in der Nähe von Banken oder Juwelierläden.

Oft träumten Benjamin und ich von der großen weiten Welt, von Berlin, Paris oder Amerika, und wie es denn dort wäre. Reisen in ferne Länder waren für mich etwas ganz tolles. Benni verband eine Reise natürlich immer mit schnellen Autos.

Aber die grau getigerte Katze, die mich immer im Garten besuchen kam, würde wohl nie so weit umher kommen, auf ihren kleinen Pfoten. Innerlich spürte ich, dass ihr das wahrscheinlich völlig schnurzipiepegal war. Wenn sie Mäuse fing, und später bei mir ihre Milch schlürfte, schien sie glücklich zu sein.

Mit meiner Schwester Myriam gab es oft Zank und Streit. Da sie vom Alter her genau in der Mitte war, fühlte sie sich oft benachteiligt. Sie bekam einerseits Druck von oben, also von Benjamin, der sie oft umher kommandierte. Im Gegenzug ergatterte ich als Nesthäkchen mehr Liebe und Aufmerksamkeit; noch dazu erregte ich durch mein Klavierspiel und meine Gesangsauftritte bei Familienfeiern – schon mit sechs Jahren! – *immer* die positive Resonanz meiner Umgebung, was Benjamin und Myriam durchaus auch neidisch machte. Sie gaben es aber nie direkt zu.

Vom Typus her war Myriam zwischen meinem Vater und meiner Mutter: Sie hatte mittelbraune, lange Haare, braune Augen, ein eher mittelbreites, keckes Gesicht, aber nicht so hübsch und

bühnenaffin wie meines. Ihre Hände und Füße waren eher die meiner Mutter, ansatzweise, aber nicht ganz so feingliedrig. Und laut schreien konnte sie! Wenn sie ihren starken Willen mit purem Geschrei durchsetzen wollte, gab es schon mal was auf die Finger, oder auf den Popo. Sie spielte gerne mit Puppen, mit ihrer hübschen Puppenstube, und Myriam liebte das Wasser über alles. Wenn sie schwamm, war sie in ihrem Element. Jeder Ausflug ins kühle Nass war für sie ein absoluter Höhepunkt.

\*\*\*      \*\*\*      \*\*\*

Die Zugehörigkeit zur jüdischen Religion war meinen Eltern schon immer sehr wichtig gewesen. Gurion erzählte mir öfters, dass er im Stillen begeistert von einem zionistischen Staat träumte, wo alle Juden endlich einen eigenen Staat hätten. Mich wunderte als vierjähriges Kind, dass das 1922, als ich gerade meine ersten Klavier- und Gesangsstunden begann, noch gar nicht der Fall war. Wo sollte man denn hin, wenn man noch nicht einmal ein eigenes Land hatte?? Mich machte diese Tatsache damals sehr traurig.

Unsere *Religion* – das war das Einzige, mit dem wir bei einigen konservativen, oft sehr nationalistischen Deutschen sehr unbeliebt waren, welche sich großmütig als „arisch“ und „reinrassig“ bezeichneten. Aber zum Glück hielt sich das – *noch* – in Grenzen.

Wir glaubten an den allmächtigen Einen, dessen Name aber nie genannt werden durfte – auch wenn zu Tisch selten der Begriff „Jahwe“ oder „Gott“ fiel, hauptsächlich eher von fremden, eingeladenen Essensgästen.

Und auch wir hatten unsere Blutlinien, nicht nur die Adligen und die „Braunen“, schließlich stammten wir ja von *Abraham* und seinen zwölf Stämmen ab.

Jeden Sabbat früh gingen wir in die Synagoge, mit ihrer Tora-Prozession, den Schriftlesungen und Gebeten. Diese großen, edel wirkenden Schriftrollen imponierten mir immer, und ich schaute interessiert auf die vielen verschiedenen Kippas. Papa trug seine schwarze Kippa aber meist nur in der Synagoge. Aber die Feier ging eigentlich bereits immer am *Freitag Abend* los, mit dem *Kiddusch*, dem Sabbatsegen, und einem Festmahl, das meine Mama immer perfekt zubereitete. Der Abend des Sabbats am Freitag begann traditionell, wenn man einen grauen Wollfaden nicht mehr von einem blauen unterscheiden konnte.

Als Kind fand ich die Stimmung der „blauen Stunde“ immer sehr mystisch und vom Geist des Einen erfüllt, dessen Name aber nie genannt werden durfte. Sonst wäre ja Seine Unendlichkeit und Allmächtigkeit eingeschränkt worden. Wenn dann die ersten Kerzen angezündet wurden, nach bestimmten Regeln, die mir als kleines Mädchen völlig unbekannt waren, fühlte ich immer eine Art *Einssein* mit den Schöpferkräften.

Gurion und Amelia sagten mir einmal, dass sie *Reformjuden* wären, und keine klassisch-orthodoxen Juden. Jedoch konnte ich als kleines Kind mit diesen Begriffen nicht viel anfangen. Das Wichtigste war mir, dass ich jeden Freitagabend diese mystische Energie in mir spürte. Es war, als ob eine Art von *kosmischer Energie* in mich hinein floss, vom Himmel herab, und diese enthielt einfach *alles*:

Das Gute, das Böse, alles dazwischen, den allmächtigen Einen, aber auch den Widersacher, und den Richter. Ich kann es Euch nicht näher erklären. Als kleines Kind stiegen gewisse Bilder, Eindrücke und Gefühle in mir hoch, und mir wurde bewusst, dass Menschen aus anderen Bevölkerungsgruppen und Religionen, wie zum Beispiel Katholiken, Protestanten, „Neger“ oder „Zigeuner“ auch einen Gott anbeteten. Er hatte dort einen Namen, und der wurde auch immer ausgesprochen.

Doch ich merkte auch, schon als kleine Mariella, dass sehr dunkle Dämonen über Europa schwebten, gleichsam einem brachialen Damoklesschwert, das nach dem gerade zu Ende gegangenen Weltkrieg erneut alles in kleinste Stücke schlagen wollte. Lauter schwarze Drachen kreisten unheilvoll am Himmel, und sie planten irgendetwas, das auch gegen uns Juden gerichtet sein würde. Die Drachen wollten die Menschheit vom Schöpfungsbewusstsein abschneiden, damit sie willfährig den Willen des Widersachers erfüllen sollten. So nahm ich es als kleines Mädchen wahr. Als ich Mama und Papa davon erzählte, ganz aufgeregt, schüttelten sie nur den Kopf und taten meine Gedanken als meschugge Spinnerei ab. Nein, so leicht ließen sie sich nicht verkohlen. Aber ich wollte sie ja gar nicht verkohlen... Und schließlich waren wir *das auserwählte Volk*. So schnell würden uns diese Dämonen und Dibbuku nicht ins Bockshorn jagen. Jedenfalls sagte das Gurion so zu mir.

Schon als Kind stellte sich für mich die Sinnfrage der Schöpfung. Tanz, Klavierspiel und Gesang waren für mich, als kleine Mariella, die Suche nach dem Sinn des Lebens, nach Geborgenheit in der Welt, und nach der ewigen, erfüllten Liebe. Ja, später wollte ich auch einen schönen Mann haben, der mich bis in alle Ewigkeit lieben würde, bis zum Tode, der mich halten, mich küssen, und mich heiraten würde. Bereits mit vier Jahren hatte ich diesen Traum, mich in einem langen, weißen Kleid mit Brautschleier, sowie ebenso farbigen, hohen Hochglanz-Lackschuhen zu vermählen, und bis in alle Ewigkeit glücklich zu sein...

\*\*\*      \*\*\*      \*\*\*

Als wir einmal alle Abends am Tisch saßen, gab es eine Überraschung. Es war Dienstag, der dritte Februar 1925. Draußen war es noch eisig kalter Winter, und Schneeflocken rieselten über die in Totenstarre liegende Landschaft Schlesiens.

„Morgen fahren wir nach Berlin, ins Theater!“ rief mein Vater laut und freudig aus. „William Shakespeares *Sommernachtstraum*, eine Premiere von Max Reinhardt. Wir werden mit dem Dampfzug dort hinfahren. Mit dem Wagen ist es einfach zu beschwerlich, mit dem vielen Schnee und Eis.“

„Wunderschön!“ rief meine Mutter Amelia aus. „Max Reinhardt ist ja zur Zeit ganz *en vogue*. Erst wollte er sofort emigrieren, aber er hat es sich wieder anders überlegt.“

„Die Situation für uns wird nicht gerade besser. Straßenkämpfe zwischen links und rechts, und immer mehr Deutsche schauen mit bösen Argusaugen auf uns.“ meinte Papa. Die Weimarer Republik war doch alles andere als der hochgelobte Mythos der „Goldenen Zwanziger Jahre“. Es war wohl eher eine Verschnaufpause, bis zur nächsten großen Katastrophe...



„Warum wird es schlechter für uns, Abba?“ fragte Benjamin, kindlich und überaus naiv.

„In Deutschland formieren sich immer mehr Kräfte, die uns Juden am liebsten ganz verbannen würden. Ich höre doch das Gerede in unseren Geschäfts- und Logenkreisen. Nun, ich denke, so schlimm wird es schon nicht kommen. Schließlich sind wir ja bestens situiert, einen guten Ruf, und wir haben genug Geld und Vermögen. Wirtschaftlich geht es vielen anderen in Breslau viel schlechter als uns. Aber ich habe sehr viele gute Kontakte zur amerikanischen Elektrizitätsindustrie, in Übersee, da lässt sich einiges kompensieren. Wir verschiffen zur Zeit sehr viel, über die Ostsee und Hamburg.“ führte Gurion nachdenklich aus.

„*Emigrieren??* Was ist das?“ fragte Myriam, naiv und unwissend, mit unschuldigem Blick, während sich Gurion gerade ein Glas koscheren Rotweins eingoss.

„*Emigrieren* bedeutet: *Auswandern*. Ja, einige deutsche Juden wandern inzwischen aus dem Deutschen Reich aus, ins Ausland.“ antwortete Amelia.

„Aber wir nicht, oder?“ fragte ich als Kleinste frech dazwischen. Ich wusste eigentlich gar nicht, worum es ging, wollte aber unbedingt meinen Senf dazu geben.

„Nein, wir bleiben hier, auf jeden Fall.“ antwortete Gurion, bestimmt und fest. Sein Satz hatte eine unbestimmte Endgültigkeit, die mir als junges Mädchen schon große Angst machte. Doch ich konnte gar nicht sagen, warum.

„Der *Sommernachtstraum* von Shakespeare wird dir gefallen, Mariella!“ freute sich Gurion. „Da gibt es griechisch-antike Elfen, viele Amazonen, die Amazonen-Königin *Hippolyta*, *Titania*, die Königin der Elfen, sowie einen Haufen Adlige. Und *Francis Flute* ist der Blasebalgflicker.“

„*Blasebalgflicker!?*“ lachte ich.

„Der Blaseblag ist ein Luftbeutel aus Leder, an dem hängen ganz viele Pfeifen dran. Der Musiker drückt dann die Luft in die Pfeifen, welche dann mit den Fingern gespielt werden, ähnlich einer Blockflöte. Das ganze heißt dann *Dudelsack*.“ erklärte Papa.

Kurzzeitig hatte ich eine Rückschau in eine andere Dimension. Ich hörte einen Dudelsackspieler in einem hügeligen, grünen Land. Es trötete ganz laut, und ein Gefühl von Heimat kam in mir hoch.

„Singen die auch, auf der Bühne?“ fragte ich.

„O je, das weiß ich gar nicht so genau. Ich denke schon, dass auch gesungen wird, ja. Aber das meiste wird wohl gesprochen. Schließlich ist es ja ein Theaterstück, und keine Oper!“ beschloss Gurion das Gespräch. Wir aßen dann noch zu Abend, und danach musste ich ins Bett. Süß und lieblich träumte ich von allerlei Feen, Waldgeistern und intriganten, bösen Geistern.

Ich freute mich schon herrlich auf die Fahrt mit der großen, schwarzen Dampflo, die schönen, edlen Ledersitze im Coupé, die weiße, verschneite Landschaft und den Gesang der Schauspieler. Singen, Tanzen, Amazonen, Königinnen, allerlei Verwirrspiel, und natürlich *die Liebe...* der *Sommernachtstraum* sollte eine Art *Initialzündung* in mir auslösen...

\*\*\*        \*\*\*        \*\*\*

Am nächsten Morgen fuhren wir gleich nach dem Frühstück nach Berlin, mit dem Dampfzug! Knapp dreihundert Kilometer war die Strecke lang, und es ging durch eine wundervoll verschneite, ja geradezu verzauberte Landschaft. Die Eiskönigin hatte ihren Zauberbann über die Landschaft

gelegt, und der Sonnenaufgang ließ die Schneekristalle in allen Regenbogenfarben funkeln. Ich hatte ein schönes, hellblau-türkises Kleid an, meine weißen Lackschuhe, und zwei hellblaue Schleifchen im Haar. Meine Mutter war in einem roten, taillierten Kleid zugegen – sogar ihr rosa Pariser Modellkleid hatte sie extra in einem Koffer dabei, zusätzlich – und Abba war im schwarzen Anzug und Melone. Benjamin war ganz adrett in einer Art Kinderanzug zugegen, und Myriam war in einem smaragdgrünen Zweiteiler unterwegs.

„Gehen wir nachher in den Speisewagen?“ fragte Benjamin im Abteil. Alles war schön in Brauntönen gepolstert, und kuschelig. Es war ein recht moderner D-Zug, also ein Durchgangszug: Man konnte durch den ganzen Zug gehen, und wir hatten trotzdem ein Abteil ganz für uns, das über eine Außen- und Innentür zugänglich war. Aber kühl war es!

„Mal sehen.“ sagte Gurion kurz.

Ich schaute aus dem Fenster, öffnete es aber nicht. Eine schwarz-graue Rauchwolke zog düster vorbei, und der hohe Pfiff der Lokomotive hallte weit durch die Landschaft. Dieses Bild prägte sich mir ganz tief ein.

„*Berliner Volkszeitung! Berliner Volkszeitung!*“ rief laut ein Zeitungsjunge im Zug. Mein Vater winkte ihn umgehend durch die Scheibe heran. Die Tür des Abteils öffnete sich, und Gurion zahlte dem Jungen ein paar Pfennige.

Mein Vater blätterte in der Zeitung und stieß auf etwas, das ihn sofort in starke Unruhe versetzte.

„*Was steht denn hier?? Adolf Hitler, der im Dezember 1924 aus der Haft in Landsberg entlassen wurde, plant die Neugründung der NSDAP!*“

„Das klingt überhaupt nicht gut.“ antwortete Amelia besorgt.

„Ich glaube aber nicht, dass er hochkommen wird. Das ist doch ein ideologischer Spinner, ein Totalversager...“ beschwichtigte Gurion. Die Worte „Adolf Hitler“ lösten in mir ein Unwohlsein aus, das ich rational nicht erfassen konnte. Aber das Gefühl dahinter war sehr, sehr dunkel und unheilvoll.

Gurion fuhr fort: „Die Wirtschaft in Europa geht immer mehr in die Knie. Sie drucken wie verrückt Papiergeld. Die Hyperinflation nimmt geradezu astronomische Ausmaße an. Eine Billion Mark für ein Brötchen – das ist doch nicht mehr normal! Demnächst planen sie die Einführung der *Rentenmark* als Gegenmaßnahme. Das Papier-Notgeld soll im Laufe des Jahres abgeschafft werden.“

„Geht unsere Firma dann pleite!?“ fragte Benjamin. Für seine elf Jahre war er ganz schön intelligent.

„Ich denke, wir werden es schaffen. Außerdem haben wir ziemlich viel Bestände an Edelmetallen und Metallen...“ Gurion hatte einen Optimismus, der selbst dann noch optimistisch war, wenn er kurz vor dem Abgrund stand. Jedenfalls kam mir Abba oft so vor, dass er die potentielle Bösartigkeit von Gegnern arg unterschätzte. Das *Unterschätzen* war eine große Schwäche von ihm...

„...die aber größtenteils in Kommission bei uns lagern.“ warf Amelia etwas kritisch ein.

Gurion schaute etwas pikiert zurück, sagte nichts mehr und las in seiner Zeitung weiter.

Ich freute mich auf Berlin. Zum ersten Mal in einem richtigen Theater!

„Wann sind wir eigentlich da?“ fragte ich ungeduldig, während ein Sonnenstrahl schräg durch mein Fenster fiel, und auf meinem goldenen Armreif glitzerte.

„In etwa zwei Stunden.“ Amelia zückte ihren Schminkspiegel und zog sich, wie eine Diva, ihre Lippen mit einem abgetönten Rot nach. Mir gefiel das, aber sie gab mir ihren Lippenstift nicht.

„Mariella, wenn du sechzehn bist, oder achtzehn, dann können wir über Lippenstift und Schminke reden. – Jetzt bist du noch viel zu klein dafür!“ schmetterte meine Mutter bestimmt ab.

Doch in Gedanken sah ich mich bereits auf der Bühne stehen, tanzen und singen. Natürlich in voller Montur, in einem wunderschönen, roten, femininen Kleid, hohen Stöckelschuhen und einer tollen Frisur, die allen Männern fulminant den Kopf verdrehen würde.

Wir gingen dann doch noch in den Speisewagen. Während uns Abba nach unseren Wünschen fragte, tönte es barsch und unfreundlich vom Nebentisch herüber, von einem älteren Mann mit strengem Gesicht: „Wissen Sie, ich bin rein 'arisch', bis in die dritte Generation. Diese 'Verjudung' der deutschen Gesellschaft ist doch nicht mehr hinzunehmen! *Diese Juden* sind für die wirtschaftliche Krise verantwortlich, jawohl!!“

„Da haben Sie völlig Recht!“ antwortete sein Gegenüber, ein ebenfalls älterer Mann mit Monokel. Seine kürzlich angezündete, fette Zigarre verqualmte den ganzen Speisewagen, und mir wurde fast speiübel. Dieser böse Mann sprach die Worte „*diese Juden*“ so aus, als ob wir Höllenmonster wären! Ich konnte es nicht im Geringsten nachvollziehen.

Gurion schaute ganz entgeistert. Ich verstand es nicht, und war wohl noch zu klein dafür. Aber der rote Lippenstift meiner Mutter erregte schlussendlich doch wesentlich mehr Aufmerksamkeit...

Als ich um mich blickte, sah ich ein junges Mädchen, genau in meinem Alter, in einem tollen rosafarbenen Kleid, das durch das Fenster in die Winterlandschaft blickte. Sie trank einen roten Hagebuttentee, in einer durchsichtigen Glastasse. Kurz war mir so, als hätte ich mich unsterblich in sie verliebt. *Wie schön sie aussah!* Mein Puls begann ganz schnell zu schlagen, und ich bekam fast Herzrasen! Mir wurde ganz heiß im Körper. Doch sie war doch ein... *Mädchen!!* Ich verwarf dieses eigenartige, aber unglaublich wohlig-selige Gefühl sofort wieder und drehte mich wieder um.

Schnellstens verdrängte ich diesen Gedanken wieder, denn er war mir fast schon unheimlich, obwohl dieses bildhübsche Mädchen förmlich jede Zelle in meinem Körper erregte.

Doch da saß aber auch ein bildhübscher Junge, welch willkommene Ablenkung, mit kurzen, adretten dunklen Haaren und einer vornehmen, teuer wirkenden Weste. Ich blinzelte freundlich und lachte ihn an. Er winkte postwendend zurück und lächelte. Aber ich fühlte viel weniger, als bei dem hübschen Mädchen im rosa Kleid, das mir fast den Atem raubte, und das mit sechs Jahren!

„Abba, wenn ich groß bin, so eine richtige Frau, dann werde ich heiraten und eine ganz große Sängerin werden! Und ich bekomme drei Kinder, oder auch vier. *Und einen ganz tollen Mann!*“ posaunte ich laut heraus. Ich glaubte mir jedoch selber kein Wort davon, ich machte mir etwas vor.

Alle am Tisch lachten, und schauten mit etwas zweifelhaftem Blick. Ja, ihr Blick war fast schon von einer unterschwelliger Angst und Zwiespältigkeit geprägt, wie wenn jemand lügt, und man versucht, diese Lüge trotzdem krampfhaft zu glauben, rein der guten Sitten willen.

„Ja, heiraten ist *wunderschön!* Wenn sich der passende *Mann* findet, dann ist es wirklich herrlich.“ meinte Amelia. Ich glaubte herauszuhören, dass dies ein unterschwelliges Kompliment an ihren Ehemann Gurion war. Das merkte ich schon in meinen jungen Jahren...

„Ein schnelles Auto ist mir viel wichtiger! So ein richtig rasantes, das 120 Kilometer pro Stunde fährt!“ Benjamin war in seinem Element.

„Das wird dich aber ganz schön durch rütteln, mein Lieber! Aber so wie ich es sehe, wirst du deine Fahrerlaubnis so schnell als möglich absolvieren, mit einundzwanzig.“ entgegnete Vater belustigt.

„*Erst mit einundzwanzig??* Nein, das ist mir viel zu spät. Ich will schon mit sechzehn Automobil fahren lernen, oder mit *vierzehn!*“

Erneut lachten alle, sehr amüsiert. Automobilist mit vierzehn, oder gar schon mit *zehn* – was für eine komische Vorstellung, mit Benjamin am Lenkrad, als Kind. In meiner Phantasie malte ich mir aus, wie er durch die Lande brausen würde, mit seinem Kopf, der fast hinter dem Lenkrad versank. Und dann würde ihn die Polizei anhalten, der böse Schupo, und ihn postwendend bestrafen.

„Wenn ich groß bin, werde ich Schwimmerin! Und ich gewinne eine Medaille! *Eine Siegermedaille!*“ gab Myriam ihren Kommentar dazu.

„Daraus wird sowieso nichts.“ blockte Gurion sofort ab. „In den deutschen Sportkadern sind Juden nicht erwünscht. Sei froh, wenn du mit denen nichts zu tun hast.“ Sein Kommentar hatte die Endgültigkeit eines Scharfrichters.

Ich verstand meinen Vater überhaupt nicht. Warum zerstörte er Myriams Träume mit einem Schlag?? Aber ich musste ja nicht alles verstehen.

Als wir den Speisewagen wieder verließen, kam ich an dem Mädchen mit dem wunderschönen, rosafarbenen Kleid vorbei und lächelte ihr selig zu. Und da kam wieder dieses absolute Hochgefühl, als ob ich auf einer weißen Wolke schweben würde! Es ging über simple Sympathie weit hinaus, es war, als ob ich mich unsterblich in sie verliebt hätte. Doch ich konnte es mir nicht erklären. Außerdem war ich ja erst ein halbes Dutzend Jahre alt, wenn auch etwas frühreif. Ich war ganz hin und weg, mein Inneres begann, verrückt zu spielen. Auf einmal hatte ich die völlig abstruse Idee, dieses hübsche Mädchen später zu heiraten!

Ich genoss es einfach, für einige Sekunden unendlich glücklich zu sein, und in eine höhere Dimension zu entschweben... *nie* würde ich ihr liebliches Gesicht vergessen, niemals.

\*\*\*      \*\*\*      \*\*\*

Als wir in Cüstrin – das in ferner Zukunft *Kostrzyn nad Odrą* heißen würde – anhielten, sah ich aus dem Fenster. Ich sah eine sehr arme Familie, Vater, Mutter und zwei Kinder, die alle sehr schlecht gekleidet waren. Abgewetzt, löchrig und leicht angeschmutzt waren die elendiglichen Stofflappen, die sie trugen, ihre Koffer schon etwas kaputt, mit alten Riemen notdürftig zusammengehalten.

Sie stiegen natürlich nicht in unseren noblen Zug ein, sondern in die vierte Klasse, die Holzklasse, drei Gleise weiter. Wahrscheinlich hatten sie monatelang auf die Fahrkarten sparen müssen.

Mir taten diese Leute sehr leid. Schlagartig dachte ich, dass eine Gesellschaft nur etwas wert war, wenn sie auch die Schwächsten gut behandelte. Eine Gesellschaft, die gemäß unmenschlicher,

primitiver Raubtier-„Arier“-Art nur die Stärksten bevorzugte, und die Schwächeren oder Andersartigen ausgrenzte, wäre gar keinen Pfifferling wert. Gehörte ich etwa zu den Ausgegrenzten??

So etwas kam mir in meinen blutjungen Jahren schon ins Gedächtnis...

„Man erkennt den Wert einer Gesellschaft daran,  
wie sie mit den Schwächsten ihrer Glieder verfährt.“

(Dr. jur. rer. pol. Gustav Heinemann/1899 - 1976)

Der Zug ratterte weiter über die unverschweißten Schienenstöße. Rat-tat, rat-tat, rat-tat, rat-tat. Wir fuhren durch die sanften Hügel der Märkischen Schweiz, und es war nicht mehr weit bis Berlin!

Zum ersten Mal in meinem Leben hatte ich das Gefühl, dass diese Fahrt etwas in mir auslösen würde, das nicht mehr rückgängig zu machen sein würde.

„Mama, kann man sich eigentlich schon in ganz junge Mädchen verlieben?“ fragte ich Amelia, ganz unbescholten.

„Kind, was ist denn das für eine Frage?! Vielleicht, ja. Aber das ist eher ungewöhnlich, äußerst ungewöhnlich.“ Meine Mutter hatte einen Ton drauf, als hätte diese Frage nie gestellt werden dürfen.

„Ich liebe am liebsten schöne Autos!“ rief Benjamin sofort dazwischen.

„Und ich liebe das Wasser über alles!“ kam es von Myriam, wie aus der Pistole geschossen. Wir vier lachten alle laut und ausgelassen drauf los.

Nur Gurion schaute nach kurzer Zeit ganz, ganz ernst. Mir war so, als ob er sehr viele düstere Gedanken hatte. Aber ich konnte partout nicht erraten, welche. Das Geratter des Zuges prägte sich tief in mein akustisches Gedächtnis ein.

\*\*\*      \*\*\*      \*\*\*

Endlich waren wir da! Wir rollten langsam in den Görlitzer Bahnhof ein, der Heizer in der Lokomotive stöhnte sehr erleichtert, und eine *Aura von Welt* strömte in mich ein, die Breslau überhaupt nicht hatte.

Berlin war viel, viel weltmännischer, weiträumiger, aber auch verruchter und exzentrisch, und ein bisschen aus der Reihe! So würde es wohl ein Erwachsener ausdrücken.

Ich freute mich herrlich auf den Sommernachtstraum, der aber komischerweise im *Winter* stattfand. Deshalb war es ja ein Traum, alle träumten vom Frühling, vom Sommer, wenn das grausame, eisige Leichentuch von Väterchen Frost endlich weggezogen würde, und der Freude von Abertausenden, grünen Knospen Platz machen würde. Ich liebte das Leben, und ich hasste den Tod.

„Wir sind da! Wir sind da!!“ schrie ich.

„Nicht so laut!“ maßregelte mich Amelia umgehend. „Was sollen denn die anderen Leute denken!“

„Gibt es hier noch mehr Automobile als bei uns, in Berlin?“ fragte Benjamin frech dazwischen.  
„Ja, hier gibt es ganz tolle Exemplare. Du wirst staunen, Benjamin.“ antwortete Gurion, dessen Ernst langsam wieder aus seinem Gesicht wich.

Als wir ausgestiegen waren, standen am Vorplatz einige moderne Automobil-Taxis, ganz in Schwarz. Aber auch eine Pferdekutsche gab es noch, wie ein Relikt aus vergangenen, kaiserlichen Zeiten.  
„Abba, Abba, fahren wir mit der Pferdekutsche?“ fragte ich begeistert.  
„Nein, wir nehmen ein Taxi zum Hotel.“ Gurion lief schnurstracks auf eine der auf Hochglanz polierten, schwarzen Karossen zu. *Hotel* – das klang ja nach Übernachtung! Wie Gurion das mit Benjamin, Myriam und der Schule machte, war mir rätselhaft. Aber meine Aufmerksamkeit schwenkte sofort zu einigen Damen, die im lässigen Coco Chanel-Stil der Zwanziger Jahre gekleidet waren, mit einem fetten Pelzmantel darüber, welcher allerdings *geöffnet* war. Und das bei der Kälte! Sofort fing ich Feuer. Ich wusste schon jetzt, *das* wäre meine Stadt. Die vielen Neon-Leuchtreklamen verkündeten auch am Tag ihr „Persil“, „Nivea“, „Siemens“, „Ufa“ für alle. Obwohl ich die Namen nur bruchstückhaft lesen konnte, prägte sich mir ihr Logo fest in mein Gedächtnis ein. Brummend fuhr unser gepolstertes Taxi, in sehr edlem, schwarzen Leder gehalten, zu unserem Hotel.

An einem Bekleidungsgeschäft, mitten in der Stadt, prangte ein großes Schild hinter der Glasscheibe, schwarz auf weiß. „*Wir verkaufen nicht an Juden!*“. Gurion regte sich fürchterlich auf. „Wo soll das noch alles hinführen?!“ Das Taxi fuhr langsam vorbei, und ich schaute wieder auf Mamas rote Lippen. Wenn ich groß wäre, würde ich mir auch so einen tollen Lippenstift kaufen, oder gleich zwei...

Diese großen, breiten Straßen und Alleen, das viele Grün, die Menschen aller Couleur, reich und arm, weiß oder schwarz, vornehm gekleidet oder in verdreckter Arbeiterkluft, der ganze Trubel, das großzügige „*Leben und leben lassen*“ – innerlich war mir klar, hier gehörte ich her. Egal, was Papa und Mama später dagegen setzen würden, der magische Zauber war ungebrochen.

Zum Schauplatz *Athen* im Sommernachtstraum war es nicht mehr weit. Doch vorher brachten wir unsere Sachen ins Hotel. Schon als kleines Kind war mir bewusst, welche eine starke Kraft die *Liebe* war. Mir war auch bewusst, dass Menschen *ohne Liebe* irgendwann zu seelenlosen Monstern mutieren würden. Eiskalte, unmenschliche Dämonen, auf die die Welt liebend gerne verzichten könnte...

Der Sommernachtstraum und seine vier Handlungsstränge überforderten mich in meinem jungen Alter. Aber ich war ganz hingerissen von dem Zauberwald und der Kulisse des antiken Athen. Drei Tage und drei Nächte umfasste die Hochzeit des *Theseus* und *Hippolyta* am Hof von Athen. Noch dazu die Liebenden, all die lustigen Feen und Elfen, das streitende Elfenpaar *Oberon* und *Titania*... Auch wenn ich nicht genau verstand, wer wie und warum herum stritt, war es amüsant und lustig. Vor allem *Puck*, den Hofnarr von Oberon, fand ich sehr lustig. Und *Francis Flute*, der

Blasebalgflicker, spielte eine FRAU namens *Thisbe*, die Geliebte von *Pyramus*. Mir war völlig schleierhaft, warum die Figur nicht von einer Frau gespielt wurde, sondern von einem Mann...!

Wir saßen ganz, ganz oben in der feinen Theaterloge, auf rot gepolsterten, sehr bequemen Sitzen. Mama schaute ab und zu mit ihrem Opernglas hinunter. Sie hatte doch tatsächlich ihr rosafarbenes Pariser Modellkleid angezogen, und sah aus wie ein berühmter Filmstar, oder eine Operndiva.

Ich war in einem sehr hübschen, hellblauen Kleidchen und ebenso hellblauen Schleifchen, in meinen blond-roten Locken, gekleidet. Abba und Benjamin steckten in schwarzen, feinen Anzügen, etwas steif wirkend, und Myriam in einem braunen, vornehmen Kleid.

Ab dem heutigen Abend war mir klar: *Ich würde Schauspielerin werden, oder Sängerin und Tänzerin*, jedenfalls eine tolle, wilde Frau auf der Bühne, die sofort die Aufmerksamkeit und die Blicke aller auf sich ziehen würde. Schönheit und feminine Attraktivität waren wie ein Magnet für mich. Jegliche Form von weiblicher Koketterie erzeugte in mir eine gewisse Spannung, eine Freude, ein Spiel zwischen Liebelei und der Sehnsucht aller Menschen nach dem völligen Angenommensein, nach *Liebe*.

*Wollten nicht alle Menschen geliebt werden?* War das nicht der Grund, der insgeheime Motor, der alle antrieb, oder fast alle?? Jedenfalls fühlte ich das so, in meiner jungmädchenhaften Seele...

„Die Inszenierung von Max Reinhardt ist doch eine Wucht!“ freute sich Papa.

„Ja, sie ist sehr gelungen!“ flüsterte Amelia leise, und schwenkte geziert ihr Opernglas.

„*Wenn ich groß bin, werd' ich Sängerin und Tänzerin! In Berlin!*“ rief ich.

„Nicht so laut!“ ermahnte mich meine Mutter, während die Leute bereits klatschten. Es war gerade ein Akt zu Ende, und einige andere Zuschauer in feiner Kleidung tuschelten ebenso.

„Singen und Texte auswendig lernen kannst du ja schon sehr gut, und du triffst die Töne nahezu perfekt.“ meinte Mama lübblich anerkennend. „Aber erst gehst du einmal auf die Volksschule. Neben der Schule werden wir dir weiterhin Gesangsstunden und Klavierunterricht geben lassen...“

„...oder Tanzstunden!“ lachte ich.

„Mal sehen.“

„Und wie findest du Berlin?“ fragte mich mein Vater.

„Sehr schön!“ antwortete ich kurz.

Ich konnte all das, was ich in meinen Inneren fühlte, gar nicht in Worten ausdrücken. Mit einem Mal durchfuhr es mich wie ein Blitz: Auf der *Bühne* könnte ich *alles* ausleben, was man – in meinem Fall *frau* – auf der Straße nicht durfte, oder was als anstößig, beschämend oder tabu galt. Den Begriff „Fräulein“ hasste ich wie die Pest. Warum gab es denn keine „*Männleins*“?? Ich war schon als kleines Mädchen dafür, dass Frauen auch alles durften, was die Männer machten. Automobil fahren, arbeiten, rauchen, wählen, alle Schulen besuchen, protestieren, allen die Meinung sagen, machen, was ich wollte...

Ich dachte plötzlich an nackte, leicht frivole Frauen auf der Bühne, jedenfalls nahezu nackt oder sehr leicht bekleidet, aber trotzdem schön, an verquere, potthässliche Männer mit ihren verkorksten, größtenwahnsinnigen Gehirn-Inhalten, an närrische, androgyne Clowns und Verkleidungskünstler, an umher turnende Tänzerinnen oder an schaurige Monstergestalten.

Die Initialzündung in mir war vollzogen, und niemand würde mich mehr von meinen zukünftigen Berufswünschen abbringen. Außer, ich würde von ganz bösen Leuten umgebracht, die mir meinen Erfolg nicht gönnen würden, oder die abgrundtief neidisch wären.

Ich war künstlerisch talentiert und begabt, und hatte das Glück, dass Mama und Papa ganz auf meiner Seite waren. Das nächtliche Berlin mit seinen unzähligen elektrischen Lichtern, seinen vielen erleuchteten Bauwerken und Alleen, seinen vielen Automobilen, den laut umher plappernden Leuten, den vielen Theatern, Varietés, Cafés, Revuetanz-Bühnen und den nun noch stärker bunt leuchtenden Neonreklamen erregte mich aufs Äußerste.

Hier war der Puls der Zeit, ein feuriges Prickeln überall, und ich würde nie mehr etwas versäumen. Ab jetzt würde ich mein ganzes Taschengeld sparen, um wieder mit dem Dampfzug hierher zu fahren. Am besten im Sommer, wenn es schön wohlrig warm war und ich schöne, luftige Kleider anziehen könnte, und ganz hübsche Schuhe...

Als wir am nächsten Tag in der Frühe in dem vornehmen Hotel frühstückten, packte mich eine ungeheure Wehmut. Ich wollte gar nicht mehr nach Hause zurück. Aber natürlich konnte ich in meinem jungen Alter nicht alleine in einer so riesigen Millionen-Metropole wohnen. Wer sollte dann auf mich aufpassen? Wer sollte mir etwas zu essen machen, mich versorgen, mich in der Stadt umher fahren?

Und so wuchs ich langsam, aber sicher und wohlbehütet heran, bis ich drei mal drei war.

Meine Jungmädchenträume würden sich später bestimmt erfüllen, da war ich mir *ganz sicher*.

\*\*\*      \*\*\*      \*\*\*



### Kapitel 3

Gurion entdeckte oft gewisse Dinge in der Zeitung, wie damals im Zug, welche auch ich nun immer besser lesen konnte. Es hatte etwas mit einem gewissen „Adolf Hitler“, der „NSDAP“ und uns Juden zu tun.

Ich merkte, dass Abba diese Dinge sehr beunruhigten. Er versuchte, es ständig herunter zu spielen. Unterschwellig spürte ich aber, dass eine Bedrohung gegen uns alle fünf schwelte, die später auch *mich* äußerst unheilvoll treffen könnte.

Wenn mein Vater manchmal sagte, dass die Juden im Deutschen Reich immer unbeliebter werden würden, er nannte öfters den Begriff „*Antisemitismus*“, so konnte ich das gar nicht nachvollziehen.

Wir Juden waren doch *ganz normale und sittsame Menschen*, wie alle anderen auch. Warum sollten wir dann verfolgt werden, nur um unserer selbst Willen, ohne dass wir jemandem etwas getan hätten??

Abba kannte doch sogar diesen tollen, jüdischen Physiker, ach, *wie hieß er doch noch?*

Wäre der etwa auch auf Hitlers zukünftiger „Abschussliste“!?

\*\*\*      \*\*\*      \*\*\*

Die Jahre verflogen in Windeseile, und ich perfektionierte meine jungfräulichen Gesangskünste. Opernsängerin wollte ich allerdings nie werden. Kunstgesang war nicht so mein Ding, es war mir einfach zu gestelzt. Ich entwickelte mich immer mehr in die Richtung Musik-Varieté mit Solo-Gesang, Tanz-Revue und Jazz-Interpretation.

Als ich neun Jahre alt war und schon sehr gut lesen und schreiben konnte, erinnerte ich mich an das junge Mädchen in dem wunderschönen rosa Kleid, das ich damals am vierten Februar 1925 auf der Zugfahrt nach Berlin gesehen hatte. Ich widmete ihr, unter meinen heißen Tränen, ein kurzes Liebesgedicht. Die dichterischen, anmutigen Worte dazu fielen gleichsam aus dem Himmel auf mich herunter, wie goldene und silberne Sterntaler, und ich schrieb sie einfach auf, ohne nur eine Sekunde über ihren Inhalt nachzudenken:

*Einst fuhren wir durch Land und Flur  
mein Blick fiel zu Dir, aber nur  
der Unaussprechliche sah es klar  
unsere Liebe, die schon immer war.*

*So warf ich einen Blick zu Dir  
der eigentlich verboten mir.  
In allen Farben Diamanten  
funkelten im Schnee, mit Kanten.*

*Ewig wird bleiben unsere Liebe  
trotz aller Peitschenhiebe  
die das Dunkle wirft zwischen uns  
bis zum bitt'ren Tod – sie tun's!  
Was uns ereilt soll nie sein vergessen  
tut man's doch, ist's gar vermessen.  
Auch wenn ich es partout nicht weiß  
ich diese Worte nie zerrei'.*

*Die weiße Hochzeit ist verwehrt  
trotzdem sei'n wir als Mensch geehrt.  
Unsere Sehnsucht füreinander bleibt  
auch wenn die Weltenmühle uns zerreibt.*

*(Mariella Weiszbaum, Breslau, 8. Mai 1928)*

Ich legte das kleine Papier, das mit einem rosafarbenen Zierrand versehen war, in eine kleine Schatzkiste, die mit einem klitzekleinen Schlüssel abzuschließen ging. Eigentlich war es wohl eher eine Schmuckdose, aber nun lag ein wertvoller Schatz darin, der einen unsichtbaren Inhalt hatte. Liebe ließ sich nicht speichern, nicht festhalten, und nicht einfrieren. Und je mehr man – oder *frau* – sie festhielt, desto schneller entwand sie wieder in die unendlichen Weiten des Kosmos...

\*\*\*      \*\*\*      \*\*\*

Ein Ereignis der ganz besonderen Art war, als uns 1929 doch tatsächlich *Coco Chanel* besuchte, die berühmte Modeschöpferin, die das „kleine Schwarze“ erfunden und das Korsett abgeschafft hatte. Somit begannen freiere und luftigere Zeiten für uns Frauen im Deutschen Reich, und das merkte ich schon als Elfjährige. Die Emanzipation hielt Einzug, das Frauenwahlrecht war kürzlich eingeführt worden, Weibsbilder rauchten dekadent in der Öffentlichkeit, und fuhren sogar selbstbewusst Automobil. Die gebürtige Gabrielle Chasnel, jetzt bereits 46 Jahre alt, aber immer noch sehr gut aussehend, schaute im Frühjahr mit ihrer Kollektion bei uns zu Hause in Breslau vorbei, einige Monate vor der Weltwirtschaftskrise. Ihr relativ kurzer Haarschnitt und ihre souveräne, fast schon burschikose Art gefielen mir auf Anhieb. Coco war frech, progressiv und unkonventionell, genauso wie ich...

*„Ein starkes Geschöpf, fähig, über einen Mann oder ein Reich zu herrschen.“*

*(Winston Churchill)*

Mama redete mit ihr hauptsächlich Französisch, und ich verstand kein einziges Wort. Aber ich nahm Cocos herausfordernde Ausstrahlung wahr: *Die Befreiung der Frau in Europa*.

Meine Mutter und Coco waren sogar per „du“. Das habe ich aber erst im Nachhinein erfahren. Mein Vater kannte sehr viele reiche Leute und Prominente, über seine vielen Geschäftsverbindungen. Er kannte sogar *Albert Einstein*, und seinen 1902 verstorbenen Vater!

„Coco, das ist sehr schön und zuvorkommend, dass du dir für uns Zeit genommen hast! Wie läuft das Geschäft?“ fragte Amelia. Coco hatte ein eher leger wirkendes, schwarzes Zwanziger Jahre-Oberteil an, kombiniert mit einem ebenso schwarzen, wadenlangen Tüllrock, der für die damalige Zeit erstaunlich freizügig aussah. Ihren dunklen Zwanziger Jahre-Damenhut nahm sie jetzt ab, und ihre vielen, langen Ketten rasselten leise. Für allzu konservative Weiber war das nichts...

„Trotz der wirtschaftlichen Flaute in Europa läuft es immer noch erstaunlich gut! Weißt du, ich habe eben genau ins Schwarze getroffen. Luftige, freizügige Mode ohne enges Mieder mehr, mein 'kleines Schwarzes', meine neue Hutkollektion, und noch dazu die schönen, exklusiven Ketten. Das ist genau *das*, was Frauen heutzutage mögen... ich habe anscheinend *genau* den Zeitgeist getroffen. – Ich habe dir fünf Kleider in verschiedenen Größen und Farben mitgebracht, und ich bin mir ganz sicher, dass dir mindestens zwei davon gefallen werden. Und zwei Flaschen meines Parfüms *Chanel N° 5* habe ich auch dabei...“ Diese weltberühmte Parfüm war damals eine Sensation, und es war nicht gerade billig. Doch ich konnte seinem Geruch nicht so viel abgewinnen wie meine Mutter.

Und schon zog sich Coco in unserem Gästezimmer im ersten Stock unserer großen Villa um – natürlich hatte sie die Tür geschlossen! – und kam in einem schwarzen, kurzen Kleid heraus, das mit netten goldenen Applikationen verziert war. Dazu ein schwarz-goldener, eher lose anliegender Gürtel. Als ich das tolle Kleid sah, war ich auf Anhieb innerlich erregt, und wusste sofort, *so eines* musste ich später auch haben, wenn ich groß war!

„*So eins will ich auch, wenn ich groß bin!*“ rief ich sofort heraus. Amelia lachte laut und kieksend, und übersetzte es für Coco ins Französische, welche alsdann ebenfalls herzlich lächelte.

„Deine Tochter Mariella hat eben Geschmack.“ erwiderte sie, mit einem Anhauch von Noblesse in ihrer Stimme. Myriam war im Übrigen gerade weg, und die erlauchten „Herren der Schöpfung“ namens Benjamin und Gurion warfen soeben einen ganz kurzen Blick ins Zimmer, um dann gleich wieder zu verschwinden. Alles Weiberkram, Frauensache, nichts für „harte“ Männer!

„*Ach, Männer sind doch alle wie Kinder!* Wenn du erst einmal weißt, wie sie ticken, dann lassen sie sich wie im Fluge um den Finger wickeln!“ Coco, das „freche Mädchen“, sagte das sehr selbstbewusst und dominant, aber doch auch wieder lieblich und sanft, so dass es Abba und Benjamin garantiert noch gehört haben mussten. Solche Sätze hätte sie einem Orthodoxen lieber nicht sagen sollen, aber wir als Familie waren ja relativ offen gegenüber Neuem.

„Ich glaube, das nehme ich!“ stimmte Amelia erfreut zu. Mama und Coco waren auf der gleichen Wellenlänge, das spürte ich ganz stark in meinem Inneren.

Als nächstes kam eine Kombination aus einer beigen Hose und einem hellbraunen, fast schon sportlich wirkenden Oberteil mit leichtem V-Ausschnitt. *Das war doch Sportkleidung für Männer!* Ich war etwas perplex. *Wollte sich Mama jetzt als Mann verkleiden??*

„Das ist wirklich revolutionär!“ sagte meine Mutter. „*Hosen für Frauen...* ich glaube aber, das ist eher nichts für mich.“ Auch ich war nicht so angetan, mir gefielen die Kleider am besten, wo viel Bein gezeigt wurde, so richtig *frivol und anzüglich*, auf der Bühne, im gleißenden Rampenlicht...

Kombination Nummer drei war dann ein elegant wirkendes, dunkelrotes Seidenkleid, das leicht tailliert, aber nicht eng geschnürt war wie im achtzehnten oder neunzehnten Jahrhundert – also nur was für eher schlanke Figuren – und das Amelia wirklich perfekt stand. Sie sah aus wie eine Märchenprinzessin!

„Das schaut aber super schön aus!“ rief ich begeistert. Allein das Anschauen dieses zauberhaften Kleids brachte mein kindliches Blut in Wallung.

Amelia sah sich höchst erfreut im Spiegel an und staunte nicht schlecht. „Das sieht ja wirklich wundervoll aus!“ In diesem Moment war ich heilfroh, ein Mädchen zu sein. So konnte ich immer wunderschöne Sachen anziehen, wenn auch nicht jeden Tag. Zum Spielen waren hübsche Sachen dann doch zu schade, ein hartnäckiger Fleck, braune Erde aus dem Garten, schwarze, ölige Fahrradschmiere, oder eine unflätig umgekippte Milchtasse zu Tisch, und der Tag war für Amelia oft gelaufen. Moderne Männerkleidung fand ich oft eintönig und sehr langweilig, jedenfalls diese todernste, britische Anzugmode, die momentan auch immer mehr auf den europäischen Kontinent überschwappte. Wie schön dagegen doch die historische, adelig-barocke Herrenkleidung war!

„Ja, nicht? Sehr elegant. Es ist eine etwas gehobenere Preisklasse, aber bestens verarbeitet, aus unseren feinen Ateliers in Paris.“

„Es wird ja wohl nicht teurer sein, als das rote Pariser Modellkleid, das ich im Schrank hängen habe... du kennst es ja.“

„Ach was. Es ist etwa ein Drittel der Summe.“ Coco sagte das mit einem Unterton in der Stimme, den nur Menschen haben konnten, die anscheinend immer genügend Geld hatten. Interessanterweise konnte ich schon als Kind oft solche Nuancen aus der Stimme anderer Menschen heraushören.

„Abgemacht. – Und die Hüte?“ fragte Mama.

Coco führte drei Hüte im typischen Stil der Zwanziger Jahre vor: Ein etwas abgeflachtes, schwarzes Modell, eher elegant, einen vorne mit Goldstreifen verzierten Hut, der eine komische Form hatte, fast wie zwei kleine Flügel an den Seiten, und eine Art „Mützenhut“, der auf mich etwas befremdlich wirkte.

„Ich glaube, ich nehme den schwarzen mit den goldenen Querstreifen, der passt sehr gut zu dem schwarzen Kleid!“ meinte Mama hellauf begeistert.

„Mama, Mama, später will ich auch so ein schwarzes Kleid haben! Können wir nicht eins *im Voraus* kaufen, damit ich schon eins habe, wenn ich mal groß bin?“

Beide lachten wieder, ganz lustig und amüsiert.

„Mariella, wenn du mal groß bist, und die Kleidergröße stimmt, dann leihe ich dir meines aus, für die Bühne.“ entgegnete Amelia wohlwollend. „Ich kann doch unmöglich wissen, welche Kleidergröße du in sechs oder sieben Jahren hast... du bist ja noch im Wachstum!“

Leicht enttäuscht schaute ich nach unten, mit der typischen Eingeschnapptheit eines jungen Mädchens.

Auf der einen Seite wirkte Coco etwas streng, kühl und distanziert, aber im Gegenzug wurde ihr nachgesagt – *alles aus dem Munde meiner Mutter* – dass sie es laut einigen Zeitungsberichten „ziemlich habe krachen lassen“ in ihrem Liebesleben, das zwischen Operette, Affären mit Berühmtheiten wie *Igor Strawinsky*, *Jean Cocteau* oder *Serge Diaghilew* schwankte. Coco Chanel flirtete angeblich mit vielen mächtigen und reichen Männern ihrer Zeit. Sie soll aber nicht politisch gewesen sein, laut Amelias Mutmaßungen.

*Wann würde Coco heiraten? Und wen??* Das ging mir schon mit elf Jahren durch den Kopf.

„Amelia, ich habe gehört, Mariella soll doch so wundervoll singen. Es ist bestimmt viel besser als mein abgeleiertes *Qui qu'a vu Coco?* oder *Ko-Ko-Ri-Ko*. Das habe ich schon *so oft* gesungen, im *Grand Café* in *Moulin* und im *Variété Rotonde*...“

Cocos vorlaute und freche Art gefiel mir immer wieder, sie war so unkonventionell, und sie ließ sich nicht alles vorschreiben. Obwohl ich ihre Sprache nicht verstand, merkte ich an ihrer Körpersprache und an meiner nonverbalen Wahrnehmung, dass sie ihrer Zeit weit voraus war. Genau so progressiv wollte ich auch sein, später als Sängerin und Tänzerin auf der Bühne, Wegbereiterin für Frauen, die *endlich befreit* alles das tun konnten, was ihnen beliebte, und nicht auf ewig abhängig von ihren Männern. Ich fand es sehr schade, dass ich Coco in meinem ganzen Leben nur dreimal persönlich sah. Später, in ein paar Jahren, würde ich sogar selbst mit ihr einige Worte auf Französisch wechseln können...

„Mariella, sing uns doch das *A kholem* vor! Du singst es so wunderbar gefühlvoll.“

„Also, *A kholem* bedeutet: Ein Traum. Es ist ein Liebeslied, in jiddischer Sprache...“

Ich stimmte das Lied *a cappella* an, ohne Begleitung, aber perfekt in der Intonation:

#### *A kholem*

*a kholem, a kholem hot zikh mir gekholemt,  
a kholem, lube, hot zikh mir gedakht, oy gedakht.*

*mit dayne shvartse oygn hostu mir tsugetsoygn,  
un far a mentshn hostu mir gemakht.*

*ikh es nit, ikh trink nit, ikh shlof nit durkh di nekht,  
un benkn, lube, benke ikh nor nokh dir, oy nokh dir.*

*ven ikh dermon zikh, dushe, on dir mayn tayer lebn,  
geyen mayne koykhes oys nokh dir.*

*shpatsirn, oy lube, zenen mir gegangen,  
un droysn iz geven a shney, oy a shney.*

*gedenkstu, lube, sheyne, du host mir tray geshvorn,  
un tsum sof hostu gor andre tsvey, andre tsvey.*

Ins Deutsche übersetzt lautete der Text:

*Ein Traum, ein Traum habe ich geträumt,  
einen Traum, meine Liebe, hab ich mir erdacht  
Mit deinen schwarzen Augen, hast du mich angezogen,  
und zu einem Menschen hast du mich gemacht (mir Mut gemacht).*

*Ich esse nicht, ich trinke nicht, ich schlafe nicht durch die Nächte,  
und sehnen tu ich mich, Liebe, sehne mich nur nach dir, nach dir.*

*Wenn ich mich erinnere, Seelchen, an dich mein teures Leben,  
zieht mich alle meiner Kraft zu dir.*

*Spazieren, Liebe, sind wir gegangen,  
und draußen ist Schnee gewesen, oh Schnee.*

*Erinnerst du dich, Liebe, du hast mir Treue geschworen,  
und zum Ende hast du gar andre Zwei.*

Während ich das Lied sang, musste ich wieder an die Begegnung mit dem jungen Mädchen im rosa Kleid denken, 1925 im dampfenden D-Zug, bevor wir uns den „Sommernachtstraum“ anschauten...

Als ich das sehr gefühlvolle Lied zu Ende gesungen hatte, begann Coco leise zu weinen, und verbarg ihr Gesicht. Auf einmal begriff ich in meinem Geiste, dass Musik eine *universelle Sprache* war, die auch starke Emotionen transportierte, und nicht nur pure Töne und Akkorde. Ich hatte anscheinend eine schwache, verletzliche Seite in ihr angerührt, und es war mir plötzlich, dass sie zwar im Beruf alles erreichte und erreicht hatte, was sie wollte, aber in puncto *Liebesleben* eher lauter Enttäuschungen und unbefriedigte Beziehungen erlebte und erlebt hatte, was sie jedoch nach außen hin perfekt überspielte.

Insgeheim gefiel es mir mit Bravour, dass ich durch meinen hingeebenen Gesang die *Emotionen* und *Gefühle* der Menschen erwecken konnte, es war wie eine geheime Verständigung von Herz zu Herz.

„Dein Gesang ist so wunderschön...“ schluchzte Coco, fast schon bitterlich. „Es ist um Armlängen besser als alles, was *ich* bisher auf der Bühne dargebracht habe. Sag mir, wann und wo du demnächst öffentlich auftreten wirst, auch wenn es erst in ein paar Jahren sein sollte. Du hast in mir eine prominente Bewunderin gefunden, und das kannst du dir allen Ernstes an deine Brust heften. Schuster, bleib bei deinen Leisten, kann ich da nur sagen. Als Modedesignerin bin ich eben doch mehr in meinem Element!“ Amelia übersetzte es für mich, und ich war mächtig stolz. Ich merkte, wie Coco sofort versuchte, sich wieder zu fangen, und ihre Tränen verdrängte. Das Weinen war ihr anscheinend *peinlich*, und das *als Frau!* So ein Verhalten rechnete ich eher Männern zu.

Coco war eben keine „normale“ Frau, sondern eine Ausnahmeerscheinung, eine eher „männliche Frau“. Auch wenn das in Euren Ohren komisch und spleenig klingen mag, so empfand ich es in diesem damaligen Moment so.

Nach einem kurzen, angeregten Plausch im Erdgeschoss, im Wohnzimmer, verließ uns Coco Chanel wieder. Schade, dass ich damals noch kein Französisch konnte. Aber ich würde ein persönliches Gespräch mit ihr nachholen, koste es, was es wolle. Ja, ich würde es auf jeden Fall nachholen, egal, wann!

Mir wurde zum ersten Mal in diesem Leben so richtig bewusst, dass Kunst, Gesang und Tanz eine transformative Kraft sein konnte, die in den Leuten etwas bewegte und sie in ihren tiefsten Tiefen anrühren konnte. Doch das funktionierte anscheinend nur, wenn ich *ganz bei mir war*, ganz echt, präsent und ohne Maske...

\*\*\*      \*\*\*      \*\*\*

Eine weitere Begegnung mit einer sehr berühmten Persönlichkeit geschah, als ich schon zwölf war und vor kurzem meine erste Regel bekommen hatte. So viel Blut, was da plötzlich „unten“ raus kam! Zuerst erschrak ich, aber ich fand es auch irgendwie total aufregend. Ich war vorher allerdings in der Schule von anderen Klassenkameradinnen bereits umgehend aufgeklärt worden. Alle fanden das ganz interessant, oder auch lästig, oder eklig. Ich dagegen war stolz darauf, weil ich merkte, dass ich damit meinem Erwachsensein ein Stück näher gerückt war.

Nun war ich tatsächlich zu einer *jungen Frau* geworden. Ich schaute überaus interessiert nach den jungen Männern, aber auch nach den *schönen Frauen...*! Ich merkte schon früh, dass ich irgendwie „anders“ war – aber es tat meiner Attraktivität nicht den geringsten Abbruch, im Gegenteil. Für viele war ich zum singenden und tanzenden Faszinosum mutiert, unergründlich, auf den ersten Blick ziemlich extrovertiert, aber auch mit sehr viel Tiefsinn.

Ach ja, die Schule – es lief zwar ganz gut, aber Lust auf eine „höhere Laufbahn“ hatte ich nicht, obwohl die ersten Frauenrechtlerinnen im Deutschen Reich das Studium für die holden Weibsbilder ja vehement einforderten. Musik, Kunst und Sport waren meine Lieblingsfächer. Schon als Kind hatte ich eine sehr gute Körperkoordination, und eine Begabung für Fremdsprachen. Ich lernte jetzt sogar Englisch und Französisch bei einem Schullehrer, wobei ich diese Sprachen freiwillig in einer Art Wahlfach lernte, eigentlich in meiner Freizeit. Es war schon fast Privatunterricht, denn die Sprachen der Siegermächte des Weltkriegs waren im Deutschen Reich eher verpönt. Gurion gab ihm eine gewisse Summe Geld, und dann lief alles wie am Schnürchen. Ich wusste, ab jetzt öffneten sich für mich die Tore zur weiten, großen Welt.

Berlin, Paris, London, New York... ich träumte von den großen Bühnen der Welt. Doch ich hatte immer eine leise, unterschwellige Vorahnung, dass ich schon deshalb so früh anfang, meine Talente

auszubilden, weil ich gar nicht so viel Zeit hätte. Allzu obskur schienen mir diese unheilvollen Ahnungen, aber diese dunklen Wolken ließen sich nie ganz wegschieben.

Zurück zu unserem Prominenten. Es war kein geringerer als... *Albert Einstein!* Ja, es war in der Tat einer der berühmtesten Physiker und Mathematiker unserer Zeit. Gurion hatte Einsteins Vater, *Hermann Einstein*, sehr gut gekannt. Leider war dieser schon am 10. Oktober 1902 in Mailand verstorben. Hermann Einstein war ein glühender Pionier der Elektrotechnik im Deutschen Kaiserreich und mittelständischer Unternehmer in München gewesen, mit über dreihundert Angestellten! Da waren die geschäftlichen Beziehungen zu meinem Vater natürlich nicht fern... die aufkommende Elektrifizierung der Städte, Glühbirnen, Straßenlaternen, Telegraphie, elektrische Generatoren, Elektro-Motoren, und, und, und...

Albert Einstein und sein verstorbener Vater waren auch Juden. Das schien meinen Eltern sehr sympathisch zu sein. Juden unter sich, sozusagen. Als Einstein eines Tages im November 1930 an einem Sonntag bei uns auftauchte, war ich ganz erstaunt über seine explosive und wirre Frisur. Er sah für mich eher wie ein Künstler aus. Ein Künstler eben, der aber höchst versiert mit *Zahlen* jonglierte... Draußen hatten bereits alle Bäume ihr Laub verloren, und die Stimmung war sehr trist und grau. Erst einige Jahre später sollte ich wirklich verstehen, warum Albert Einstein bei uns eingeladen gewesen war. Es ging um Geschäfte mit Material für große Elektromotoren und Generatoren in den Vereinigten Staaten. Albert Einstein erwog zudem den Gedanken, schon ziemlich bald nach Amerika zu emigrieren.

„Mein verehrter Herr Einstein!“ begrüßte mein Vater den großen Physiker mit festem Handschlag. „Es ist mir eine Ehre, Sie bei uns begrüßen zu dürfen. Ich bedaure es sehr, dass ihr Vater Hermann nicht mehr unter uns ist. Ich habe ihn ja so oft getroffen. Er war ja wirklich ein großer Vordenker in Sachen Elektrizitäts-Maschinen.“ lobte ihn Gurion inbrünstig, aber auch mit dem ständigen Hintergedanken neuer Geschäftskontakte nach Übersee. Im Gegenzug hatte ich persönlich kein so riesiges Interesse an purer Geldvermehrung; für große Geschäfte und Gewinnmaximierung *per se* hatte ich damals noch nicht soviel Sinn.

Überaus interessiert fühlte ich als Zwölfjährige Albert Einsteins chaotische und etwas abgehobene Ausstrahlung. Wahrscheinlich waren wohl alle großen Wissenschaftler so?? Insgeheim bewunderte ich ihn zutiefst, sprach es aber nicht offen aus.

„Mein Vater war ein ganz toller Mann, da haben Sie Recht. Und mein Onkel auch. Wenn ich noch daran zurückdenke, wie ich in meiner Jugend als Gymnasiast im Schottenhamel-Zelt auf dem Oktoberfest in München über fünfhundert Glühbirnen eingeschraubt hatte – das waren noch Zeiten!“

„Vom Hilfselektriker bei Ihrem Onkel zum größten Physiker aller Zeiten. Die allgemeine Relativitätstheorie ist ja wirklich sehr kompliziert!“ Gurion wickelte Einstein etwas ein, das merkte ich sofort, an der leicht zwiespältigen Ausstrahlung meines Vaters.



„Na ja, da übertreiben Sie aber etwas! Ich meine das mit Ihrem 'größten Physiker aller Zeiten'. Aber meine Berechnungen sind sehr anspruchsvoll, da haben Sie durchaus Recht.“ Einstein hatte das typisch Baden-Württembergische Understatement.

„Herr Einstein, wie ich hörte, spielen Sie mit dem Gedanken, schon recht bald in die USA zu emigrieren. In Zeiten der Wirtschaftskrise ist es doch nie schlecht, neue Geschäftskontakte aufzubauen. Wären Sie an einer Kooperation interessiert? Ich kenne sehr viele Leute, Sie auch... und in den Vereinigten Staaten ist die Versorgung mit Elektrizität ja auch erst im Aufbau.“

„Herr Weiszbaum, ich vermittele Ihnen gerne neue Kontakte. Schon vor ein paar Jahren habe ich meine Fühler nach New York, New Jersey, Chicago und Philadelphia ausgestreckt, also zu den jüdischen Familien in Übersee.“ Albert Einstein sah mich an und fuhr fort: „Was für eine entzückende Tochter Sie da haben! Sie sieht ja wirklich wunderhübsch aus! – Was möchtest Du denn später mal werden, meine Liebe...?“ Zum Glück war Myriam gerade bei einer Freundin. Sie wäre garantiert neidisch geworden.

„...Mariella.“ ergänzte Abba postwendend.

„*Ich werde Sängerin, Tänzerin und Schauspielerin!*“ antwortete ich prompt, wie aus der Pistole geschossen.

„Das ist aber schön! Ja, das glaube ich Dir gern, Mariella. Du bist bestimmt sehr talentiert. – Herr Weiszbaum, ich kann Ihnen nur ganz dringend raten, ziehen Sie auch die Notbremse und gehen Sie ins Ausland! Emigrieren Sie auch. Lange werde ich nicht mehr auf dem Schielowsee segeln, obwohl es mir ungeheuren Spaß macht. Die judenfeindlichen Kräfte im Deutschen Reich formieren sich immer mehr, und wer weiß, was in fünf oder zehn Jahren hier los ist. München kristallisiert sich immer mehr als Haupt-Keimzelle der sogenannten 'Bewegung' der Nationalsozialisten heraus. Ich habe ja mal dort gewohnt, und meine Bekannten informieren mich immer regelmäßig über Fernsprecher. Fahren Sie bloß nicht nach München, da schlagen sie Ihnen allen sofort die Köpfe ein! *Da ist der Teufel los!* Die *'Ordnungszelle Bayern'* und ihre gefährlichen, braunen Rädelsführer sind keinesfalls zu unterschätzen. Noch dazu dieser komische Alpenländlerdialekt, den kein Mensch versteht. Das ist ja wie eine Geheimsprache!“ Einstein schaute mich wieder ganz eindringlich an, als ob er mir sagen wollte: *Mädchen, hau ab, bevor es zu spät ist, sonst wäre es wirklich schade um Dich!*

Einsteins Worte machten mir Angst. *Warum wäre es schade um mich??* Ich bildete mir ein, Berlin wäre vielleicht sicherer. Nein, nach Bayern wollte ich auf keinen Fall. Lederhosenträger und Frauen im bäurischen Dirndl waren mir eher fremd. – *Berlin wäre doch wohl sicher?!*

„Ja, ja, mit dem Gedanken zu emigrieren hatte ich auch schon gespielt. Aber wir haben uns hier alles aufgebaut, wissen Sie – *aber alles aufgeben...!?*“ Gurion wollte nicht weg aus dem Deutschen Reich, er würde auf jeden Fall hier bleiben. Aber mich reizte Amerika durchaus, jedenfalls von dem, was mir von anderen Bekannten zu Ohren kam, die bei uns ein- und ausgingen. Die große, Neue Welt, der *Broadway*, die *Carnegie Hall*, der *Central Park*, das *Empire State Building* – das klang in der Tat alles sehr verlockend. Aber ich war ja erst zwölf. Ich schwang mich in die kühnsten Träume auf, ersann mir allerlei Liebesgeschichten und Affären in den tollsten Künstlerkreisen,

dachte an ein riesengroßes Schiff, das übersetzte und vielleicht *die* Chance meines Lebens sein könnte. Also, nicht das Schiff selbst, sondern natürlich die großen Städte in Übersee...

„Abba, was meint Herr Einstein mit seinen Worten: *Ziehen Sie auch die Notbremse!*? Ich verstehe das nicht so ganz...“ fragte ich doch noch einmal nach.

„Mariella, es ist alles in Ordnung. Du brauchst dir keine Sorgen zu machen.“ Zum ersten Mal hatte ich das Gefühl, dass sich mein Vater sich völlig selbst belog, und ihm das später schaden könnte. Wie, wusste ich aber auch nicht.

Wenn ich sechzehn wäre, dann ginge ich auf jeden Fall nach Berlin, und würde dort auftreten. Ein starker Mann würde mich schon vor drohenden Gefahren beschützen.

„Eine vorgefasste Meinung ist schwerer zu zertrümmern als ein Atom.“ fuhr Herr Einstein fort.

„Stimmt es, dass Sie an der *Atomspaltung* forschen?“ fragte mein Vater eindringlich, mit einem Hauch von Geheimniskrämerei.

„Ja, das stimmt. Das deutsche Militär hat bereits großes Interesse angemeldet. Aber ich gedenke, mein Wissen eher den US-Amerikanern zu geben, also das mit der Kernspaltung...“

„Ich denke, der Elektrizität steht ein ganz großer Siegeszug bevor, und das auf der ganzen Welt!“ mutmaßte mein Vater.

„Da könnten Sie schon Recht haben! Gott würfelt nicht, und alles hat seinen Sinn. Ja, ich denke, der Siegeszug der Elektrizität ist nicht mehr aufzuhalten. Es sind noch gewaltige Potentiale vorhanden, die gar nicht ausgeschöpft sind...“

„Herr Einstein,“ fragte ich leicht altklug, „lässt sich Elektrizität auch über große Entfernungen transportieren, oder verbraucht sich der Strom dann?“

„Das ist ja eine sehr intelligente Frage, Mariella! Ja, teilweise verbraucht er sich tatsächlich, am Leitungswiderstand, in Wärme. Dein Vater stellt ja das Material her, das für *Transformatoren* gebraucht wird – die lösen dieses Problem. Besser gesagt, handelt er mit den Halbzeugen dafür. Aber das wird jetzt zu kompliziert für Dich.“

„Halbzeugen?? – Waren Sie schon einmal in Amerika?“ fragte ich Einstein weiter, überaus neugierig.

„Nein, aber ich denke, wir werden bald in die Vereinigten Staaten auswandern, schon ziemlich bald.“

„Warum wird es für uns Juden immer gefährlicher? Ich kann mir nicht vorstellen, warum.“ Da mir mein Vater nie viel darüber erzählte, wollte ich es jetzt direkt von Herrn Einstein wissen.

„Es gibt immer mehr Leute in Europa, die sehen uns Juden als verachtenswerte 'Untermenschen', und die weißen Menschen als 'Herrenrasse', als sogenannte 'Arier'. Mein Mädchen, das ist alles so irrational und schlimm. Also, wenn du volljährig bist, solltest Du genau überlegen, was Du tust.“

„Na ja, so schlimm wird es schon nicht werden.“ beschwichtigte mein Vater. Immer wieder spielte er alles herunter. Aber ich konnte nicht in die Zukunft blicken. Doch ich wusste, dass ich sehr talentiert war und es in meinem Metier auf jeden Fall zu etwas bringen würde. Ich sang viel besser als Coco Chanel, konnte die Herzen der Menschen über meine Musik berühren, und hatte einen sehr schönen Körper, ohne Übertreibung. Oft waren die Mädchen in meiner Klasse sehr neidisch auf

mich, aber ich ließ es einfach an mir abprallen. Sie waren zickig, ich eben auch – aber ich hatte eine gewisse innere Stärke, die ich mir nie nehmen lassen würde. Und ich glaubte immer an das *Gute* im Menschen. Hoffentlich war ich da nicht allzu naiv...

Das mit diesen 'Untermenschen' und der weißen 'Herrenrasse' merkte ich mir. Warum hatte mir Abba nie etwas davon erzählt?? Schämte er sich etwa, wegen dieser üblen Verleumdungen? Andererseits waren wir Juden doch das „auserwählte Volk“, jedenfalls nach der Tora.

Da war ja ein völliger Widerspruch, der mich sehr lange beschäftigte. Die Katholiken und die Protestanten meinten, nur *ihre* Religion sei die einzig richtige, die Araber nahmen *ihren* geistigen Weg aber genauso als allein seligmachend in Anspruch. Ja, ich hatte mich ein bisschen in der öffentlichen Bibliothek weitergebildet, mir ein paar wissenschaftliche Bücher ausgeliehen. Ein rotblondes Dummchen war ich beileibe nicht, aber eben etwas zu gutgläubig. Das war eine Schwäche von mir, die ich mit meinem Vater gemeinsam hatte.

Wir Juden sollten also „auserwählt“ sein... auserwählt für was?? Und dann gab es ja noch die Buddhisten, die Hindus in Indien, die Indianer und die Japaner mit ihren Naturreligionen, und die Nihilisten à la Friedrich Nietzsche, die sagten, Gott sei tot. Oder Atheismus, der Mensch versank hoffnungslos im existentialistischen Nichts, wie die Titanic am Eisberg, in der völligen Sinnlosigkeit.

*Wer hatte nun Recht?* Oder hatten *alle* ein bisschen Recht, jeder auf seine Weise? Das mit Einsteins „Ziehen Sie auch die Notbremse und gehen Sie ins Ausland!“ war doch eine eindeutige *Warnung*. Warum nahm Gurion das so auf die leichte Schulter??

„Ich werde wahrscheinlich eine Forschungsprofessur am *California Institute of Technology* in Pasadena übernehmen.“ erklärte Albert Einstein. „Herr Weiszbaum, wir werden uns also nicht mehr so oft sehen, vielleicht noch ein, zwei Male in Berlin. Also, wir sollten heute also alles besprechen, was Sie auf dem Herzen haben. Mehr als 'nein' sagen kann ich ja nicht.“

„Schön. Ist Berlin eigentlich eine gefährliche Stadt? Also, ich frage das wegen Mariella...“ Gurion war mit Herrn Einstein in die andere Ecke des Wohnzimmers gegangen und hatte seinen Ton gedämpft.

„Berlin ist der Nabel des Deutschen Reiches. Alles, was Rang und Namen hat, kommt dorthin. Man ist sozusagen immer am Puls der Zeit. *Gefährlich?* Sagen wir es mal so, das Spektrum der Leute in Berlin ist viel weiter gefächert als in Breslau. Ich will nicht unbedingt sagen, dass es dort wesentlich mehr Rumtreiber und Verlotterte gäbe als in Breslau – aber man sollte schon auf sich aufpassen. Ich merke, dass es Mariella stark dort hin zieht. Passen Sie gut auf sie auf!“

„Sie ist schon so frühreif! Ich mache mir ernsthaft Sorgen, dass sie irgendwann mal ausbüchsen könnte.“ Ich hörte das leise Wort *ausbüchsen* durchaus, tat aber so, als ob ich es nie gehört hätte.

Ja, mein Vater hatte Recht: Es war mir zu Hause inzwischen viel zu langweilig geworden, alles viel zu sehr in geordneten Bahnen.

Mitten in der Nacht verkleidete ich mich oft heimlich als schöne Diva, mit den Kleidern meiner Mutter, legte roten oder rosafarbenen Lippenstift auf, und übte im Wohnzimmer leise Tanzschritte, und sang ganz leise dazu, damit niemand aufwachte. Sogar einen riesengroßen, langen Spiegel zum Üben hatte ich geschenkt bekommen, weil ich unbedingt darauf bestanden hatte. Ich perfektionierte mich zusehends. Das sollte auch mein späterer Stimmwechsel nicht im geringsten tangieren, diese drei läppischen Tönchen tiefer...

Auch wenn wir zu Hause einen sehr gehobenen Wohlstand hatten, fühlte ich mich geistig immer mehr in einer Art *Stillstand*. Weder meine jüdische Religion, noch der materielle Wohlstand oder eine theoretisch hohe berufliche Position konnten mich wirklich befriedigen.

Aber die Kunst, perfektioniert und so dargebracht, dass sie die Menschen „hinterm Ofen hervor lockte“, war eindeutig meine Berufung. Nein, ich wollte weder Sekretärin oder Telefonistin, noch Hausfrau oder eine total gelangweilte Reichen-Gattin werden, die am Wochenende Silberlöffel auf Hochglanz polierte, Essenspläne für die nächste Woche erstellte, oder für ihren Gatten Golfbälle sortierte. Die Volksschule würde ich auf jeden Fall noch abschließen. Ich müsste also noch warten, bis ich vierzehn oder fünfzehn wäre. Immer kam mir in den Sinn, dass ich nicht mehr so viel Zeit hätte und deshalb schon so früh „ausfliegen“ wollte.

Als Albert Einstein uns am Abend wieder verließ und in eine sehr gehobene, teure Limousine einstieg, sagte er nochmals zu Gurion, nachdem er sich von uns allen verabschiedet hatte:

„Denken Sie daran, Herr Weiszbaum: *Ziehen Sie rechtzeitig die Notbremse*. Gehen Sie, bevor es eventuell zu spät ist! – Ich wünsche Ihnen alles Gute. Auf Wiedersehen.“

„Jetzt ist ja alles *relativ*, nach der Relativitätstheorie. Ein 'zu spät' ist also auch immer *relativ*?!“

Ich merkte, dass Gurion den Ernst der Lage schon wieder bagatellisierte. Er überschätzte sich völlig. Das ging mir, gelinde gesagt, immer mehr auf den Wecker.

„Schreiben Sie uns, wenn sie in den Vereinigten Staaten sind!“ rief ich ihm durch das geöffnete Wagenfenster noch zu.

Einstein antwortete: „Ja, das mache ich!“. Und er verschwand silhouettenhaft in der Dunkelheit...

## Kapitel 4

Die Dunkelheit, in der Albert Einstein verschwunden war, wurde kurzzeitig von *Chanukka*, dem *Lichterfest*, wieder aufgehellert, dessen erster Tag dieses Jahr rein zufällig mit der christlichen „Heiligen Nacht“ zusammenfiel – am 24. Dezember 1932. Chanukka, auf hebräisch *Weihe*, verband im Übrigen die Juden *und* die Christen über die Wiederweihe des Jerusalemer Tempels vor über 2100 Jahren: „Die rechtmäßige Weihe des Tempels für den einen Gott Israels“<sup>1</sup>, und „Jesus als personifizierter Tempel.“<sup>14</sup>

Gurion zündete nach dem Einbruch der Dunkelheit das erste Licht am neunarmigen Chanukkia-Leuchter an – nicht zu verwechseln mit der siebenarmigen *Menora*, welche die *Erleuchtung* symbolisierte –, was in mir ein sehr mystisches Hochgefühl auslöste, gleichsam einer Rückverbindung zum Mysterium Adonoi, das sich hinter den drei höchsten Schleiern verbarg.

Wir feierten zu Hause ein ausgelassenes Fest mit vielen jüdischen Freunden und Bekannten. Jeden weiteren Tag von Chanukka kam eine zusätzlich angezündete Kerze dazu, bis schließlich alle acht Lichter leuchteten, plus die neunte als „Diener“. Mein Vater war ausnahmsweise einmal sehr traditionell... Wir sangen und tanzten bis in die Nacht hinein, was mir sehr gefiel. Ich bekam sogar einige Geschenke und Süßigkeiten. Amelia machte in Öl gebackene Sufganiyah, also Krapfen, und Latkes, auf deutsch Kartoffelpuffer, sowie einige weitere Spezialitäten. Ein Chanukkalied jagte das nächste, und wir drehten den Dreidel, den Kreisel, bestimmt einige Dutzend Male.

Die nächsten Tage spendeten Myriam, Benjamin und ich viele Münzen an Bedürftige und Arme in der Innenstadt von Breslau. Es bereitete mir herzerwärmende Freude, diesen bedauernswerten Leuten etwas zu geben, die ja so wenig hatten. Ich malte mir aus, was wäre, wenn *ich* in einer solch schlimmen Situation wäre. Mariella am Bettelstab, in der Gossen, oder gar *Gurion??* Nur sehr schwer konnte ich mir diesen absurd anmutenden Rollentausch vorstellen... Gute Taten an Chanukka zu vollbringen war sozusagen das Gebot der Stunde.

Im Gegenzug erreichte die unberechenbare NSDAP immer schwindelerregendere Wahlergebnisse, und brutale SA-Schlägertrupps machen das Land immer mehr unsicher. Juden wurden auf offener Straße verprügelt, angepöbelt oder angespuckt, und aufs Übelste beschimpft. Das erfuhr ich von Klassenkameradinnen. Dennoch bildete ich mir fest ein, ich wäre einigermaßen sicher, wenn ich nach Berlin ginge. Einbildung war auch eine Bildung, Einbildung machte stark, Einbildung konnte aber auch vor Arroganz blind machen.

Zum ersten Mal im Leben träumte ich von meinem Geistführer *Divari*, und er warnte mich eindringlichst. Albert Einsteins Worte wurden erneut bestätigt! Es kämen sehr gefährliche Zeiten auf uns alle zu, und ich sollte gut auf meine „innere Stimme“ achten, auf meine Intuition. Die „schwarzen Drachen“ würden nun rücksichtslos ihre riesigen, dämonischen Schwingen ausbreiten,

alles Lebendige mit bestialischer Gewalt abzutöten versuchen, und das Licht der Sonne über längere Zeit auf Erden verdüstern. „Mein“ Divari sprach gar apokalyptisch, und in absoluten Rätseln.

Als ich Rabbi Jiddu an Chanukka in unserer Synagoge gefragt hatte, inwiefern wir Juden denn das „auserwählte Volk“ seien, antwortete er: „Die Juden sind ein Königreich der Priester und ein heiliges Volk. Unsere Aufgabe ist es, Adonoi der Welt, als auch die Welt Adonoi näher zu bringen. Alle Juden sollen das Licht der Tora verbreiten und die Dunkelheit in jedweder Form bekämpfen, mein Kind.“

*Adonoi* war ein Ersatzwort für JHWH, um Seinen Namen nicht immer aussprechen zu müssen. Adonoi enthielt im Grunde *alle* Namen, die im Universum denkbar wären, *unendlich viele* also, und so durfte Sein Name nie ausgesprochen werden, da dies wiederum eine Einschränkung darstellte. Langsam konnte ich dieses Bilder- und Namensverbot nachvollziehen: Jede von Menschen gemachte Vorstellung des Schöpfungsbewusstseins schränkte automatisch ein, da das Bewusstsein eines dummen Erdenschafs, eines winzigen menschlichen Erdenwurms, oder eines unwissenden Erdenstaubkorns *immer begrenzt war!* Insofern konnte ich über den weißbärtigen Gottvater der Christen auf den Wolken im Himmel nur gelinde lächeln, oder über den ebenso mächtig am Kinn behaarten Weihnachtsmann. Was für absurde Vorstellungen die Menschenlämmer doch immer hatten.

\*\*\*      \*\*\*      \*\*\*

Mein Abenteuer des Lebens ging jetzt erst richtig los. Die letzten zwei Jahre waren geprägt von der Schule, meinem Volksschulabschluss und den ersten sexuellen Regungen, die in mir immer stärker wurden! Oft wurde mir mitten im Unterricht ganz heiß, ich war höchst erregt, leidenschaftlich glühend, wie von Sinnen, wackelte auf meinem Buchenholzstuhl unruhig hin und her, und konnte mich gar nicht mehr konzentrieren. Manchmal kicherte und gackerte ich, scheinbar ohne jeglichen Grund, einfach drauf los! Sämtliche Jungens in der Klasse schauten wie wild nach mir, aber ich nicht unbedingt nach ihnen. Meine Röcke, meine langen, aufreizenden Beine und mein bezauberndes Lächeln waren wie betörende Blick-Magneten, die ich nicht abschalten konnte, auch wenn ich es manchmal gewollt hätte. Jedenfalls waren viele einfach nur primitive, geile Böcke. Natürlich nicht die Blick-Magneten, sondern die „Männleins“. Das war eben der Preis meiner Schönheit, wegen meines Äußeren geliebt zu werden, aber nicht unbedingt um meiner inneren Eigenschaften und Werte willen. Doch ich war keine hohlköpfige Rotblondine, deren gesamtes Gehirn bei der Geburt sofort ins Klosett gekippt und die Spülung gezogen worden war, *nein!*

Ein paar der Jungens schienen aber doch ganz nett zu sein...

\*\*\*      \*\*\*      \*\*\*

In Breslau hatte ich meinen ersten Auftritt als „MARIELLA“ in einer etwas gehobeneren Kneipe, die auch eine kleine Bühne für Künstlerinnen und Künstler hatte. Dort traten oft Jazzmusiker,

verschiedene Sängerinnen und Sänger, sowie Instrumentalisten auf. Mit meinen vierzehn Jahren hatte ich einerseits noch die Ausstrahlung eines jugendlichen Kindes, andererseits war ich bereits eine junge, höchst attraktive Frau. Aus der Sicht meiner Eltern war ich viel zu sehr aufgemotzt, mit meinem kurzen, roten Kleid, meinen rot-goldenen, hochhackigen Sandaletten und meinen blond-roten, gewellt-gelockten langen Haaren. Mein Charisma musste wohl überaus einnehmend auf die Menschen um mich herum wirken...

Der altbekannte Spruch, dass die *passenden Schuhe* einer Frau die Tore zur Welt öffneten, stimmte tatsächlich. Mein Stimmwechsel hatte bereits stattgefunden, und ich konnte meinen Stimmsitz jetzt sehr gut perfektionieren. Ich hatte ungeheuren Erfolg mit meiner Lieder-Mischung aus jazzigen, spirituellen und poppigen Liedern, in deutscher, jiddischer, englischer und französischer Sprache. Der Umsatz des Wirtes steigerte sich jedes Mal, nachdem ich aufgetreten war. Den Männern fielen sprichwörtlich beide Augen aus ihren Höhlen, und mancher Frau stand auch der blanke Neid in den Augen, zugleich gepaart mit juxtapositionaler Bewunderung. Ich fand es toll und sehr erregend, auf der Bühne zu stehen, zu tanzen und meinen Körper in allen Posen zu präsentieren, auf dem „Silbertablett“ Bühne, sozusagen. Anfangs trat ich noch alleine auf, aber immer begleitet von wechselnden Pianisten in den Gasthäusern, meine eigene „one-woman-show“ sozusagen... Ich musste mich massiv gegenüber den allzu liebeswilligen Männern abgrenzen, vor allem nach den Auftritten. Von großem Glück konnte ich sagen, bisher Vergewaltigungen entgangen zu sein.

\*\*\*      \*\*\*      \*\*\*

Am deutschen Neujahrstag, am Abend des ersten Januar 1933, hatte ich wieder einen Auftritt. Ich sang das englische Jazzlied „Night and Day“ von Leo Reisman und Fred Astaire, dem berühmten amerikanischen Steptänzer, Choreographen und Sänger. Diesmal wurde ich schon von mehreren Musikern begleitet. Schon 1917 hatte Fred mit dem Stück *Over the Top* überaus erfolgreich den Broadway in New York erobert...

*Like the beat beat beat of the tom-tom  
When the jungle shadows fall  
Like the tick tick tock of the stately clock  
As it stands against the wall  
Like the drip drip drip of the raindrops  
When the summer shower is through  
So a voice within me keeps repeating you, you, you*

*Night and day, you are the one  
Only you beneath the moon or under the sun  
Whether near to me, or far  
It's no matter darling where you are*

*I think of you, night and day*

*Day and night, why is it so  
That this longing for you follows wherever I go  
In the roaring traffic's boom  
In the silence of my lonely room  
I think of you, night and day,  
  
Night and day, night and day  
Under the hide of me  
There's an oh such a hungry yearning burning inside of me  
And it's torment won't be through  
Until you let me spend my life making love to you  
Day and night, night and day.*

Nach dem Lied trat plötzlich ein etwa zwanzigjähriger, sehr gut aussehender junger Mann an mich heran. Er war etwa eins achtzig groß, hatte kurze braune, perfekt frisierte Haare, ein feinsinniges Künstlergesicht, blau-grüne Augen, einen schwarzen Anzug an, und trug eine sehr adrette Fliege. Die nette und galante Art seines Wesens imponierte mir sofort, in britischen Worten gesprochen hätte ich lüblich gesagt: Ein junger, echter *Gentleman*. Sein Näherkommen und seine langen „Klavierhände“ elektrisierten mich geradezu!

„Du bist ja 'ne echte Wucht, Mädél! – MARIELLA. – Dit is ja'n Wunder, dat dich deene Eltern hier so auftreten lassen, janz alleene...!“

„Ja. Ich habe tagelang mit meinen Eltern darum kämpfen müssen. Aber ich fühle mich eigentlich schon viel älter, als ich wirklich bin, wie sechzehn, oder siebzehn.“ Der leichte Berliner Akzent des angenehmen und sehr gut erzogenen Mannes gefielen mir auf Anhieb. Und ich sah tatsächlich eher wie sechzehn aus. Jedenfalls schien mir das so.

„Wie alt biste denn, meene blonde Schönheit?“

„Vierzehn. Aber ich bin schon eine richtige Frau... also, ich meine... und ein paar Selbstverteidigungsgriffe hab ich auch schon drauf. Aber ich werd' das nicht an dir ausprobieren, keine Angst.“ Fast wäre mir rausgerutscht, dass ich meine erste Menstruation schon lange gehabt hätte...

„Vierzehn!? Wahnsinn!! Ick weeiß, wat de meenst. Periode, und so. Also, du bist 'n echtet Talent, wirklich! Du wirst ma janz berühmt werden, weeste... janz im Ernst. Bist 'n tollet Weib, ähh, Mädél. Also, ick bin der Alfons. *Alfons Beltreter*.“

„*Alfons Beltreter*?? Was machst du denn so, also ich meine beruflich?“

„Ick studier Klavier und Jesang, an der *Staatlichen akademischen Hochschule für Musik*, in Berlin.“

„Klingt gut. Sehr schön. Ich bin die Mariella. *Mariella Weiszbaum* aus Breslau. Behalte meinen Nachnamen aber bitte für dich, versprochen, ja? – Kannst du auch Englisch singen?“

„Ja, janz jut.“

„Und französisch?“



„Nee, dit is mir zu schwierig. Hab's ma probiert, aber ick war nich überzeugt von der Art, wie ick's singe.“

„Samma, kannst du mit deenen hohen Sommerstöckelschuhen überhaupt draußen loofen, ick meene, wegen dem ganzen Eis und Schnee?? Du bist mir ja 'ne echte Künstlerin!“

„Ich habe noch flache Stiefel zum Wechseln dabei, keine Angst. – Du bist zu Besuch hier, nicht wahr?“

„Ja, ick besuch 'n paar Musikstudenten hier in Breslau. – Du, ick würd, ohne dir aber zu nahe treten zu wollen, ma ganz gerne mit dir 'n paar Lieder einstudieren, erst ma wat Einfachet... also, nur wenn du willst. Ick bin nich der Typ, der jede gleich ins Bett zieht. Ganz ehrlich...“

„Ich bin ja auch noch weit unter einundzwanzig. Sieben glatte Jahre fehlen mir noch... aber das ist mir egal. *Die Frau der Zwanziger Jahre ist sehr emanzipiert und fortschrittlich, und sie befreit sich gerade selbst.*“

„Mann, du bist ja ganz schön mutig. Wenn dir jemand auf der Straße draußen einkassiert, und dir dann...“ Sein Blick wurde kurzzeitig sehr sorgenvoll, aber nur für einen Moment.

„...vergewaltigt!?“

„Jenau. Aber jetzt lassen wir das. Also, mein Klavier steht in Berlin.“

„*Mein Klavier steht in Berlin!* Klingt ja wie ein toller, neuer Liedtitel. Ich will auch nach Berlin! Aber ich bin halt noch so jung. Vielleicht können wir ja hier in Breslau was üben, so zum ausprobieren? Bist du noch ein paar Tage da?“

„Ick überleg mal... Ja, it gibt 'n Studenten hier, der hat 'n Klavier. Dit müsste sich arrangieren lassen. Jebongt, gloob ick. Haste 'n Telephon?“

„Ja, zu Hause haben wir einen Fernsprecher. Ich schreibe dir die Nummer auf.“ In großen Zahlen malte ich die Ziffern geradezu und mit runden, weiblichen Schriftschwüngen auf seinen gelben Zettel, den er mir gegeben hatte.

„Jut. Ick schreib dir die Nummer von dem Musikstudenten mit dem Klavier hier auf, in Breslau. Und meene Berliner Nummer, wa. Wirst seh'n, wir harmonier'n miteinander. Also, instrumental, meen ick. Ick meen dit ganz ernst, ehrlich.“

„Ich glaube dir. Also, ich muss wieder auf die Bühne. Wir reden nachher weiter, wenn ich mein letztes Lied gesungen habe. Versprochen!“ Alfons wollte anscheinend jeglichen Eindruck ausräumen, dass er mich nur wegen meines Körpers und meines Aussehens angesprochen hätte. Das gab natürlich satte Pluspunkte für ihn...

„Jut. Mann, du bist 'n echter Knaller! Du wirst ma *weltberühmt* werden, weeste dit?!“ Ich war dabei, mich just in Alfons zu verlieben, so nobel und galant, wie er war, aber ich verdrängte dieses Gefühl wieder, jedenfalls vorerst. Nein, ich wollte nicht den Eindruck erwecken, *zu leicht* zu haben zu sein. Noch dazu als nicht volljähriges, minderjähriges Mädchen... Nein, ich war beileibe kein Flittchen.

„Ja. Mal sehen.“

Wieder kamen diese dunklen, unheilvollen Wolken in meinem Geist, gleichsam aus heiterem Himmel. Sie kamen wie ein unglaublich schwerer, düsterer Nebel, um dann aber zum Glück wieder zu verschwinden. Es war eindeutig nicht Alfons' Energie, es waren diese „schwarzen Drachen“, von denen Divari im Traum gesprochen hatte. *Für wen oder was standen diese Monsterwesen??*

Als ich nach dem letzten Lied, das in französischer Sprache den Abschied einer jungen Frau betrauerte, die unschuldig zu Tode gekommen war, auf die Damentoilette gehen wollte, wurde mir ganz mulmig. Plötzlich lag eine Gefahr in der Luft, eine Aura von Bedrohung. Ich drehte mich um und sah Alfons, wie er mich aus einigen Metern Entfernung beobachtete, mit wachsamen Argusaugen. Dann ging ich durch die Tür. Mein Blick fiel zuerst auf ein wunderschönes Jugendstilposter des tschechischen Malers Alfons Mucha, seine Serie der *Vier Jahreszeiten*, wobei ich mich sofort mit der blonden, anmutigen jungen Frau in dem hauchdünnen, gelb-grünen Kleid identifizierte, welche den Frühling darstellte. In dem kleinen Vorflur, wo es links zum Herrenpissoir und rechts zur Erleichterung der weiblichen Geschöpfe ging, hörte ich auf einmal ein scharfes Klicken. War das nicht etwa das Geräusch eines Magazins, das gerade geladen wurde?? Eine Pistole?!

Die Pfennigabsätze meiner aufreizenden, rot-goldenen Sandaletten klapperten auf dem dunkelgrauen Steinboden, und ich verrichtete rasch mein Geschäft. Immer noch lag eine sehr große Anspannung in der Luft. Als ich wieder in den Vorflur trat, schaute Alfons durch den ganz schwach geöffneten Türschlitz, wie ein mich beschützender Spion. Nun erblickte ich wieder ein Mucha-Poster, diesmal das weltbekannte mit der rothaarigen Tänzerin im rosa Kleid, sehr freizügig gekleidet, über der ein grau-silberner Halbmond schwebte. Der Lärm der quasselnden Leute drang an meine Ohren. Hinter mir spürte ich etwas sehr Unheilvolles, eine total unheimliche Bedrohung.

Ich drehte mich um und sah einen großen Mann von Schrank, mit sehr kurzen, blonden Haaren, eckigem Gesicht und einem hinterhältigen Blick, der Gefahr verhieß. Seine Hände waren wie Pranken, aber ohne eine Waffe. Jedenfalls sah ich keine. Er war ganz dunkel gekleidet, mit einer tiefbraunen Lederjacke und einer schwarzen Hose, dazu schwarze, klobige Stiefel, die sehr militärisch wirkten.

„Wer sind Sie??“ fragte ich, ängstlich und leicht aus der Fassung.

„Mein Name ist KJ.“ blökte seine tiefe, wirklich unangenehme Stimme. Sie klang sehr falsch, von innen heraus verlogen. Trotzdem hatte dieser Typ eine gewisse Faszination des Bösen, wie ein Wolf im Schafspelz.

„KJ?? Wie heißen Sie mit vollem Namen??“ Warum nur eine solch ominöse Abkürzung?

„Ich bin der KJ. Das reicht. *Zack, zack, die Heimat-Flak*, schönes Mädchen. Ist halt so. Du bist doch eine geborene *Weiszbaum*, ist's nicht so?“ Woher wusste er meinen Nachnamen? Ich hatte diesen Mann noch nie in meinem Leben gesehen, und ich sagte allen immer nur meinen Vornamen, Mariella.

„Was geht Sie das an!?! Ich heiße Mariella, und bin Deutsche, in Breslau geboren.“ Ich sah Alfons' linkes Auge durch den Türschlitz, wie ein Beschützer wachte er über mich.

„Du bist doch noch viel zu jung, um dich ganz alleine hier rum zu treiben. Englische und französische Lieder, das hören wir doch sehr gerne. Die Sprachen der Siegermächte. Hoch leben die Engländer und die Franzosen.“ Seine Stimme klang allerdings sehr ironisch, mit einem fiesen Hinterhalt.

„Haben Sie etwa eine Pistole, Herr KJ?“ Alfons öffnete den Türspalt etwas mehr und gab mir ein Handzeichen, unbedingt den Vorflur zu verlassen und wieder in die Gaststätte zu kommen.

„Nein, ich habe keine Waffe.“ Ich war mir aber nahezu todsicher, dass er eine hatte. Das metallische Klicken von vorhin, das konnte nur *er* gewesen sein!

„Du siehst wirklich wunderschön aus, eine grazile, junge Dame, wie ein Engel, fast noch ein Kind. Wie ein holder Gruß von den Sternen, wie ein zartes Gedicht von Rainer Maria Rilke und Hölderlin zusammen. – Deine Eltern haben sehr viel Geld, nicht wahr?“

„Was geht Sie das an?!“

„Mariella, komm jetzt!“ rief Alfons laut durch den Türschlitz.

„Aha, dein Freund! Also schon vergeben, in deinem jungen Alter?? Du bist doch bestimmt erst sechzehn...“

„Das geht Sie gar nichts an. Lassen Sie mich in Ruhe!“

„Willst du auch 'ne Zigarette?“ Er zündete sich eine an. Auf seinem silbernen Klapp-Feuerzeug glaubte ich einen eingravierten *Totenkopf* zu erkennen. Für Bruchteile von Sekunden. Aber ich war mir nicht ganz sicher. Die Flamme des Feuerzeugs schien wie das züngelnde Feuer eines Drachens, einer Mischung aus einem intelligenten Wesen, und einem primitiven Reptil. Es war eine gnadenlose Stärke und Kraft dahinter, die aber völlig ohne Herz war. Eiskalt und ohne jegliche Wärme.

„Nein. Eine Dame von Welt raucht nur Zigarillo. Und Zigaretten nur mit einer schönen, verzierten Spitze, wenn überhaupt.“ Ich versuchte, mich selbst durch mein blödes Geschwätz zu beruhigen, was sogar funktionierte.

„Du bist wirklich wunderhübsch, fast schon zu schön für diese Welt. *Carpe diem*, würde der antike Römer sagen... Und das fromme Lamm ging zur Schlachtbank, als dass es für immer seinen Geist aus dem Lande Kanaan aushauchte.“

„Was meinen Sie denn damit??“

Alfons öffnete jetzt ruppig die Tür und konfrontierte das korpulente Mannsbild.

„Lassen Se dit junge Mädels in Ruhe, sonst...“ drohte Alfons, sich gekonnt aufplusternd.

„Ich tue ihr ja nichts. Auf Wiedersehen, die Herrschaften. *Carpe diem*.“

KJ ging plötzlich schnurstracks in Richtung Ausgang, mit soldatisch strammen Schritt, und verschwand auf Nimmerwiedersehen in der Dunkelheit.

„Wat wollt 'n der eklige Typ von dir, dit fiese Arschloch?“ fragte Alfons äußerst besorgt.

„Er wollte mich anscheinend verführen. Aber ich habe ihn abblitzen lassen.“ Ich überspielte meine Angst, und bewunderte nun die drei anderen Mucha-Frauen in rosarot, maisgelb und weiß, die den Sommer, Herbst und Winter darstellten. Alfons traf sozusagen auf Alfons.

„Hat der 'ne Waffe jehabt? Oder irgendwelche besond'ren Symbole auf da Kleidung? Irgendwat Aufjenähtet, oder Jesticktet?“

„Nein, gar nichts. Er bot mir eine Zigarette an, sonst nichts.“

„Ick gloob, Mariella, du brauchst 'n Beschützer.“

„Aber du wohnst ja in Berlin. – Das fromme Lamm ging zur Schlachtbank, als dass es für immer seinen Geist aus dem Lande Kanaan aushauchte.“

„Was sagtest du da, Mariella??“

„Ach, nichts. Auch wenn es noch Äonen dauern sollte: Die Kräfte des Lichts werden siegen.“

Alfons schaute sehr verwundert, und wir gingen beide erleichtert durch die Tür. Begeistert richteten sich wieder alle Blicke auf mich, einige Männer piffen sogar nach mir, und ich winkte mit meiner weißen Stola, die mir Alfons gegeben hatte. Schließlich war es eisig kalter Winter draußen. Aber in der Gaststätte war es schön mollig warm. Die unwirtliche Kälte war ausgesperrt. Ich war sehr dankbar dafür, im Warmen sein zu dürfen.

\*\*\*      \*\*\*      \*\*\*

Ich hatte mich doch tatsächlich hemmungslos in Alfons verknallt, sein Spitzname war der *Piano-Fonsi*, mit seinem noblen und ansprechenden Aussehen! Wie ein deutscher Gentleman mit Fliege – gab es das überhaupt bei uns, also nicht nur in England? Nach meinem letzten Auftritt und der gefährlichen Szene mit dem mysteriösen „KJ“ im Vorraum der Toilette knutschten wir heimlich und wie wild in einem leeren Hinterzimmer des Wirtshauses. Es hieß im übrigen „Zum weißen Schwan“.

„Piano-Fonsi“ fuhr mir über meine schönen, langen Beine, die zierlichen Arme mit meinen zwei goldenen Armreifen, und ich war wie elektrisiert. Leise stöhnte ich vor Erregung, immer wieder, und alles Verbotene machte doch ganz besonderen Spaß! Wie hypnotisiert schaute er auf meine roten Lippen, meine roten Fingernägel, und meine schönen, kleinen Füßchen mit den ebenso roten Nägeln. Und ich war ja noch gar nicht völlig ausgewachsen! Ich hatte mich vorhin im Spiegel angesehen und erkannt, dass ich wirklich wie eine unwiderstehliche Zuckerpuppe auf alle Männer wirken musste, wie eine betörende, unschuldige Kindfrau, ganz in aufreizendem Rot und Gold. Alfons' Zunge drang in meinen Mund ein, und eine Woge von kribbelnder Lust fuhr durch meine verführerisch roten Lippen. Bei Adonoi, war das schön! Ich war dabei, mich zu verlieren, und meine Vagina wurde immer heißer! War da überhaupt ein Schlüssel in der Tür?? Nein, da war ja gar keiner! Alles Verbotene machte mir besonders Spaß, es gab mir einen Hormonschub, der unvergleichlich war.

Aber ich war tatsächlich noch *Jungfrau* – mit vierzehn damals ganz normal – und ich machte Alfons klar, dass Sex mit uns beiden jetzt einfach der falsche Zeitpunkt wäre. Es ging mir alles viel zu schnell. Zudem war ich ja minderjährig, und „Piano-Fonsi“ bereits einundzwanzig. Wenn das rauskäme, landete er womöglich im Gefängnis! Mit vierzehn gleich ins Bett steigen, und dann schlimmstenfalls auch noch mit fünfzehn einen kleinen, schreienden Balg auf die Welt bringen, nein, das war mir dann doch zu viel. Und es hätte meine Karriere als erfolgreiche Sängerin unter Umständen sofort beendet. Nein, ich wollte in diesem Leben kein braves, angepasstes Heimchen am Herd sein, keine Hausfrau, sondern ich strebte als emanzipierte, junge Frau meine *berufliche Selbstständigkeit* an, und vielleicht sogar eine Karriere in Übersee, in New York City oder Hollywood. Das war für 1933, noch dazu im immer brauner werdenden Deutschen Reich, für eine Frau der Ausnahmezustand. Die „goldenen Zwanziger“ schienen mir wie eine Verschnaufpause bis zum nächsten, großen Knall. Wie groß dieser Knall aber werden würde, wagte ich mir nicht auszumalen.

„Piano-Fonsi, ich gebe zu, ich habe dich wirklich verführt. Aber wir werden jetzt aufhören zu knutschen. Es ist sehr schön mit dir, aber ich will einfach kein Kind mit vierzehn. Und meine Mutter, geschweige denn mein Vater, würden mich als Hure brandmarken, wie ein Aussätzige, wenn ich unverheiratet als fünfzehnjährige Mutter aufkreuze. Und ich will auf keinen Fall zur Engelmacherin. In der Schule erzählten sie mir, dass alle Mädchen, die abgetrieben hätten, danach einen totalen psychischen Knacks bekommen hätten. Ich quatsche jetzt sehr viel, aber ich bitte dich, meinen Willen zu respektieren.“ Ich zitterte vor Erregung, aber ich hatte auch Angst vor dem ersten Mal. Ich verschwieg es Alfons, und er schien es zu respektieren.

„Du bist dit außerjehöhnlichste, schönste und erotischste Mädél, dit mir je unterjekommen is. Weeste, dat dir beim Film allet offenstehen würde – UFA, Babelsberg, oder vielleicht sogar in den Studios der Deutschen Grammophon. Du hast eene Ausstrahlung, een Charisma, dit haut eenen einfach um, weeste!“

Just in diesem Moment ging die Tür auf, wupps, und der Wirt kam herein! Oh je, wenn das nur gut ginge...

„Was machen Sie denn da?!“ fragte der Wirt Alfons, etwas ungehalten. Schließlich war ich ja erst vierzehn, obwohl ich wie sechzehn, oder siebzehn wirkte...!

„Ähh, nichts. Wir besprechen gerade was Geschäftliches. Ich bin Mariellas zukünftiger Pianist, und wir diskutieren ein paar sehr wichtige Details aus.“ Piano-Fonsi hatte mich blitzartig losgelassen, schnell seine Fliege zurecht gerückt, und schaute mit einem freundlichen Grinsen Herrn Übelreuther an, den etwas perplexen Wirt. Er sah allerdings sofort meine roten Knutschflecken in Alfons' Gesicht und an seinem Hals. Aber er drückte zum Glück ein Auge zu.

„Wollen Se meene Visitenkarte?? Jestatten, Alfons Beltreter, Student an der *Staatlich akademischen Hochschule für Musik*, in Berlin.“ Piano-Fonsi zog schnell eine Visitenkarte aus seiner Anzug-Reverstasche und reichte sie ihm. Das zog. Zu meinem Glück. Er war sehr erfreut über Alfons' Karte. Schwarze, kunstvoll geschwungene Buchstaben auf weißem Büttenspapier.

„Na ja, ich will nichts gesehen haben. Aber bitte, *nicht* vor den Leuten. Sonst haben wir morgen gleich einen Skandal in der Presse, wegen Verführung eines noch nicht volljährigen Mädchens.“ Der Wirt dämpfte extra seine Stimme. „Wissen Sie, Fräulein Marielle, ähh, *Mariella*, seitdem Sie bei uns auftreten, hat sich mein Umsatz verdreifacht. Und Ihre Gage ja auch... also reißen Sie sich bitte etwas zusammen. Ich verstehe ja, Sie beide sind Musiker, und da geht's halt etwas wild zu. Aber denken Sie an die Presse. Die fackelt nicht lange!“ Herr Übelreuther machte sich ja wirklich Sorgen um uns – und natürlich auch um seinen Umsatz... da war er wie mein Vater Gurion.

„Jawohl, Herr Übelreuther.“ Ich lächelte ihn entwaffnend an, und er beruhigte sich zusehends. „*Es wird nicht wieder vorkommen. Das verspreche ich Ihnen!*“

Wir drei lachten alle schallend laut los, wir prusteten quasi um die Wette, bestimmt eine knappe halbe Minute, denn meine Lüge war so offensichtlich, dass sie wirklich allzu lächerlich klang. Ich war scharf wie eine bis zum Anschlag geladene Haubitze, und ich musste mich selbst ganz arg disziplinieren, wie eine wilde Stute an der Kandare. Ich wollte ja nicht als Huren-Flittchen dastehen, die nebenbei auch sehr schön sang, sondern als *talentierter Künstlerin*, die ihre Contenance abseits

von der Bühne – zumindest in der Öffentlichkeit – halbwegs wahrte. Ich malte mir aus, was es für einen gewaltigen Presseskandal gegeben hätte, wenn uns vorhin doch ein aufsässiger Reporter fotografiert hätte. Zum Glück stand alles im Konjunktiv... noch.

**SKANDAL! Berliner Pianist verführt vierzehnjährige Sängerin MARIELLA!**

Musikstudent muss sich wegen Verführung Minderjähriger vor Gericht verantworten.

Schnell schob ich dieses gefährliche Gedankenspiel wieder zur Seite. Gut, es hätte mich auf einen Schlag noch mehr publik gemacht, aber „Piano-Fonsi“ wäre billig und gnadenlos verheizt worden. Und das wollte ich nicht, auf keinen Fall. Schließlich war er doch jetzt mein Beschützer, wengleich er in Berlin lebte.

Zugleich malte ich mir aus, dass ich auf diese Art und Weise auch unliebsame *Lover* – das war das amerikanische, im Deutschen Reich neue Wort für *Liebhaber* – loswerden konnte, allerdings würde ich dann zum „dirty girl“. Ob es so etwas wert war, nur um meine Bekanntheit zu steigern? Nein, es schien mir zu unethisch. Auch wenn ich mich vom Reformjudentum immer mehr löste und zu einer „Freigeistin“ mutierte, so gab es doch auch Grenzen. Ich fand die jüdischen Feiern zwar alle ganz schön und heimelig, aber ich wollte mir kein geistiges Korsett anlegen lassen, auf keinen Fall. In der Regel machte ich gar nicht öffentlich publik, dass ich Jüdin war, beziehungsweise Deutsche polnisch-jüdischer Abstammung. Albert Einstein hatte mich eindringlich vor den 'Herrenmenschen' gewarnt, und ich nahm das sehr ernst. Schließlich war er sehr prominent, und er musste es ja wissen.

Herr Übelreuther rechnete meine Gage aus, ging in die Küche und gab mir einen Korb mit einigen Nahrungs- und Genussmitteln, die nicht gekühlt werden mussten. Kaffee von sehr guter Qualität, eine ganze ungarische Rauchsalami, eine große Ecke Käse, einen Salatkopf und eine kleine Flasche Korn. Zusätzlich gab er mir einige Scheine in deutscher Rentenmark.

„Wenn Sie den Korb zu Hause abliefern, denken Ihre Eltern wenigstens nicht, Sie hätten was Verbotenes gemacht. Sie wissen schon... Ihre Eltern dürften nicht gerade erfreut sein, dass Sie schon mit vierzehn auf der Bühne stehen, allein im Gasthaus, und...“ Respektvoller weise sprach er mich mit „Sie“ an, was ich sehr gut fand. Somit war ich kein „Kindchen“ mehr, sondern eine zurechnungsfähige, junge Frau.

Ich fiel ihm postwendend ins Wort: „Ja, ja, Sie haben völlig Recht. Ich sollte mein Schicksal nicht zu sehr herausfordern. Vielen Dank für alles.“

„Behalten Sie die Geldscheine für sich, Fräulein Mariella. Auch wenn wir in Zeiten der Wirtschaftskrise leben, und keiner genau weiß, was morgen kommt: Eine Hand wäscht die andere. Ich weiß auch, welcher Religion Sie angehören. Aber ich verschweige es ganz bewusst. Wissen Sie, ab und zu sitzt dann doch mal einer von der SA oder SS bei uns, aber *inkognito*. Und die sind nicht so gut auf Juden zu sprechen.“

„Kennen Sie einen blonden Mann namens 'KJ', mit ganz kurzen Haaren, breit wie ein Schrank, und mit einem silbernen Klapp-Feuerzeug?“ fragte ich leise den Wirt.

„Nein. Jedenfalls nicht unter diesem Namen. Ich denke, 'KJ' ist ein *Deckkürzel* für einen Nazi-Schnüffler. Das mutmaße ich mal so. Aber breitschultrige, große Blonde – da gibt es ganz viele, die bei uns ein- und ausgehen.“

Alfons wischte sich meinen roten Lippenstift von seinem Hals und Gesicht, mit meinem kleinen Handspiegel, den ich ihm gegeben hatte. Die wirklich auffälligen Abdrücke mussten unbedingt weg, wegen der Leute draußen, in der Gaststube. Zum Glück waren es keine blauen Knutschflecken!

„'KJ' könnte also ein verdeckter Nazi-Schnüffler sein!?“ fragte Alfons sehr besorgt.

„Ja. Also, wenn sich jemand bei mir als 'KJ' vorstellen sollte, werde ich ihn ein bisschen löchern, so hinten herum.“ Herr Übelreuther stand auf unserer Seite, keine Frage.

„Danke, dass Sie sich umhören.“ lobte „Piano-Fonsi“ den Wirt.

„Ich ziehe mich jetzt um, und dann wird mich Herr Beltreter nach Hause begleiten.“ antwortete ich dem Inhaber des Gasthauses. Ich freute mich schon ganz wild auf den guten Kaffee!

Wir nahmen uns ein Taxi. Gurion hatte mir extra ein Geld für die Hin- und Rückfahrt gegeben, und ich benutzte es auch dafür. Ich wollte den Kies nicht gleich in Rotwein verwandeln, der dann meine Kehle hinunter floss und mich kirre machte. Aber so ein bisschen Wein, oder ein Bier – da war ich nicht abgeneigt. Doch der Gerstensaft machte eher dick, es war schlecht für meine schlanke Figur, die ich unbedingt behalten wollte. Also blieb es meist beim Beerengeränk, in roter oder weißer Farbe... aber nie mehr als ein, zwei Gläschen. Heute Abend gab es aber keine neuen Kneipenabenteuer mehr, und so ging es schnurstracks Richtung Heimat.

Alfons fuhr mich nach Hause, in unsere Breslauer Villengegend, wo auch viele andere, reiche Juden wohnten, und verabschiedete sich. Ein sehr trockener, kalter Ostwind wehte, ganz typisch für die kontinentalen Winternächte bei uns. In der Ferne rief ein zweimal ein Käuzchen. Ich merkte, wie Alfons traurig war, mich jetzt verlassen zu müssen.

„Also, ick e fahr jetz zu meenen Studenten. Meene Visitenkarte und die Telephon-Nummer von hier haste ja.“

Ich gab Alfons einen letzten, jungfräulich-leidenschaftlich anmutenden Kuss. Eine sehr liebevolle Geborgenheit durchflutete mich, und ich spürte ein wohltuendes Gefühl von Sicherheit und Wärme, von einer männlichen, edlen Seele, die mich nicht – *oder vielleicht sogar nie??* – im Stich lassen würde. Wenn er Jude gewesen wäre, hätte ich ihn auf jeden Fall in die engere Wahl gezogen. Alfons' anheimelnd treuer Blick vermittelte mir das, was sich eigentlich jede „klassische“ junge Frau aus der Bourgeoisie wünschte: Galantheit, einen Hauch Noblesse, sehr gutes Benehmen und einen Anklang von einer behütenden Vaterfigur. Sieben Jahre älter – sein Erfahrungsvorsprung erlaubte mir, mich ganz fallen zu lassen, auch wenn ich die höchsten Höhen der Wonne mit ihm nicht ganz erreichen konnte. Warum diese Begrenzung da war, wusste ich nicht. In manchen Momenten war ich mir selbst ein dunkles, unergründliches Rätsel; das weibliche „Wörterbuch“ fiel nahezu erbarmungslos auf mich allein zurück.

Sehnsüchtig winkte ich ihm bei der Abfahrt noch lange zu, bis er völlig außer Sicht war.

Abba schaute oben aus dem Fenster und war wohl überaus beruhigt, dass er so einen feinen Mann mit Anzug und weißer Fliege erblickte, als Alfons ausgestiegen war und mir dann kavalierhaft die Türe des Automobils geöffnet hatte.

Ja, der „Piano-Fonsi“ war zu einem echten, verlässlichen Freund geworden. Ich war mir in meinen Inneren ganz sicher, dass er mich nie verraten würde. Ich eilte im Wintermantel, Hut und Stiefeln, sowie dem Koffer mit meiner Auftrittsgarderobe und dem Essenskorb, in unsere große, vornehme Villa.

Nein, für einen Verrat war Alfons viel zu edel.

\*\*\*      \*\*\*      \*\*\*

Meine Eltern waren sehr davon angetan, dass ich von einem so edel wirkenden Studenten der Musik nach Hause befördert worden war. Weniger begeistert waren sie von meinen Berlin-Plänen. Ich hatte vergessen zu erwähnen, dass der „Piano-Fonsi“ im Bezirk Charlottenburg, nicht weit weg vom Schloss, in einer Gemeinschaft mehrerer Musikstudenten wohnte, und theoretisch wäre da auch noch ein Plätzchen für mich frei. Aber mit *vierzehn Jahren* war das alles noch ziemlich grenzwertig. Es schienen zum Teil auch besser begüterte Studenten zu sein, aber wiederum keine Spießer. Jedenfalls hoffte ich das. Nach dem, was mir Alfons erzählt hatte, ging es oft drunter und drüber.

„Abba, ich will nach Berlin ziehen! Und zwar so schnell wie möglich. Der junge Mann, der mich vorhin im Taxi begleitet hat, heißt Alfons Beltreter. Hier ist seine Visitenkarte. Er will später Konzertpianist werden. In Berlin-Charlottenburg lebt er in einer Wohngemeinschaft, nicht weit weg vom Schloss. Es sind noch zwei oder drei Mädchen in dem Haus, wo er wohnt, und alle scheinen recht gesittet und anständig.“

„Und du willst nach Berlin?? Du bist doch erst vierzehn, noch ein halbes Kind!“ war Gurion völlig außer sich. Mit solch einem Vorschlag von mir hatte er anscheinend nicht im geringsten gerechnet.

„Was ist, wenn dir etwas passiert?!“ schaltete sich Amelia sofort ein. „In einer so riesigen Stadt! Wer weiß, was sich da nachts so alles rumtreibt... Vergewaltiger, Schläger, unberechenbare Landstreicher, Raubmörder...“

„Ich hab doch jetzt meinen Beschützer! Piano-Fons..., ähh, Alfons wird mich beschützen und auf mich aufpassen, das hat er mir hoch und heilig versprochen. Er ist auch schon *einundzwanzig Jahre* alt. Und ich habe schon einige Selbstverteidigungsgriffe geübt, zum Beispiel wie ich aufdringlichen Männern in die Eier, ähh, zwischen die Beine treten kann.“

„Na, das klingt ja sehr vielversprechend.“ entgegnete Gurion, halb im Spaß, halb im Ernst.

„Wenn ich nicht gehen darf, dann...“

„Was, dann??“ fragte Amelia, ganz besorgt. Ich merkte, dass sie wirklich Angst um mich hatte, und das war nicht gespielt.

„Ach, nichts. – Mein Auftritt heute Abend im *Weißten Schwan* war übrigens sehr erfolgreich. Alfons hat gesagt, er könnte mir sogar einen Kontakt zur UFA vermitteln, zum Film!“ Ich übertrieb maßlos, da ich ja unbedingt nach Berlin wollte und fühlte, dass mir die Zeit unter den Fingern



zerrann. Dass ich notfalls auch ausreißen würde, verschwieg ich lieber. Sonst hetzten mir meine Eltern noch die Polizei auf den Hals, oder würden womöglich denken, ich wäre entführt worden. Die Sache direkt durchzuboxen war mir dann doch lieber.

„Zur UFA?! Das klingt ja sehr verheißungsvoll. Mariella beim Film, ja, das kann mir durchaus vorstellen!“ Amelia verteidigte mich plötzlich, und ich strahlte breit über das ganze Gesicht. Ich sah mich schon in einem berühmten Musicalfilm singen und tanzen...

„Würdest du in Berlin auch weiterhin Gesangsstunden nehmen? Und was ist mit deinen Englisch- und Französisch-Stunden?“ Amelias Fragen schienen mir wie ein verzweifelter Versuch, noch einen letzten Trumpf auszuspielen, mich zu Hause festzuhalten. Aber meine Energie schien ungebändigt.

„Solange du noch nicht volljährig bist, brauchst du auf jeden Fall unsere Erlaubnis.“ Gurion versuchte wohl, an mein schlechtes Gewissen zu appellieren?? Die eigenen Eltern als moralische Über-Instanz, die immer das „*Richtige*“ für ihre Tochter wusste? Die beiden versuchten mich vergeblich zu Hause festhalten, wohl wissend, dass ich ihnen doch wie ein Stück glitschiger Seife entgleiten würde. Somit wäre es nur noch eine Frage der Zeit...

„Was bedeutet ein Totenkopfsymbol auf einem Feuerzeug?“ fragte ich. Meine Gedanken sprangen.

„*Totenkopf?!*“ Gurion schaute ganz entsetzt.

„Also, was bedeutet der Totenkopf?“ Ich bestand unbedingt auf einer Antwort.

„Das..., das... ist ein Symbol für die SS, die Sturmstaffel der Nazis, und ihre Totenkopfverbände!“ Mein Vater wusste also doch mehr, als er immer vorgab. Aber er machte sich etwas vor. Er unterschätzte die Kräfte gewaltig, vor denen mich Albert Einstein neulich so eindringlich gewarnt hatte.

„*Totenkopfverbände?!*“ Jetzt wurde ich erst so richtig neugierig.

„Wir reden jetzt nicht weiter darüber, meine liebe Mariella. Halte dich von solchen Leuten unbedingt fern. Sie bringen uns Juden nur Unglück. Es ist besser für dich, wenn du nicht alles weißt.“ Abba enthielt mir etwas vor. Das machte mich sehr wütend.

„Deine dauernden Beschwichtigungen machen mich völlig wahnsinnig!“ brüllte ich ihn an. „Erst spielst du die Bedrohung der Juden durch diese sogenannten 'Herrenmenschen' herunter, und tust immer so, als ob uns unser vieles Geld und der Wohlstand retten würde. Und jetzt schaust du mich mit einem ganz entsetzten Gesicht an, als ich dir von diesem *Totenkopf* erzählte. *Abba, du machst dir doch was vor!* – Amelia, Gurion, ihr könnt mich nicht davon abhalten, nach Berlin zu gehen.“

Mein echauffiertes Geschrei schwankte zwischen Wut, Trauer und Verzweiflung über dieses ständige Theater. Es brodelte im Deutschen Reich, unter Hochdruck, in der gesamten Weimarer Republik, und ich wollte endlich aus diesem langweiligen, wohlhabenden Muff ausbrechen, ich selber sein, meine sexuellen Neigungen so ausleben, wie *ich* es für richtig hielt, und diese lästige Männerdominanz endlich abstreifen. Meine jugendliche Rebellion war nicht mehr zu stoppen, auch nicht durch zwei Eltern, die sich jetzt vergeblich querstellten.

„Mariella, bevor du abhaust oder sonst irgendwelchen Unsinn machst, finden wir eine Lösung.“ Amelia war kurz davor, laut und verzweifelt loszuheulen. Insgeheim wäre es ihr wahrscheinlich viel lieber gewesen, ich hätte einen reichen, jungen Mann kennengelernt, später Kochkurse und Benimmkurse gemacht, und dann „vorschriftsmäßig“ geheiratet, für immer im goldenen Käfig gefangen, als schönes, adrettes Vögelchen, schachmatt gesetzt und brav willfährig folgend.

Myriam und Benjamin kamen plötzlich ins Zimmer. Er war ja inzwischen auch schon neunzehn Jahre und frisch verlobt, sie inzwischen siebzehn. Beide wohnten aber immer noch zu Hause. Benjamin wohl nicht mehr lange...

Draußen war es dunkel und kalt, Schneeflocken rieselten lautlos auf das gefrorene Leichentuch der Lebensfeindlichkeit, die sich in diesem weißen Zeugs da draußen widerspiegelte. Ich hatte den Winter schon immer gehasst wie die Pest. Aber ein strahlend dunkelblauer Himmel und funkelnde Schneekristalle hatten dann doch wieder einen gewissen natürlichen Reiz...

„Geht bitte wieder auf eure Zimmer!“ wies mein Vater beide an. „Es ist jetzt wirklich ein sehr ungünstiger Zeitpunkt.“

„Lasst Mariella doch ausfliegen, wenn sie will! Mit ihrem Wagemut, ihrer Frechheit und Improvisationsgabe wird sie sich in Berlin doch glänzend durchschlagen können. Und sie hat genügend Talent, um beim Film, beim Rundfunk oder vielleicht sogar in Übersee berühmt zu werden.“ Benjamins Verteidigungsrede baute mich innerlich so richtig auf, und ich war ihm unendlich dankbar.

„Ihr habt *doch* alles heimlich mitgehört, nicht wahr?“ Amelia flossen dicke, sehr traurige Tränen an ihren Wangen herunter.

„Irgendwann ist es immer Zeit, loszulassen. Ein paar Jahre hin, ein paar Jahre her...“ Myriam war auch auf meiner Seite. Trotz ihrer jahrelangen Eifersucht und ihrem Neid auf mich ergriff sie plötzlich Partei für mich. Das tat ungeheuer gut. Nun stand es immerhin schon 2:2.

„Ihr könnt mir ja jeden Monat eine gewisse Summe an Geld anweisen, als zusätzliche Unterstützung. Und wenn ich irgendwann eine Tournee mache, dann wäre ich doch sowieso dauernd weg. Was macht es da für einen Unterschied, ob ich dann in Berlin bin, oder in Paris, in London, oder in New York?“ Ich hatte mich wieder etwas beruhigt, und ich merkte, dass ich eigentlich schon gewonnen hatte. Es wäre nur noch eine Frage der Zeit, bis ich umziehen würde, oder dürfte.

Loslassen war immer schwer, vor allem wenn die eigenen Eltern ihre Kinder in die Freiheit oder Unfreiheit des Lebens entließen. Ich merkte auf einmal, wie sehr mich Gurion und Amelia liebten. Wäre es nicht so, fiel ihnen dieses Loslassen wohl viel leichter. Nur das, was man wirklich liebte, hielt man fest, solange es eben ging.

„Es ist nur noch eine Frage der Zeit, wann ich nach Berlin gehe. Ich werde mir meine künstlerische Karriere nicht von euch verbauen lassen.“ sagte ich mit einer ungeheuren Bestimmtheit, fast schon à la Coco Chanel, mit männlicher Durchzugsstärke, aber in meinem weiblichen Körper.

„Wir werden sie dir nicht verbauen. Aber lass uns bitte noch ein paar Tage Zeit.“ Amelia stürzte sich auf mich und umarmte mich, als ob es das allerletzte Mal in diesem Leben wäre.

„Mariella, du darfst nach Berlin. Amelia und ich brauchen wirklich noch ein paar Tage, um einige wichtige Dinge zu regeln, für dich. Wenn du uns schon so früh verlassen willst, zudem noch als halbes Kind, sollte vorher alles genau geregelt sein.“ Gurion hatte wieder seinen Sicherheits-Tick.

„*Ich bin kein Kind mehr! Adonoi* wird über mich wachen. Und wer kann schon sein ganzes Schicksal voraussehen? Es gibt keine Sicherheit, außer dem festen Glauben an Adonoi. Wir alle sind doch in Seiner Hand, nicht wahr? Was spielt es denn dann für eine Rolle, ob ich in *Breslau*

singe, oder in *Berlin, Paris, Rom* oder *Hollywood*? Ich möchte das Publikum dazu animieren, den Mut zu haben, sich selbst zu leben, sich selbst zu lieben, sich selbst zu finden, die Liebe in sich zu spüren, sich ganz fallen zu lassen... Ich werde gehen. Mein Entschluss steht, felsenfest.“

„Mariella wird sehr berühmt werden, weltweit. Ich spüre das...“ Myriam schaute mich an, mit einer Mischung aus inständiger Bewunderung und verstecktem Neid. Sie verließ das Wohnzimmer, mit der Emotion „Ich weiß, dass *du* es zu was bringen wirst, was ich *nie* schaffen werde – dich selbst völlig auszuleben und zu verwirklichen“. Benjamin ging ebenfalls, und Amelia trottete hinterher. Gurion und ich waren jetzt allein, zu zweit. Er umarmte mich innig und sagte dann sehr gefühlvoll: „Irgendwann kommt immer der Zeitpunkt des Abschieds. Aber Berlin ist ja nicht aus der Welt, es ist ja nicht Australien, Indien oder Neuseeland. – Du bist doch das Liebste, was ich habe.“

\*\*\*      \*\*\*      \*\*\*

<sup>1</sup> Quelle: Felsch, Doris: Die Feste im Johannesevangelium: Jüdische Tradition und christologische Deutung. Mohr Siebeck, 2011, S. 231.

## Kapitel 5

Am Sonntag, den 22. Januar 1933 zog ich mit Alfons' freudiger Mithilfe endlich in die Künstler-Wohngemeinschaft in Berlin-Charlottenburg um. Was nahm ich mit: All meine schönen Kleider, von sommerlich geblümt über golden-glitzernd bis knallrot, drei Zwanziger Jahre-Hüte, meine vielen Schuhe, Stiefel und Sandaletten, auch die ganz hohen, rot-goldenen, sämtlichen Schmuck, Schminke, Lippenstifte und Schönheitsutensilien, eine Menge Musiknoten und Liedtexte, einige Bücher und kleine Kindheitserinnerungen, sowie ein Fotoalbum von meiner ganzen Familie. Und natürlich auch die Mini-Schatzkiste, mit dem Liebesgedicht für das Mädchen im süßen rosa Kleid.

„Piano-Fonsi“ hatte sich gegenüber meinen Eltern tatsächlich als eine Art „Ersatz-Erziehungsberechtigter“ verpflichtet, mündlich und schriftlich, bis ich genau einundzwanzig Jahre alt wäre, also volljährig. Es war ihm eine sehr große Ehre, ohne Übertreibung, ab jetzt für sieben lange Jahre mein holder Beschützer zu sein. Gurion würde Alfons und mir getrennt pro Monat eine gewisse Summe für den Lebensunterhalt zahlen, per Postanweisung. Es wäre sogar mehr, als ich Abba zugetraut hätte...

Amelia weinte in Strömen, als mittags eine große, schwarze Limousine vorfuhr, in der Alfons, der Fahrer, ich und meine vielen Sachen mit genauer Packkunst knapp genügend Platz fanden. Da ich aber keine Möbel mitnahm, passte alles in das große Automobil und seinen Kofferraum. Gurion, Benjamin und Myriam taten gerade so, als ob ich für immer und ewig von der Bildfläche verschwinden werden würde, oder eine Weltreise auf Nimmerwiedersehen in die Südsee unternähme, aber dem war ja nicht so. Sie würden mich schon ziemlich bald in Berlin besuchen kommen, in zwei oder drei Wochen, sobald ich mich schön in dem bereits vollständig möblierten Zimmer eingerichtet hätte, in der Charlottenburger Villengegend.

„Mariella, ich schenke dir heute mein 'kleines Schwarzes' von Coco Chanel, zum Abschied. Du kannst es dir ja ändern lassen, wenn es nicht ganz passen sollte. Pass gut auf das Kleid auf, es war ziemlich teuer.“ Sie schluchzte laut, und ich sah den großen Abschiedsschmerz in ihren Augen. Es tat mir selbst in meinem Inneren weh, sie in einem solchen Zustand zu sehen. Aber dreihundert Kilometer Entfernung waren ja nicht die Welt. Dass ich schon mit vierzehn auszog, war ja auch sehr ungewöhnlich, sehr frühreif, abenteuerlich und gewagt.

Insgeheim freute ich mich unglaublich auf den Puls der Zeit in Berlin, immer auf dem Laufenden, in der Hauptstadt des Deutschen Reiches. Die vielen Bühnen, Jazzkneipen, Wirtshäuser und Varietés böten mir ein sehr breitgefächertes Übungsfeld. Ich würde nichts mehr versäumen!

„Ich werde euch allen schreiben, sobald als möglich. Ihr braucht euch überhaupt keine Sorgen zu machen, ich komme schon zu recht.“

„Das sagst du so einfach dahin, meine Liebe! Adolf Hitler und die NSDAP werden immer mehr an Macht gewinnen. Mariella, es ist vielleicht besser, wenn du nicht überall hinaus posaunst, dass du *Jüdin* bist. Sag einfach, dass du ein deutsches Mädchen aus Breslau bist, aus wohlhabendem Hause.

Das reicht völlig.“ Gurion stand plötzlich eine tiefsitzende Angst in den Augen. Seine Beschwichtigungen der letzten Wochen und Monate schienen auf einmal kurzzeitig verflogen.

„Abba, keine Angst, ich werde sehr gut auf mich aufpassen. Und ich habe mich ja auch etwas in Selbstverteidigung geübt.“

„Mariella, wir beide sind auch sehr traurig, dass du nun so weit weg ziehst.“ Myriam antwortete auch stellvertretend für Benjamin, der kein ein einziges Wort herausbrachte. Er schaute wie ein Trauerkloß im nachtschwarzen Mantel.

„Ich werde euch bald in Breslau besuchen, und ihr mich in Berlin. Und ich bin ja nicht aus der Welt.“

Wir umarmten uns alle sehr herzlich. Ein neuer Lebensabschnitt brach für mich an, und alles in einer großen, ja riesigen Millionenstadt, in der allerlei aufregende Dinge passieren könnten...

„Mariella, hier ist noch ein ganz prominenter Brief gekommen, heute Vormittag. Er ist von keinem geringeren als *Albert Einstein!*“ Amelia gab mir liebevoll den Umschlag, mit dem wohl derzeit berühmtesten Physiker der Welt als Absender. Ich machte ihn auf, und dort war zu lesen:

*„Liebe Mariella, ich bin im Dezember 1932 nach Pasadena in Kalifornien abgereist. Ich bin jetzt offiziell mit meiner Frau Elsa in die Vereinigten Staaten von Amerika emigriert. Wie versprochen, schreibe ich Dir hiermit. Langfristig werde ich aber an der Princeton University in New Jersey einen Lehrauftrag für Mathematik und Physik übernehmen. Ich bin mir ganz sicher, dass Du das Potential und Talent hast, weltberühmt zu werden. Achte auf die Gunst der Stunde und gehe, bevor es zu spät ist! Ich weiß, wie schwer es manchmal ist, alles Gewohnte loszulassen, um an einem anderen Ort wieder ganz neu anzufangen. Aber es gibt Momente im Leben, da geht es einfach nicht anders. Auch wenn du meine Relativitätstheorie nicht ganz verstehen mögest, so entspringen doch sowohl die Wissenschaften, als auch die schönen Künste aus der gleichen, höheren Instanz, die alles hervorbringt. Denn Gott würfeln nicht. – Mit ehrerbietenden Grüßen an Dich, und auch an Deine ganze Familie, Albert Einstein, 27. Dezember 1932.“*

Eine sehr angenehme, wohlige-väterliche Liebe ging von Einsteins Brief aus, und ich tat ihn zusammengefaltet ebenfalls in meine „Mini-Schatzkiste“. Er war wie ein Großvater für mich, jedenfalls war es eine schöne und wohltuend gütige Energie, die von ihm ausging.

Mit meinen leiblichen Großeltern dagegen konnte ich nur mittelmäßig etwas anfangen. Da sie mir nicht so viel bedeuteten, werde ich keine großen Worte über sie verlieren. „Spießig“ und konservativ-jüdisch, wie sie waren, stimmten sie mit meinem Lebenswandel überhaupt nicht überein. Ihr Frauen-Weltbild bewegte sich eingeklemmt zwischen Hausfrau am Herd, Heirat in weiß, Kinder kriegen und einem möglichst hohen Status in der Gesellschaft. Ich musste aufpassen, dass ich nicht vehement nach Jörg rief, symbolisch gesehen.

\*\*\*      \*\*\*      \*\*\*

Als wir abends in der schönen Ulmenallee im Berliner Stadtteil Charlottenburg-Westend ankamen, nach einer mehrstündigen Automobilfahrt durch winterlich verschneite Landstraßen, war ich sehr

erfreut über meinen zukünftigen, noblen Wohnort. Eine weiß-beige Gründerzeitvilla in der Villenkolonie Westend, samt riesigem Garten drum herum erwartete mich, etwa einen Kilometer Luftlinie vom Charlottenburger Schloss entfernt. Zur nächsten S-Bahn-Station, die ebenfalls *Westend* hieß, waren es etwa 700 Meter zu Fuß, oder mit dem Fahrrad. Von dort konnte ich dann entweder mit einer Dampfzug-S-Bahn, oder bereits hochmodern elektrifiziert, für meine Auftritte in die Innenstadt fahren. Wer weiß, was mich in Berlin alles erwarten würde – skurrile Nachtgestalten, wie ein Loch saufende Penner, schlägernde NSDAP-Anhänger, rebellische Kommunisten, mittellose Kleinkünstler, dem abgedankten Wilhelm nachtrauernde Kaisertreue, und eine Menge Juden, die sich wohl die gleichen Sorgen machten wie ich.

Abba hatte das mit dem Umzug nur erlaubt, weil sich Alfons erstens fest für die nächsten Jahre als mein „Ersatz-Aufpasser“ verpflichtet hatte, und ich zweitens in einer laut Gurion „gesitteten“ Gegend wohnte, die der unseren in Breslau stark ähnelte. Alfons hatte mir vorher ein Photo des Hauses und eine Referenz der Eigentümerin des Anwesens, Frau Bertholdina Wolowicz, für meine Eltern mitgegeben. Sie war schon über sechzig Jahre alt, eine leicht vornehme Witwe mit graubraunen, eher kurzen Haaren, Nickelbrille, korpulent wie eine gedrungene Walküre, etwa eins sechzig, sehr stimmgewaltig, total witzig, und einer Abstammung aus polnischem Adel. Aber sie war keine Jüdin, sondern evangelisch, konvertiert von den Katholiken, wie mir Piano-Fonsi während der Fahrt leise verriet. Sie sang nicht mehr aktiv auf der Bühne. Und sie war für jeden Spaß zu haben, lustig, gesellig, weinselig, sofern das Über-die-Stränge-Schlagen niemand ernsthaft schadete.

Wir schritten durch ein leicht angerostetes, weißes Gartentürchen, über dem sich ein halbrunder, metallener gleichfarbiger Bogen mit Weinranken befand, welche jetzt im Winter natürlich blätterlos waren. Unter dem Schnee lugten unregelmäßige, einzelne Wegplatten aus dunklem Granit hervor, welche in Richtung der massiven, wiederum weißen Eingangstür führten. Auf dem großen Grundstück waren überall große und ausladende Bäume, was mich sofort an das gerade verlassene Zuhause meiner Familie in Breslau erinnerte. Rein baulich gesehen, war meine neue Heimstatt der nun verlassenen sogar etwas ähnlich. Allerdings gab es keine Schaukel im Garten, jedenfalls hatte ich noch keine entdeckt.

Im Flur gingen wir eine dunkle Holzterasse hinauf, an den hellen Wänden waren einige große, gerahmte Schwarz-Weiß-Photos mit Opernszenen angebracht, vielleicht von Puccini, oder Verdi. War die Sängerin auf den Bildern etwa *Frau Wolowicz, in jung??*

Im ersten Stock „unserer“ Villa bekam ich von Frau Wolowicz mein sehr ansprechendes und sauberes Zimmer gezeigt. Bertholdina bejahte auf meine Frage hin, dass sie in der Tat die Künstlerin auf den Photos im Flur sei, was mir sofort imponierte. Doch das sei jetzt schon längst alter Schnee, und sie sei nun zu alt für die Bühne. Alfons unterschrieb für mich den Untermietvertrag über sieben Jahre, stellvertretend. Mein Zimmer war etwa zwanzig Quadratmeter groß, mit einem Einzelbett, Tisch, zwei Stühlen und großem Schrank, alles in Kirschbaum gehalten. Ich hatte einen sehr schönen Blick in den großen Garten, mit vielen Bäumen, Büschen, einer Schaukel, und sogar einer Feuerstelle samt Sitzsteinen. Als ich durch das Fenster blickte, glitzerte

der weiße Schnee rot-orange auf den Baumwipfeln, welche von den letzten Strahlen des Sonnenuntergangs romantisch und wehmütig angeleuchtet wurden.

Auf dem Boden lag ein schöner, rot-weißer Perserteppich, der aber eher wie ein günstiges Imitat wirkte. Frau Wolowicz ahnte schon, dass in jovialer Feierlaune Rotweinflecken drauf kommen würden – und in der Tat, da waren schon einige verblasste Malheure zu sehen, was auf das Lebemännische – oder *Lebefrauliche* – des vorherigen Bewohners, oder der Bewohnerin, schließen ließ.

Dann stellten sich mir alle Mitbewohner des ersten Stocks vor. Da es schon früh am Abend war, waren zufällig sogar alle anwesend, was mich sehr freute. Durch die weiß lackierten Holzfenster kam langsam das Kobaltblau der „blue hour“ ins Haus gekrochen, und mir schien es, als ob mich die Geister der Abenddämmerung ebenfalls inbrünstig begrüßen würden.

„Hallo, ich bin die *Isolde*. Ich gehe auf die Schauspielschule und will unbedingt zum Film. UFA, Babelsberg und so. Und volljährig ich bin auch schon, einundzwanzig. Ich komme ursprünglich aus Köln. Singen kann ich zwar nicht so gut, aber ich bin sehr wandlungsfähig.“ Allein schon die Art, wie sie redete, war wie aus einem Film. Blonde, lange Haare, sehr gut aussehend, blauäugig, germanischer Gesichtsschnitt, mit wohlklingender, leicht rauchiger Stimme, und eher groß – mit Divaris 'Fernblick in die Zukunft' hätte ich wohl gesagt, ähnlich wie Brigitte Bardot, aber deutscher und gemäßigter von ihrer Art. „Mein Gott, du bist ja noch so ein junges, bezauberndes Küken, aber du wirkst älter, als du wahrscheinlich bist. *Fünfzehn? Sechzehn??* Du bist ja wirklich ein wunderschönes Mädchen, mein Gott.“ Sie war wirklich an mir interessiert. Aber es klang etwas Resigniertes aus ihrer Stimme, gemischt mit einem Hauch von Trauer und Weltschmerz, obwohl sie noch so jung war. Ich hätte meinen können, diese Worte aus dem Munde einer Fünfzigjährigen zu hören. Ihr Kölner Akzent war aber nur sehr schwach. Wahrscheinlich hatte sie ihn sich an der Schauspielschule abtrainiert.

„Nein, ich bin erst vierzehn.“ In meinem unschuldigen, blau-weißen Mädchenkleid und meinen weißen Lackschuhen wirkte ich heute eher kindlich – so bildete ich es mir jedenfalls ein – und wurde trotzdem ein bis zwei Jahre älter geschätzt...

„*Vierzehn?!* Mann, du hast ja dein ganzes Leben noch vor dir.“ Isolde redete erneut so, als wäre sie schon vierzig oder fünfzig. Sie holte sich hastig eine Zigarette aus ihrem Etui und zündete sie an. Ich holte wohl etwas aus ihrem Innersten hoch, denn sie schaute plötzlich so traurig und unglücklich aus. Es schien so, als wäre sie traurig über sich selbst, über Dinge, die sie gerne anders gehabt hätte, in ihrer Kindheit. Sie schien mir an sich selbst gescheitert, obwohl sie das nach außen hin wohl gar nicht war...

„Und ich bin der *Augustin*. Flotte siebzehn, auch an der gleichen Schauspielschule wie Isolde, und immer für einen Spaß zu haben.“ Er hatte dunkle Locken, braune, sehr wache Augen, war etwa einsiebzig groß, leicht schlaksig, und wirkte wie ein Komiker. Aber ich konnte mir einfach nicht helfen:

Unbeherrscht lachte ich schallend laut los, bestimmt eine halbe Minute lang. Ich konnte mich gar nicht mehr einkriegen.

„He, was ist denn, Mädlel, ähh, Mariella?“ Er war kurz davor, selber mitzulachen, und sein nettes Breitmaulfrosch-Grinsen wurde immer stärker.

„Ich..., ich..., ich musste sofort an dieses blöde Kinderlied des Wiener Bänkelsängers Markus Augustin denken:

*O, du lieber Augustin,  
Augustin, Augustin,  
o, du lieber Augustin,  
Alles ist hin!  
Geld ist weg, Mädlel ist weg,  
alles ist hin, Augustin!  
O, du lieber Augustin,  
alles ist hin!*

*O, du lieber Augustin,  
Augustin, Augustin,  
o, du lieber Augustin,  
alles ist hin!  
Rock ist weg, Stock ist weg,  
Augustin liegt im Dreck.  
O, du lieber Augustin,  
alles ist hin!“*

Sofort sang ich und tanzte dazu, aber so parodistisch, dass alle nach diesen zwei Strophen frenetischen Beifall klatschten. „Ich kann mir nicht helfen, aber wenn ich *diesen* Namen höre, dann kann ich einfach nicht anders. Aber beziehe es nicht auf dich persönlich, sei bitte nicht eingeschnappt, lieber Augustin!“ Alfons konnte sich vor Lachen kaum mehr halten. Er hielt sich die Hand vor den Mund, prustete laut umher, wie ich. In seinem schwarzen Anzug mit der weißen Fliege wirkte es noch komischer und komödiantischer.

„Ja, ja! Als Kind wurde ich immer damit aufgezogen.“ lächelte Augustin gelassen zurück. „Aber ich bin dir keineswegs böse, nein. Du hast gerade so bezaubernd getanzt und gesungen, da kann ich dir einfach nicht böse sein.“ Um noch einmal Divaris 'Fernblick' zu bemühen: Wenn ich mich als Zeuge meiner selbst von außen hätte charakterisieren sollen, hätte ich mir optisch den Charme und das Lächeln von Audrey Hepburn zugeschrieben, die leichte Verruchtheit einer Diana Krall, und die tänzerische Leichtigkeit einer Shirley McLaine, aber noch etwas verspielter und „süßer“.

Aber ich als tolles, aufgezoogenes Tanzmariella'chen aus Kölle – das wäre mir dann doch etwas *zu* artistisch gewesen. Gesang und weibliche Erotik waren *meine* Domäne, ergänzt durch passende tänzerische Elemente.



Ich hatte einen ungeheuren Charme, etwas Bezauberndes und Charismatisches in meiner Aura. Wenn ich mein Herz wirklich ganz öffnete, riss es mein ganzes Umfeld – oder Publikum – mit. Ja, ich konnte Menschen voll in meinen positiven Bann ziehen, wenn ich es wollte. Mein Charme wurde einfach angeknipst, wie mit einem Schalter, und dann ging es los!

Nachdem wir uns alle wieder beruhigt hatten, kam Gerlinde an die Reihe, mit ihrer beruhigenden, sanften Stimme und der auf Antrieb netten, einfühlsamen Art: „Ick bin die Jerlinde, achtzehn Jahre jung, zwar keen Überflieger-Musikstudent wie Alfons, aber 'ne jute bis sehr jute Tänzerin. Jedenfalls streb ick dit an. Ob ick wirklich zum Ballett will, also so richtich an die Oper, und ob ick dit überhaupt schaffe, weeiß ick noch nich so janz. Aber für allet andere bin ick schon sehr jut in meenem Fach. Jesang, Revue, Varieté, leichte Muse, keen Problem. – Wenn de willst, probier'n wa nachher wat mit Alfons zusammen am Klavier. Er hat ja seen Klavier auf'm Zimmer, der Jute...“

Sofort erkannte ich, dass Gerlinde einfach eine Spur zu „weich“ fürs Solo-Ballett einer Primaballerina wäre. Sie hatte zwar Disziplin, Anmut und sehr viel Grazie in ihrer sehr schlanken, taillierten und etwa eins fünfundsiebzig großen Figur, mit ihren mittellangen, hellbraunen Haaren und ihren braun-grauen, überaus ehrlichen Augen, aber sie wäre nicht durchsetzungsfähig genug für all die Intrigen hinter den Kulissen. Nein, bis ganz oben ins Ballett, als Schwanensee-Solotänzerin oder so, würde sie es nicht schaffen. Sie würde irgendwann an den vielen Machtkämpfen hinter der Bühne zerbrechen, diese zarte, edle Geschöpf. Ihr fehlte diese Spur Frechheit, Intriganz und Verruchtheit, die ich hatte. Ich schwieg und lächelte sie einfach nur von Herzen an.

Danach sagte ich sanft: „Du bist unglaublich nett und ehrlich. Fast schon *zu* ehrlich für die Bühne...“

„Wie meenste dit?“ fragte sie ebenso freundlich zurück.

„Ich meine damit, dass du eine wunderhübsche, anmutige junge Frau bist. Sehr talentiert, aber vielleicht nicht großspurig genug für die oberste Spitze. Nein, ich will dich nicht damit verletzen. Wir üben nachher ein bisschen, Fred Astaire, oder was Lustiges von Charlie Chaplin, wenn du magst.“ Plötzlich hatte ich Angst, sie doch verletzt zu haben. Sie hatte etwas von einer unschuldigen Fee aus dem Märchenland, die Gerlinde...

„Ähh, dafür, dat wa uns dit erste Ma seh'n, biste ja unglöoblich direkt, wa. Ja, so wat hat meene Lehrerin im Ballett neulich ooch zu mir jesagt. Sie saachte, ick wär zu lasch und weenerlich, um it bis janz oben zu schaffen. Aber ick bin dir nich böse. Du hast voll ins Schwarze jetroffen, ohne et zu wollen, Mariella. Mit deener vorlauten Art biste janz richtich hier in Berlin. Haste jut gemacht, dass de zu uns jekommen bist.“

Gerlinde drehte sich plötzlich um und begann leise zu weinen.

„Gerlinde, ich wollte dich nicht verletzen. Echt nicht. Es tut mir leid, wenn ich zu frech war. *Echt!*“ „Kesset Mädels, du bist so kindlich, frisch und bezaubernd, auf 'n ersten Blick, meene süße Kleene. Aber du hast die Kraft, dich im Künstler-Dschungel durch zu boxen, it bis janz oben zu schaffen. Ick spüre so wat.“

Ich streichelte sie, um sie zu trösten. *Plötzlich merkte ich, wie erotische, prickelnde Lust in mir hoch stieg!* Erschrocken vor mir selbst zog ich die Hand langsam wieder weg.

Stand ich etwa auf Männer *und Frauen*?? Das machte mir plötzlich Angst, vor allem, weil es verboten war und bei den Nazis unter Strafe stand. Doch eine Berührung von *Frau zu Frau* hatte auch ihre wunderbaren Qualitäten... ich hatte Blut geleckt.

„Und ick bin der Musikstudent Alfons Beltreter, Student dit klassischn Klaviers, wa, und dit Tenors. Meen Spitzname is 'Piano-Fonsi', aber dit weesta ja alle, nich? Ick bin sozusagen der neue 'Aufpasser' für dit Mariella, da se ja erst blutjunge vierzehn is. Und flotte Sachen kann ick ooch jut spielen, Ragtime, Dixieland, Foxtrott, Blues, Musical, Operetten-Begleitung am Klavier, allet querbeet. Ick meen, Mariella und icke werden janz tolle Nummern einstudieren, wir beede.“  
Piano-Fonsis' galante und wohlerzogene Art gefiel mir immer wieder aufs Neue.

Zu allerletzt stellte ich mich vor. Ich erspare Euch all mein Geplänkel, da Ihr es ja sowieso schon alles wisst. Ich kam sehr gut an, und meine leicht freche Art passte gut in die Wilhelminisch-Preußische Hauptstadt.

Wir tranken alle noch ein Gläschen guten Rotwein, alberten die ganze Zeit herum und machten allerlei Späße. Und es kamen tatsächlich zwei Flecken auf dem imitierten Perser in meinem Zimmer. Isolde, „Piano-Fonsi“, Gerlinde, Augustin und Mariella – die bunten Fünfe aus Berlin ließen fünf gerade sein, jedenfalls an meinem „Einweihungsabend“.

Berliner Schnauze, aber noch ohne Dialekt. *Den würd ick schon noch lernen, wa??*

\*\*\*        \*\*\*        \*\*\*

Am Montag, den 30. Januar 1933 wurde Adolf Hitler mittags durch den Reichspräsidenten Paul von Hindenburg zum Reichskanzler ernannt. Das machte mir große Angst. Es war mir, als ob schlagartig ein schwarzer Vorhang über das Deutsche Reich fiel, eine luziferisch anmutende Dauer-Sonnenfinsternis, die die nächsten Jahre nicht mehr weichen sollte.

Albert Einstein war nun emigriert, und mit ihm viele andere jüdische Persönlichkeiten und Künstler. Der rebellische Schriftsteller Bertold Brecht, der österreichische Anarchisten-Sänger Georg Kreisler, und die Schauspielerin Lilli Palmer waren schon auf dem Sprung – alle jüdischer Abstammung.

Doch ich posaunte meine eigene Religion, Herkunft und meinen Nachnamen Weiszbaum nicht mehr öffentlich heraus, da ich mich nicht gleich ans Messer liefern wollte. Die Begegnung mit diesem mysteriösen „KJ“ in Breslau war mir Warnung genug gewesen. Wenn mich jemand ausfragte, dann sagte ich einfach, dass ich ein Freigeist, Menschenfreund und eine Deutsche aus Schlesien wäre.

„Gestern Mittag war ich vor der Reichskanzlei, als Adolf Hitler zum Reichskanzler gewählt wurde. Massen von Menschen waren da und haben ihm volle Pulle zugejubelt. Das war vielleicht ein Trubel, ich sag's euch. Dann ist er in einem schwarzen, großen Automobil weggefahren. Am Abend war ich dann beim Fackelzug durch die Stadt. Hat mich irgendwie stark ans Mittelalter erinnert, war

alles etwas gespenstisch. Na ja, immerhin verspricht er zig Tausende neuer Arbeitsplätze, einen Aufschwung für alle Deutschen, und einen Ausweg aus unserer wirtschaftlichen Misere. Wie die Leute dem Hitler zugejubelt haben – *wie hypnotisiert!*“ Isolde war eben eine „echte“ Deutsche. Ich war mir noch nicht ganz sicher, auf welcher Seite sie eigentlich stand. Aber eine glühende Anhängerin der NSDAP war sie sicherlich nicht. Sie liebte einfach das große Spektakel und alles Brimborium, egal, wer es veranstaltete.

„Die Wirtschaft liegt völlig am Boden. Notverkäufe, Inflation, keine Arbeit, aufgeheiztes Klima im Volke.“ erwiderte Augustin kurz und bündig. „Schau dir doch mal die Massen an Arbeitslosen bei uns an! Die Leute darben, haben keine Kohle mehr, im doppelten Sinne, sind total am Boden und sehnen sich nach einem starken Mann, der die Karre wieder aus dem Dreck zieht. Wir können froh sein, wenn wir in solchen Krisenzeiten überhaupt noch Gagen bekommen. Es wird immer schwieriger, auch für uns Künstler. – Aber nun scheint ein neuer Retter am Firmament auf, und wir sehen freudig der Götterdämmerung entgegen. Wir werden alle *verglühen*, wie Ikarus, als er in die Sonne flog!“ Augustin war doch intelligenter, als ich dachte. Ich hatte ihn eindeutig unterschätzt. Seine Ironie und sein Sarkasmus prädestinierten ihn eindeutig fürs Kabarett. Wenn er dann mal nicht böse gehenkt würde... *ein zweiter Brecht*, aber im Kleinformat? Aber ich verkniff mir diesen sarkastischen Seitenhieb.

„Mir macht dit mit dem neuen Reichskanzler schon Angst. Nun hamse den zwar alle demokratisch jewählt, also dit deutsche Volk hat 'n ordentlich jewählt. Aber *ohne meene Stimme*, dit versteht sich ja wohl von selbst. Die Stimme von dem is ja wie 'ne Revolverschnauze, so aggressiv und ohne Pardon. Und dann hatta ooch noch so'n kurzen, zackigen Mini-Schnauzbar, und erst dieser stechende, jrauenhaft besessene Blick, wa... Dit mag zwar 'n begabter Propagandist, Redner und jenialer Rattenfänger sein. Aber wohinna uns unnit Deutsche Reich hinführt, dit steht wohl innen Sternen... Dieser Hitler würd' doch glatt seene Großmutter fakofen, wa, oder ooch zwee. Und dann ooch noch so'n olla Rattenfänger-Fackelzug im Dunkeln! Dit mutet ja fast schon wie inna Steinzeit an, isset nich so?“ Gerlinde ahnte intuitiv, das etwas im Busch war. Sie war so zart, so zerbrechlich. Irgendwie tat sie mir Leid.

„Ich fand das mit diesem Fackelzug wirklich sehr ausgefallen.“ fuhr Isolde fort. „Die Stimmung unter den Leuten war eine Mischung aus Begeisterung, Düsternis, und einer fast schon fanatischen Sehnsucht nach *Erlösung*, welcher Art auch immer die nun geartet sein soll. Und dann hat Adolf Hitler aus dem Fenster geschaut, und die Masse am Boden jubelte ihm zu, als wäre er glatt ein neuer Messias! Manchmal hatte es fast schon was Dämonisches, was Teuflisches... die faszinierende Magie der dunklen Seite der Macht. – Ach ja, was schwätz' ich denn da, meen Jott. Anscheinend war ich ja wohl die einzige, die von uns dabei war?“ Isolde hatte wohl auch Zweifel an der Wahl des neuen Reichskanzlers, obwohl Hitler sie schon auch zu faszinieren schien. Und sie fiel kurzzeitig sogar mal ins Berlinerische! Wir alle bekräftigten noch einmal, dass wir nicht dabei gewesen wären. Weder ich, noch die anderen drei hatten Interesse an dieser politischen Veranstaltung gehabt, die nun die „Machtübernahme“ oder „Machtergreifung“ der NSDAP einleiten sollte...

„Also, ick denk ma, wir sollten die Lage immer wieder jeden neuen Tach neu analüsier'n, und dann entscheiden, wat wa machen, und wat nich. Fingerspitzenjefühl is jetzt jefraacht. Wenn wa als Künstler überle'm woll'n, sollt'n wa uns nich gleich so weit aus 'm Fenster lehnen. Sonst sin wa gleich wech vom Fenster.“ Alfons Beltreter war ein sehr kluger, junger Mann. Seine Intelligenz, gepaart mit hohem künstlerischen Können am Klavier, rang mir hohe Beachtung ab. Aber so ein richtiges, dauerhaftes Liebesfeuer kam dann doch nicht auf. Ich verliebte mich in ihn, aber es ebte danach ziemlich schnell wieder ab. Vielleicht projizierte ich ja ein ideales Vaterbild in „Piano-Fonsi“ hinein, ein Bild, dem er letztendlich doch nicht gerecht werden konnte.

Und *Augustin* war überhaupt nicht mein Typ. Ich musste mich immer wieder beherrschen, wegen seines blöden Namens. Warum gab er sich nicht einen neuen Künstlernamen, ein *Pseudonym*? Dennoch ließ ich ihn nicht zur Schießbudenfigur mutieren, das wäre allzu ungerecht gewesen.

Klug anmutend kommentierte ich, mit damenhaft gespielter Denkerpose: „Außer, man heißt Bertold Brecht. Was der so vom Stapel lässt... sehr gewagt, und genial. Literarische Texte mit echtem 'Gebrauchswert'.“ Mir war von einigen Leuten aus der Künstlerszene zu Ohren gekommen, wie intelligent er in seinem Lehrstück 'Die Maßnahme' die Obrigkeit kritisierte und aufs Korn nahm. Ich bewunderte Brecht für seinen großen Mut. *Hatte ich zu wenig Mut*, war das eine alte Schwäche von mir, die ich auch in einem möglichen, früheren Leben schon gehabt hatte? Ja, ich glaubte an die Reinkarnation, behielt dies aber vorerst für mich.

Und der „Flaschengeist“ *Divari*, meine Traumerscheinung, kam mir auch sehr bekannt vor...

„Den wer'n 'se wohl bald fahaftn, wenna so weiter macht. Geht auf ja auf keene Kuhhaut... Ja, er is wirklich 'n juter Schriftsteller und Kritiker an unsam System – aber den werden 'se womöglich bald abmurksen, den Brecht, den juten Mann.“ Gerlinde hatte wahrscheinlich Recht.

„Das heißt, er muss ins *Exil*, also möglichst schnell ins Ausland emigrieren? Also werden auch *Nicht-Juden* verfolgt??“ mutmaßte ich.

Augustin schwang sich theatralisch auf: „Ach, die buchten doch alles ein, was ihnen gegen den Strich geht. Juden, Kommunisten, SPD-Mitglieder, Querulanten aller Couleur, Aufmüpfige... Wenn es der Bert denn noch rechtzeitig schafft, die Mücke zu machen. Sonst kommen die braunen Schergen und ollen Flitschpiepen des holden Kanzlers, und vierteilen ihn! Gepeinigt und zerstückelt soll er sein, auf ewig, damit seine bösen Zungen der Entlarvung den Tyrannen nicht mehr in den Abgrund stürzen. *Düst'rer Höllenschlund oder Flucht, gar schnell – das ist hier die Frage!*“ Sein letzter Satz hätte aus Shakespeares *Hamlet* sein können. Zum Glück hieß Gerlinde nicht Gertrude...

Sein komödiantisches und satirisches Auftreten schaffte es immer wieder, uns alle sofort herzlich zum Lachen zu bringen, auch wenn die Thematik noch so düster war. Humor war also immer ein Rettungsanker, auch in der Düsternis. *Humor war eben, wenn man trotzdem lachte.*

Ich musste an zwei überaus widerliche Aufkleber denken, die ich gestern auf ein Straßenschild gekleistert gesehen hatte. Darauf stand in der Tat: „*Die Juden haben den Glauben an die*

*Ehrlichkeit untergraben! Der Jud muß hinaus!“<sup>1</sup> und „Die Diktatur übt Presse und Bank, Und beide hat der Jud in der Hand[.] Der Jud muß hinaus!“<sup>1</sup>. Schwarze Frakturschrift auf knallrotem Grund, daneben ein linksdrehendes Hakenkreuz in Schwarz gedruckt. Auf einmal dämmerte mir etwas. Stammte die Swastika nicht ursprünglich aus der indischen, fernöstlichen Mythologie? Warum missbrauchte die NSDAP solch alte, historische Symbole aus dem Orient??*

*Ein moralisch neutraler Mensch ist ein Monstrum.*

*(Jüdisches Sprichwort)*

Tagsüber nahm ich weiterhin Gesangs- und Tanzunterricht bei einer Lehrerin, zu der ich in die Innenstadt fuhr. Sie hatte ein schönes Studio, samt Flügel und einem großen Tanzraum mit Stangen und großen Spiegeln. Und sie hatte viele Kontakte zu Bühnen, Varietés und Theatern. Parallel zu meinen Tanzschwüngen und Melodien beschleunigte sich auch der Rhythmus der Gesellschaft kontinuierlich. Elektrische S-Bahnen ersetzten zunehmend die dampfenden, die alten Pferdefuhrwerke gab es ja fast gar nicht mehr, Flugzeuge, Automobile, Elektronenröhren, Radios, fast jedes Jahr eine neue Art von Maschine – wie rasant veränderte sich doch alles in unserem Lande, und in Europa! Es ging alles so schnell. Die Technik schien den Herzen der Menschen immer mehr davon zu rennen. Doch mit meiner Musik würde ich die Herzen der Menschen berühren, und sie wieder ihrem Wesenskern näher bringen.

In unserer großen, alleinstehenden Villa im Westend feierten wir, oft auch mit eingeladenen Freundinnen und Freunden, viele feuchtfröhliche und sehr ausgelassene Abende, die sich am Wochenende meist bis in die Puppen hinzogen. Alfons konnte hier voll in die Tasten hauen, selbst spät abends, und wir machten allerlei Blödeleien, musikalisch, theatralisch, mit Grimassen, Kissenschlachten, den anderen tot kitzeln, oder wir spielten „Mensch ärgere Dich nicht“, das es ja schon seit 1914 gab. Wir gackerten und kicherten, übten verschiedene Rollen, oft auch einfach so zum Spaß, rissen Witze ohne Ende, oder äfften manchmal auch die Nationalsozialisten nach, und veräppelten sie. Natürlich ging so etwas nur im geschlossenen Kämmerlein, wenn kein Besuch im Hause war.

Nur noch selten ging ich am Sabbat in die Synagoge. Nazi-Spitzel beobachteten alle Juden und sonstigen „verdächtigen“ Leute sehr argwöhnisch. Diese Gestapo-Schnüffler waren oft sehr gut getarnt, wie der mutmaßliche SS-Geheim-Scherge „KJ“, ohne warnend rot-weiß-schwarze Armbinde mit einem Hakenkreuz darauf.

\*\*\*      \*\*\*      \*\*\*

Eines Tages sah ich, wie ein orthodoxer Jude, wahrscheinlich ein Rabbi, mit seinen langen Locken und seinem schwarzen Hut am Bahnsteig der Station *Stralau-Rummelsburg* im Osten Berlins von

zwei SA-Nazi-Schergen brutal zusammengeschlagen wurde. Die Türen meines Zuges waren schon geschlossen, und der Zug fuhr gerade ab. Wie hätte ich dem blutenden, armen Mann nur helfen können?? Wäre ich dann auch so böseartig malträtiert worden? Womöglich hätte ich dann nicht mehr auftreten können... Ich war oft hin- und hergerissen in Bezug auf die Frage, welche Handlung gerade „richtig“ oder „falsch“ wäre. Vom Standpunkt der Nazis war es „richtig“, Juden zusammenzuschlagen, von meiner Position aus eine abscheuliche Untat, also „falsch“. Galt Einsteins Relativität auch für den Alltag, oder gab es eine übergeordnete Ethik für alle? Ja, im Christentum. *Jesus, der gute Hirte*. Oder im atheistischen Humanismus...

Der Zug entfernte sich, und der arg gequälte Jude lag schwer verletzt am Boden. Aber es gab keinen Fernsprecher im Zug, und ich konnte noch nicht einmal einen Doktor per Telefon rufen. Solche Szenen brannten sich tief in mein Gedächtnis ein, und ich konnte sie nicht mehr löschen. Ich weinte leise und hoffte zutiefst, dass mir dieses Schicksal in der Zukunft erspart bleiben würde.

\*\*\*      \*\*\*      \*\*\*

Das Radio, der kleine, braune Volksempfänger – umgangssprachlich die „Goebbelschnauze“ –, Hollywood-Filme im Kino, Illustrierten-Zeitschriften, Schellack-Schallplatten und Trichtergrammophone kamen immer mehr in Mode. Trotz – *oder gerade wegen?* – des oft tristen Alltags sah ich Menschen aller Schichten in die Kinos strömen, in „meine“ Varietés, die unzähligen Berliner Tanzbühnen, größeren Lokale und Tanztheater. Auch ich tanzte mit Alfons *Shimmy* zu „*Ausgerechnet Bananen*“, *Foxtrott*, *Black Bottom*, *Lindy Hop* und *Tango* – der neueste Schrei aus Amerika! Tango war mir aber auf Dauer zu machohaft. Ich sah Frauen mutig in der Öffentlichkeit rauchen, nun leger und manchmal auch sportlich gekleidet, und sie lachten selbstbewusst am Steuer. Für uns fünf in unserer Wohngemeinschaft waren es eigentlich „ideale“ Zeiten, wäre bloß nicht immer das Damoklesschwert der Nationalsozialisten, und die Gefahr eines weiteren, neuen großen Krieges über uns geschwebt. Doch wir blieben in der Gegenwart, und machten uns nicht dauernd mit „Was wäre, wenn?“-Gedankenspielen verrückt. Was blieb uns als Künstlerinnen und Künstlern auch weiter übrig?

Die zarte Gerlinde, einige andere Tänzerinnen, Tänzer und ich übten gerade ein neues Tanzstück für die Bühne ein, in einem alten Lokal-Saal in Neukölln, mit einem leicht verstimmten Klavier. Der Saal wurde nur noch sehr selten benutzt, und uns großzügigerweise kostenlos als Probenraum zur Verfügung gestellt. Vor dem ersten Üben putzten wir erst einmal den Staub und die Spinnweben weg. Unser neuer Choreograph hieß Martin, kam aus den Vereinigten Staaten und war anscheinend „vom anderen Ufer“. Jedenfalls hatte ich einmal gesehen, wie er heimlich hinter der Bühne einen Mann geküsst hatte. Wie eigenartig das auf mich wirkte, hatte ich es doch vorher noch nie so gesehen. Ich malte mir aus, was Nazis mit ihm gemacht hätten, wenn sie dies gesehen hätten. Wahrscheinlich wären die beiden zu Total-Krüppeln geschlagen worden...

\*\*\*      \*\*\*      \*\*\*

Die *Akademische Hochschule für Musik* in Berlin, an der „Piano-Fonsi“ bislang studiert hatte, wurde im Laufe des Jahres 1933 nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten bedauerlicherweise geschlossen, weil sie als zu „musikbolschewistisch“ und „verjudet“ galt. Alfons schaffte es mit Mühe und Not, sein Studium an einer etwas konservativeren und linientreueren Universität zu beenden. Im Nachhinein erkannte ich, rückblickend, dass wir fünf uns oft mit mehr Glück als Verstand durchs Leben lavierten, mit Kreativität, Spontaneität und Improvisationsgabe.

Vom September 1933 bis Dezember 1935 studierten wir, neben unzähligen anderen Titeln, das deutsche Lied „*Einfach fabelhaft*“ aus einer Werbeschallplatte von „Eine Lindström Tonschau“ aus dem Jahre 1932 ein, das ich mit sehr großem Erfolg sang. Oder ich präsentierte das französische „*La Chanson d'Autrefois*“ von Monsieur Fréhel, welches mir Alfons um drei Töne tiefer umschrieb, damit es etwas mehr „anrühlig und sexy“ klingen sollte. Wir übten auch Auszüge aus der amerikanischen Metro-Goldwyn-Mayer-Produktion des ersten abendfüllenden Tonfilmmusicals „*The Broadway Melody*“ aus dem Jahre 1929 ein. Auch hier schrieb mir „Piano-Fonsi“ ein Lied für meine Mezzosopranstimme um. Die Zusammenarbeit mit ihm war unglaublich harmonisch und vielschichtig, wir griffen wie exakt passende Zahnräder ineinander. Wir waren wirklich sehr innovativ und kreativ. Oft saßen auch einige Nazis mit ihren Hakenkreuz-Armbinden im Publikum. Noch wurden wir nicht zensiert. Auch wenn es englische oder französische Texte waren, hörten sie meist sehr interessiert zu, waren ganz fasziniert von meiner Erscheinung, und klatschten am Schluss ganz begeistert.

Da in der Regel keine Filmkamera, oder kein akustischer Direkt-Mitschnitt auf Schellackplatte mitlief, sollte der Nachwelt so gut wie nichts von mir und meinen musikalischen Mitstreitern erhalten bleiben. Wenn es doch Aufnahmen ohne mein Wissen gegeben haben sollte, so haben es die Nationalsozialisten später höchstwahrscheinlich verbrannt und völlig vernichtet, da ich Jüdin gewesen war.

Doch ich denke, dass diese Erzählung meinen Charakter und unser aufregendes Leben zumindest ansatzweise wiedergibt. Noch etwas den bezaubernden Charme von Audrey Hepburn und die verspielte Leichtigkeit der ganz jungen Shirley McLaine addiert, und das Ganze traf ungefähr den Nagel auf den Kopf.

Ein Höhepunkt war auch das Jazz-Lied „*A Hundred Years from Today*“ aus der Musical-Revue „*Blackbirds*“. Ein amerikanischer Bekannter von Alfons hatte es ganz frisch aus New York City mitgebracht, aus Übersee, wo es am zweiten Dezember 1933 im *Apollo Theatre* uraufgeführt worden war. Das Lied handelte davon, den Augenblick der Gegenwart in der Liebe zu genießen, da ja keiner wüsste, was in hundert Jahren wäre. Es traf genau den damaligen Zeitgeist.

Mit nachfolgendem, rauschenden Applaus begann ich die Darbietung mit dem Intro, das ich in Amelias „kleinem Schwarzen“ von Coco Chanel sang, welches mir jetzt fast perfekt passte:

*Life is such a great adventure.  
Learn to live it as you go.*

*No one in the world can censure  
what we do here below.*

...ich fuhr mit folgenden Zeilen fort:

*Don't save your kisses, just pass them around.  
You'll find my reason is logically sound.  
Who's gonna know that you passed them around  
a hundred years from today?*

... und schloss mit der Strophe:

*The moon is shining and that's a good sign.  
Cling to me closer and say you'll be mine.  
Remember darling, we won't see it shine  
a hundred years from today.*

Doch eines der absoluten, glänzenden „Highlights“ waren die Bearbeitungen und Auskopplungen aus dem amerikanischen Musical „*Gold Diggers of Broadway*“ aus dem Jahre 1929, welche Alfons und einige weitere Musikstudenten für die Revue auf kleineren Bühnen „ummodelten“, mit toller Big Band-Begleitung. Ein bis zwei Dutzend Frauen in wunderschönen, pastellfarbenen Tüllkleidern, sowie ebenso ein bis zwei Dutzend Herren, je nach Regieführung, in schwarzen Anzügen samt Zylindern und weißen Hemden tanzten, sangen und steppten um die Wette. Diese Revue war wie eine rauschende Ballnacht, Gerlinde und ich hatten uns geradezu in dieses wunderbare Stück verliebt.

Es war die einzige Revue, in der ich auch einige Passagen auf Spitze tanzte – wie im Ballett – und komplexe Tanzfiguren einstudierte, was viel Disziplin und einiges an vorheriger Übung erforderte. Auch die Szene, als alle Männer mit ihren Spazierstöcken gleichzeitig auf den Boden stampften, war unvergesslich.

Ich liebte das rosafarbene Ballkleid, in dem ich wie eine zuckersüße Fee über die Bühne wandelte. Gerlinde schwebte wie eine Primaballerina übers Parkett, und alle waren von ihrer ätherischen Erscheinung förmlich hingerissen. Das Publikum war dermaßen begeistert, dass wir mit den Aufführungen in Berlin gar nicht mehr nachkamen.

Doch all unseren Aufführungen könnte sehr bald ein *Zensus* von den Nationalsozialisten verordnet werden, wenn wir Pech hätten. Dann könnten nicht mehr alle Aufführungen gefahrlos vonstatten gehen, wenn wir uns aus Protest eben *nicht* an die Beschränkungen halten würden...

\*\*\*      \*\*\*      \*\*\*



Eine Woche vor meinem sechzehnten Geburtstag hatte ich meinen allerersten Sex im Leben gehabt, mit Alfons, nachts in seinem Zimmer, ganz klassisch, hinter verschlossenen Türen. Anfangs hatte ich tatsächlich etwas Angst, fast schon leicht panisch, was nun genau in mir passieren würde, wenn zum allerersten Male in meinem Leben ein dicker oder langer Penis in mich eindränge.

*Kurz und dick, Frauenglück – lang und schmal, Frauenqual* – solche Sprüche bekam ich mehrmals mit tausendfachem Gegacker und Gekicher zu hören. Einige meiner Freundinnen hatten mir erzählt, das „erste Mal“ sei wunderschön, eine andere wieder, es hätte wehgetan und geblutet. Oder die nächste in der Runde wäre einfach nur unglaublich genervt gewesen. Das Jungfernhäutchen, das *Hymen*, würde durchstoßen, und das wäre eben auch unangenehm. Der Schmerz wäre jedoch nur recht kurz, versprochen, auf jeden Fall zum Aushalten, und danach könnte es ganz schön werden. *Könnte.*

Meine Entjungferung war in der Tat nicht gerade der wunderbarste Augenblick, als Alfons nach einer wahrlich himmlisch erregenden Kuss-Orgie und beidseitiger Busenmassage wie elektrisiert in mich eindrang und mein Jungfernhäutchen zerriss. Ich spürte einen leichten Schmerz, aber er verging zum Glück wieder. Meine Aufregung war unbeschreiblich, als sollte ich mich von einem brennenden Haus aus zwölf Metern Höhe in ein Sprungtuch stürzen. Obwohl „Piano-Fonsi“ doch stets so ein lieber und einfühlsamer junger Mann war, unendlich *duldsam* und immer wieder verzeihend, so dass mich sein Habitus manchmal fast an den einer Frau erinnerte. Wie unerbittlich *ich* doch hingegen sein konnte, wenn ich es darauf anlegte! Ich plante jedoch nicht, Alfons jetzt und sofort in meine Venusfliegenfalle rasseln zu lassen, um ihn danach für immer und ewig in all seine Atome aufzulösen.

Das bliebe anderen Männern vorbehalten, eben denen Dummen und Lüsternen, die nur an meiner schönen Hülle interessiert waren, jedoch nicht an den Schattenseiten meines wahren Innersten.

Ich log Alfons einfach an und verkündete ihm freudestrahlend, dass es der bisher schönste Moment meines Lebens gewesen sei. Ich hatte ihm, minutenlang maunzend und stöhnend, nur einen Orgasmus vorgespielt, obwohl ich ja noch gar nicht wusste, wie er sich überhaupt anfühlte! Schulkameradinnen hatten mir begeistert davon erzählt, und mich angewiesen, einfach laut zu stöhnen und dem Manne beim Akt immer ein Gefühl von „Potenz“ zu vermitteln. Aber Alfons konnte das ja zum Glück nicht nachkontrollieren, mit meinem „Orgasmus“...

Nein, ich wollte meinen galanten Beschützer auf keinen Fall verletzen oder in Misskredit bringen. Sein Körper war angenehm männlich geformt und anschmiegsam, aber es fehlte mir das, was ich als den „letzten Schrei“, oder auf Amerikanisch „last kick“, bezeichnen würde, die *allerhöchste Ekstase*. Vielleicht lag es auch daran, dass Alfons und zukünftige, potentielle Männer mit ihrer Erregung immer so schnell kämen, eben *zu* schnell – sofern sie nicht impotent waren – und ich als junge Frau gar keine Zeit hatte, einen Orgasmus zu erleben. Orgasmus hin oder her – die Beziehung mit Alfons war sehr nett und schön, aber es fehlte mir das zündende Feuer, die Leidenschaft, die Glut im Ofen. Böse gesagt, war Alfons Beltreter wirklich ein nobler Kaminanzünder erster Güte, aber wenn dieser verpufft war, glimmte der große Holzscheit danach nur noch leise und gemächlich. Ich konnte beruhigt an die neuesten Kleider oder Schuhe denken, welche mir schon seit Tagen unauslöschlich im Kopf umher geisterten.

Einen Tag vor meinem Sechzehnten kam es zu einer sehr tiefsinnigen Begegnung, die sich unvergesslich in meine Seele einbrennen sollte, bis an mein Lebensende. Ich war mit Gerlinde allein in ihrem Zimmer, und wir beide hatten abends eine Flasche sehr guten Rotwein aufgemacht. Die Stimmung hatte etwas sehr anheimelndes und romantisches. Sicherheitshalber hatte ich sogar die Tür ihres Zimmers zweimal abgeschlossen, was sie aber noch gar nicht bemerkt zu haben schien. Eine weiße Kerze brannte in ihrem goldenen, fein verschnörkelten Ständer, und warf interessant-surrile Schatten an die Wände des Zimmers. Es lag eine ganz besondere Stimmung in der Luft, die einer *Sternstunde*...

„Gerlinde, du hast die Anmut einer zarten Fee, weißt du das? Solch eine unglaubliche Zartheit...“ sagte ich ganz leise.

„Dit hat mir noch nie jemand so schön und liebevoll jesacht, weder 'n Mann, noch 'ne Frau. Du bist die erste in mei'm Leben...“

Ich strich jetzt ganz mutig über ihre nackten, wundervoll glatten Waden und Oberschenkel, bis unter ihr lavendelfarbenes Kleid, in Richtung ihrer geheimnisvollen, zarten Vulva, während sie neben mir in ihrem Bett lag, entspannt wie ein kleines, unschuldiges Kätzchen. Eine völlig neue Dimension von Lust überrollte mich, immer mit einem Hauch des Verbotenen, was mich noch umso mehr reizte. Aber Gerlinde hatte überhaupt keine Angst vor meiner Annäherung, sondern schien es zu genießen. Ihre Augen leuchteten wonnevoll, als würde ich gleich ein Tor zu den Vorhöfen des Paradieses aufstoßen. Es fiel mir ein riesengroßer Stein vom Herzen, ohne dass ich ein Wort darüber verlieren musste. Das Eis war unerwartet rasch gebrochen, und nun wäre es nur noch ein ganz kleiner Schritt bis zu unserer Vereinigung...

„Es ist eine ganz neue sinnliche Erfahrung für mich, wenn ich dich am Körper streichle.“ Ich fuhr ihr mit meinen Händen an den Beinen hinauf an ihre Vagina, und streichelte sie, ganz sanft.

Gerlinde stöhnte vor Lust. Sie schien es in vollen Zügen zu genießen...

„Dit is verboten, wat wa hier machen... wenn se uns hier aber erwischen, dann...!“ Sie lachte leise.

„Ich habe die Zimmertür abgeschlossen!“

„*Du hast wat??* Du bist mir ja 'ne Piratenbraut!“

„Ja. – *Ick weeß*.“ Ich imitierte Gerlindes Berlinerisch, noch etwas unbeholfen. Sie kicherte, zart wie eine Undine.

„Dit hört sich ja so niedlich an, wenn *du* berlinerst! Ick weeß nich, ob ick dir auf Dauer jeben kann, wat de dir vorstellst. Aber im Moment issit wunderschön! *Mach weiter!*“ Für Gerlinde war es eine völlig neue Erfahrung, aber ich wusste schon beim ersten Mal, als ich sie damals am ersten Tag unserer Bekanntschaft berührt hatte, dass ich auf Männer *und* Frauen stand. Ich fühlte, dass ich heterosexuell und lesbisch war, also bisexuell, noch dazu in der Zeit des Nationalsozialismus, wo derartiges unter hoher Strafe stand...

„Nein, ich verlange keine feste Liebesbeziehung mit dir, dazu würde ich dich nie zwingen.“ Gerlinde stöhnte weiter, während ich sie massierte, und zugleich mit meinem Mittelfinger in der Vulva kitzelte.

„Ick bin total erregt und heiß, *ahhh... ahh...* mach weiter, Mariellchen!“ Mutig steckte ich meinen Finger noch tiefer in ihre Scheide, massierte vorsichtig ihre Klitoris, und Gerlinde bekam einen totalen Orgasmus!

„*Ahhh... dit is so schön... ahhh...*“ Ihr Körper wand sich im Bett wie eine süße Zuckerfee, während ich, inzwischen völlig nackt, neben ihr lag. Natürlich hatte ich die Vorhänge völlig blickdicht zugezogen. Hoffentlich hörte uns niemand. Wenn *das* Frau Wolowicz mitbekäme, oder meine Gesangslehrerin, und sie es weitererzählen oder melden würden, dann landeten wir womöglich im Gefängnis, oder würden von SA-Schlägern brutal verprügelt oder abgeknallt werden!

„Du darfst deine Hand auch an meine Vagina legen, und sie streicheln...“ flüsterte ich leise.

Plötzlich rumpelte es draußen. „Ich hab ja zugeschlossen!“ sagte ich schnell.

Gerlinde war anscheinend auf Wolke sieben und registrierte gar nicht, was im Flur vor sich ging. Aber wahrscheinlich war nur Alfons auf sein Zimmer gegangen, oder Augustin. Isolde war schon seit drei Stunden weg, mit einem Mann in die Innenstadt ausgegangen.

Sollte ich Piano-Fonsi von meinen Neigungen etwas sagen, oder es völlig verschweigen? Würde er eifersüchtig werden? Ich beschloss, das ganze vorerst für mich zu behalten.

„Gerlinde, das bleibt unser strengstes Geheimnis! – Ja??“

„*Ja. Jebongt.*“ stöhnte sie. Als sie mich an meiner Vagina streichelte, war es, als ob sanfte Wellen kosmischer Lust durch meinen ganzen Körper fluteten, von Kopf bis Fuß. Wie elektrisiert begann ich, Gerlinde leidenschaftlich auf den Mund zu küssen. Allerdings musste ich mich leicht verrenken... Gleichzeitig küssen und mit den Fingern unten streicheln wollte erst einmal gelernt sein. Ich stellte mir auf einmal in meiner wildesten Phantasie vor, wie es wäre, wenn ich mir vorsichtig eine geschälte, lindgrüne Salatgurke in die Vagina schieben würde, und das andere Ende langsam in Gerlindes Scheide, ganz tief hinein... das mochte jetzt vielleicht etwas pervers klingen. Deshalb erzählte ich Gerlinde lieber nichts davon. Aber ich merkte, dass sich mir eine völlig neue Dimension sexuellen Erlebens und der wonnigen Lust öffnete, und das machte mich total an.

*Frau musste sich nur trauen, nur Mut!*

„Alles Verbotene macht doch umso mehr Spaß!“ stöhnte ich.

„Du bist echt 'ne Draufjängerin, 'ne ganz schöne *Knallerfrau*, echt, ey! Ick wusste dit schon bei unsra ersten Bejechnung, dat du irgendwie anders jepolt bist, experimentierfreudich, so unberechenbar, so *frivol...*!“

„Unsere Eltern dürfen *nie* etwas davon erfahren, verspricht du mir das?? – *NIE!*“

„*Ick schwör's!* Jebongt.“ stöhnte Gerlinde in den höchsten Tönen der Lust. Auf einmal ging die weiße Kerze in ihrem goldenem Ständer aus, und es wurde ganz dunkel.

„Zappenduster issit jetz!“ flüsterte ich.

Wir beiden massierten uns sanft am ganzen Körper, streichelten uns ganz liebevoll und zärtlich, und ich war übergücklich über diese neue Erfahrung. Ich konnte mir kaum vorstellen, dass ein Mann ebenso „weich“ Sex haben konnte. Müsste der Mann hierfür erst noch gebacken werden? Aber ein Verhältnis mit einer *Frau* war ein Tanz auf dem Vulkan. Sollte die Öffentlichkeit davon irgendwie den leisesten Wind bekommen, gäbe das erstens einen gewaltigen Skandal in der Presse, und

zweitens käme ich womöglich ins Gefängnis. Und bei allen Juden wäre ich als unzüchtige, obszöne Schickse für immer unten durch, geradezu gebrandmarkt.

„Das bleibt unser engstes Geheimnis, bis an unser Lebensende!“ flüsterte ich. „*Schwöre!!*“

„Ja, ick schwör's beim Allmächtigen. *Fasprochen!*“ Gerlinde hatte völlig losgelassen, sich innerlich fallen gelassen, ihre Haut war jetzt weich wie feinste, indische Seide, und ihre kegelförmigen Brüste strahlten eine ungeheure weibliche Energie und Erotik aus. *Wie schön ihr Busen doch war!*

Nach etwa zwanzig Minuten ebten unsere Lustwellen wieder allmählich ab. Ich stand auf, entzündete eine neue Kerze, zog meine hochhackigen, goldenen Schuhe an und tanzte völlig nackt im Zimmer umher! Es war immer wieder eine sehr lustvolle, erotische und sinnliche Erfahrung, auf solch hohen, dünnen Stelzen durch den Raum zu wandeln! Wie eine Tänzerinnen-Fee glitt ich in mir ruhend und anmutig umher, drehte mich um mich selbst, ließ meine Arme und Füße sanft sowie zugleich schwungvoll-anmutig tanzen wie eine indische Göttin aus dem Morgenland. Ich wippte meine vor Lust noch leicht angespannten, straffen Brüste wie wild im Takt auf und ab, und ich schwang meine Hüften hin und her wie hawaiianische Hula Hoop-Weiber aus der Südsee! War ich denn völlig von Sinnen, ein nymphoman aufgegeiltes Weib, dem Lustrausch total verfallen, völlig außer außer Rand und Band??

„Wenn uns *jetz* jemand hier seh'n würde! Dem fall'n ja glatt die Oochen aus 'n Höhlen, und seene Gucker tanzen Walzer auf 'm Fußboden! Da würden se uns glatt ins Irrenhaus befördern! Aber auf eenen Schlaach!“ kicherte Gerlinde. Sie musste wohl denken, jetzt ist die Mariella völlig irre, meschugge und durchgeknallt!

Sie umarmte mich inniglich, und strich mit ihren Händen von oben nach unten meinen ganzen Körper entlang. Ganz viele Tränen rannen an ihren Wangen herunter, aber ich wusste nicht, warum. Kurzzeitig hatte ich sogar das Gefühl, ich wäre sexsüchtig, also nymphoman...

Mein Streben nach dem Göttlichen manifestierte sich auch in der Suche über die männliche und weibliche Körpererfahrung. Ich leckte an Gerlindes Brüsten, ihren Nippeln, und fuhr mit meiner Zunge sanft an ihrem Hals nach oben, bis ich an ihren rot geschminkten Lippen ankam.

„*Es ist so wunderschön!*“ sagte ich ganz leise. „Ich liebe dich! *Ich liebe dich von tiefstem Herzen!*“

„Ick dich ooch, Mariella. Janz tief, icke kann's dir jar nicht in Worten ausdrücken... *Mariella!*“

Schließlich schlug es Mitternacht. Fast erschien es mir wie ein himmlisches Geburtstagsgeschenk, die Einleitung eines rauschenden Festes, die Eröffnung eines phantastischen Märchenballes, allerdings mit einer verbotenen Geliebten...

\*\*\*      \*\*\*      \*\*\*

Später wandelten wir völlig spliternackt in unsere Gemeinschaftsküche und machten uns einen schwarzen Tee, einen englischen Earl Grey. Zum Glück schliefen die anderen schon alle! So mussten wir uns nichts überwerfen, und keine scheinheilige, verlogene Prüderie vorgaukeln...

„Manchmal habe ich das Gefühl, dass mir ein Mann nicht all das geben kann, was ich gerne hätte, Gerlinde. Weißt du, was ich meine? Männer sind oft so grob, so brachial, ohne Feingefühl...“

„Ja, oft empfind ick dit ooch so. Mein' ersten Sex hab ick wie eine brutale Verjewartigung empfunden. It war absolut jrauenhaft. Beim zweeten Mal waret dann 'n bisschen besser, aber der reine Trieb, nur so 'ne schnelle Befriedijung ohne jegliche Zärtlichkeit – die Ehefrau'n tun mir echt Leid. Die sind zwar finanziell versorcht, aber im joldenen Käfig jefangen. Sexuell müssen se allet über sich erjehen lassen, von ihren Ehejatten... dit kommt übrijens von *Bejattung*, wie bei den Kaulquappen.“

„*Kaulquappen!*?“ Ich lachte kiekssend über den witzigen Vergleich. „Aber das ist ungerecht gegenüber den Frauen. Gewalt und Vergewaltigung in der Ehe müssten bestraft werden!“ regte ich mich auf, und ich meinte, ganz zu Recht.

„Und dann? *Wat kommt denn??* Scheidung, ewijes Jezeter mit dem düpierten Mannsbild, dit sich dann auf ewich in seener männlichen Ehre jekränkt fühlt? Dit arme Wesen aber ooch! Und dit jeschiedene Weib muss um seene Witwenrente kämpfen, oder it jeht sojar leer aus – ween se Pech hat.“

„Männer tun immer so knallhart und stark nach außen, aber in ihrem Inneren sind sie wahrscheinlich viel weicher, als sie es je zugeben würden.“

„Dit seh ick ooch so. *Und wir Frauen?* Schöne, lange Beene, völich kopflos un hysterisch, immer geil oof tolle Klamotten, Ketten un neue Schuhe... Weeche Schale, harter Kern, wa!“

\*\*\*      \*\*\*      \*\*\*

Was mir an allen etablierten Religionen sehr missfiel, auch an meiner eigenen, war die anerzogene *Körperfeindlichkeit*. Sie führte letztendlich dazu, dass die Menschen sich emotional total verbogen, verlogene und verklemmt, sowie irgendwie gestört wurden. Das Verklemmt-Katholische, mit Schuld und übertriebener Scham verknüpft, die verlogene Prüderie der evangelisch orientierten Freikirchen, die starke Unterdrückung der Frauen in den muslimischen Ländern, die Missachtung der Frau im indischen Kastensystem, die Mitgiftregelung, und die überaus grausame *Beschneidung* von schwarzen Frauen in Afrika. Die Armen! Unterdrückte und fehlgeleitete Sexualität mutierte zum Machtinstrument der Herrschenden und ihrer geistig eingekerkerten Traditionalisten. Meistens traf es immer uns *Frauen*, nur selten die Männer!

Nein, den „Herren der Schöpfung“ wurde natürlich nicht ihr ganzer Penis oder ihre Hoden abgeschnitten, außer im antiken Kybele-Kult des alten Griechenlands, und Vergewaltigungen von den Herren oft als simples „Kavaliersdelikt“ abgetan. Meine Herren!

Wie ein geistiger Lichtblitz kamen diese Gedanken plötzlich angeflogen, unterstützt von Amandas jenseitigem Weitblick, um dann sogleich wieder zu verschwinden. *Amanda* war mein Engel, und sie erschien, wann es ihr Recht war. Ihre Spontaneität begeisterte mich immer wieder aufs Neue.

„*Ich glaube nicht, dass eine Prostituierte weniger moralisch ist als eine Ehefrau.*

*Beide machen dasselbe.“*

*(Prinz Philip, Ehemann der Queen Elizabeth II. von England)*

Ich spürte, dass der Ur-Mensch vor sehr langer Zeit ursprünglich androgyn gewesen sein musste, und sich meine jetzige sexuelle Orientierung auf Gerlindes *inneren Wesenskern* bezog, und nicht allein auf ihre äußere Hülle. Ihre Haut war sehr zart und schön zum Anfassen, weich wie ein Federkissen, ihre Lippen lieblich wie der Frühling, und ihre Vulva wie ein sinnliches Feuer. Wenn ich jemand liebte, dann liebte ich in der Regel auch seinen – *oder ihren* – Wesenskern.

Mit meinen sechzehn Jahren war ich für die damalige Zeit wohl schon recht frühreif. Immerhin lag die Volljährigkeit damals ja erst bei einundzwanzig!

## Kapitel 6

Am 22. Dezember 1935 war ich wieder einmal bei Gerlinde auf dem Zimmer, und hatte erneut heimlich den Raum von innen abgeschlossen. Die Stimmung im Raum war wunderschön, sanft, heimelig und wie von lauter guten Geistern aufgeladen. Im komplett schneebedeckten, weißen Garten leuchtete ein schön geschmückter Weihnachtsbaum, an dem ganz neumodische, elektrische Lampen angebracht waren, die ihr gelblich-warmes Licht geradezu bezaubernd auf die Abertausende der winzigen Schneekristalle warfen. Sie waren wohl ziemlich teuer gewesen, diese klitzekleinen Lämpchen, aber Frau Wolowicz hatte großzügig dieses überaus wohlthuende Winter-Lichtspiel spendiert.

Ich hatte einen Kartoffelschäler und eine ungeschälte Salatgurke mit aufs Zimmer genommen. Letztere war bestimmt an die dreißig Zentimeter lang, und sehr stark gekrümmt. Jetzt käme die „Meisterköchin“ Mariella! Aber wo war denn bloß ihr Herd??

„Willste jetz 'ne Salatgurke mit mir essen, zur Feier des Tages? Weihnachten, besser jesaacht Heilichabend, is erst übermorjen, wa. Du hast die Teller verjessen, meine jute Mariella.“ kommentierte Gerlinde, leicht belustigt.

Ich begann langsam, die Salatgurke ganz sorgfältig zu schälen, und ihre Schale vollständig zu entfernen. Gerlinde schaute mir sehr interessiert zu. Sie ahnte wohl schon instinktiv, dass es nicht unbedingt allein ums Essen gehen würde...

„Das ist so scheiße, dass das mit der UFA gescheitert ist. Brunhold hat sich solche Mühe gegeben, mich dort ins Geschäft zu bringen. *Sie hätten allerdings gewollt, dass ich in die NSDAP eintrete! Arschlöcher, verdammte!* Das geht natürlich nicht. Mein Traum vom großen Leinwandstar ist wohl endgültig dahin. Sehr, sehr schade.“ Mir kamen die Tränen. Gerlinde legte sanft ihren Arm um mich, um mich zu trösten.

„Nich traurich sein. Du kannst doch heilfroh sein, wenn de die nächsten Jahre als Jüdin überstehst, wa. Die Restriktionen wer'n ja imma schlimma. Wenn die da draußen um deene wahre Identität wüssten, wärit vielleicht schon um dich jeschehen, meene liebe Mariella.“

Meine Eltern hatten mich 1934 ein einziges Mal in Berlin in der Ulmenallee besucht, und dabei blieb es auch. Wir telephonierten ab dann nur noch. Ich wollte meine Identität als Jüdin unbedingt weiterhin geheim halten. Nein, ich war nicht bereit, mich zum Freiwild und Gespött der Rassisten und Nationalsozialisten da draußen zu machen lassen, im immer mehr braun einfärbten, „reinrassigen“ Nazi-Universum. Die eklige „braune Brille“ wurde zum gemeinen Standard erhoben, und das machte mir insgeheim panische Angst. Man stelle sich vor, jeder und jede hätte statt einer „normalen“ Brille eine total verkackte Klosett-Brille auf, und das zwölf Jahre lang – wäre das nicht der Weltuntergang, der Todesschuss für jegliche Art von Zivilisation??

Mein „U-Boot“-Status könnte jederzeit auffliegen, und dann wäre wohl Schluss, für immer.

Spezielle, gelbe Bänke für Juden in den öffentlichen Parks würden später von den Nationalsozialisten eingeführt, öffentliche Fernsprecher, die für Juden verboten wären, Fahrverbote, Kaufverbote, Ausgehverbote, Redeverbote, und ab 1941 dieser grauenhafte, gelbe Judenstern, wie eine Brandmarkung vor der „Endlösung“ – das war alles so schrecklich diskriminierend... als ob sich alles Übel der Welt auf *eine* Gruppierung oder Religion reduzieren ließe.

Wären die Nationalsozialisten – sofern es sie in der fernen Zukunft weiterhin noch gäbe – in siebzig oder achtzig Jahren im Gegenzug eine *Minderheit*, dann müssten sie sich ganz warm anziehen.

Dann gäbe es vielleicht Guillotinen für *sie*, Kopf ab, wie im historischen Frankreich. Jeder Nazi würde dann mit einem kackbraunen Mantel, oder einer stinkend braunen Unterhose gekennzeichnet, oder mit einem eintätowierten, linksdrehenden Hakenkreuz, mitten auf der Stirn. So wüsste man doch sofort, woran man ist. Kämen dann die holden „Nazi-Beschützer“ auf den Plan??

Doch die Missratenheit im Geiste würde trotzdem weiterbestehen, denn Gedanken lassen sich nicht abtöten...

Ich hatte die nun vollständig geschälte Gurke ganz lässig auf den Tisch gelegt und zog mich völlig nackt aus. Gerlinde ließ, überraschenderweise, ebenso alle Hüllen fallen. Sanft und mit glühender Leidenschaft streichelte ich über ihren ganzen Körper, über ihre samtweiche Haut, über ihr ebenmäßiges Gesicht, über ihre Brüste, über ihre Vagina und ihre langen, schlanken Tänzerinnen-Beine. Sie begann schon leise zu stöhnen, als theatralisch-inszeniertes Vorspiel.

„Und wat wird dit jetz, mit der jrünen Jurke auf 'm Tisch? *Jurkensalat mit Dill und Öl?* Musste aber noch aus der Küche holen, wa.“

„Überraschung. Mach einfach die Augen zu, liebste Gerlinde, für zwei Minuten.“ Gerlinde lächelte ganz sanft und selig, und schloss die Augen.

Ich nahm die Gurke vom Tisch und begann, sie mir Schritt für Schritt in meine Vagina einzuführen, ganz langsam und behutsam, so weit es ging. Mit sanftem Druck schob ich sie immer weiter hinein. An der dicksten Stelle war sie vielleicht viereinhalb Zentimeter dick, ungefähr so stark wie ein erigierter, männlicher Penis.

Leise stöhnte ich voller Wollust auf, und bewegte mich in gleichmäßigen, rhythmischen Schüben. Barfuß tanzte ich nun im Zimmer umher und begann, heiße Wellen von Lust in mir zu spüren, welche immer stärker wurden. Meine roten Zehennägel machten mich total an, als ich auf sie herunter sah. Ich hatte mich extra mit dem Rücken zu Gerlinde gedreht, damit sie es nicht gleich sah, meine sehr außergewöhnliche Überraschung. Ein ungeheures Wohlgefühl durchflutete mich.

„Wat stöhnste denn da so rum? Holste dir grad selber eenen runter, oder wat?“

Langsam drehte ich mich zu Gerlinde um. Inzwischen hatte ich die Salatgurke bis zur Hälfte in meine Gebärmutter eingeführt, es waren bestimmt an die vierzehn bis fünfzehn Zentimeter. Sie saß jetzt relativ stramm in meiner Vulva, und es war elektrisierend schön, vor allem, wenn ich sie immer wieder leicht herauszog, und dann wieder ganz hineinschob. Mit einer leeren Sektflasche wäre es natürlich auch gegangen, aber dann nur für mich selbst...



Die andere Hälfte stand wie ein hellgrüner „Ersatzpenis“ in der Luft. Ich hielt die Gurke fest, damit sie durch die Schwerkraft nicht wieder heraus rutschte.

Als mich Gerlinde so sah, blieb ihr fast das Herz stehen! Ihr stockte der Atem, und sie begann, laut zu schnaufen. Mit einer Mischung aus anfänglichem, totalen Entsetzen, aber im Gegenzug auch feuriger, glühender Experimentierlust, schaute sie mich an wie das achte Weltwunder. Sie hatte so etwas noch nie gesehen, das sah ich sofort an ihrem Blick.

„Mariella, du bist doch absolut verrückt! Du hast se wirklich nich mehr alle! Is dit deen neuer Männer-Ersatz, oder wat??“ Sie lachte schallend laut los, und kriegte sich gar nicht mehr ein.

„Probier doch einfach mal wat neuet aus, Jerlinde! Wirst sehen, wie wunderschön it is!“ stimmte ich in ihr Lachen ein, während ich sachte die Gurke in meiner Scheide hin- und her bewegte. „Viel schöner, als nur mit eenem dünnen Finger!“

„Deen Berlinerisch wird immer besser. Mann, is dit Riesending nich viel zu hart und jroß für dich!? – Samma, willst dit etwa... *in mich...?!*!“ Gerlinde stand plötzlich das blanke, pure Entsetzen in den Augen. Ich vermutete fast, dass sie in ihrer Kindheit vielleicht doch missbraucht worden sein könnte.

„*Erraten!* Probier's doch einfach mal aus... *it is wirklich wunderschön, nich so jefährlich wie it aussieht, wirst it auch nich bereu'n. Und it tut nich auch jar nich weh, musst it nur janz langsam einführ'n, mit Fingerspitzenjefühl... Janz, janz langsam und sachte.*“ Ich berlinerte mit Absicht, um mehr ihr Vertrauen zu gewinnen.

Ganz ängstlich, wie ein zaghaftes Reh kurz vor dem Abschuss, aber gleichzeitig auch höchst erregt – oder aufgeregt – schaute sie mir zu, wie ich mit der großen, langen Gurke in meiner Vagina immer näher kam und mich ihrer Scheide immer mehr annäherte. Ihre Augen wurden immer größer, wie Wagenräder, und sie küsste mich heißblütig auf meine kirschrot geschminkten Lippen. Sie begann plötzlich leise zu weinen, und ich wusste gar nicht, ob vor Trauer, oder vor Freude.

Meine zinnoberrot lackierten Fingernägel strichen ganz erregend über ihre Haut.

„Gerlinde, es ist doch nur ein Vorschlag von mir, du musst es nicht machen, wenn du es nicht willst. Wir können es auch lassen. Ich respektiere voll und ganz, was *du* willst, ganz ehrlich.“

„Du bist wirklich dit ausgejefallstenste Mädél, dit ick jemals in meenem janzten Le'm kennenjelernt habe, echt! *So wat verrückt!* Mariella dreht voll auf, wa!“ Sie signalisierte mit ihren Fingern, dass sie nun doch bereit wäre, ihre ganz massiven Ängste zu überwinden. Sie atmete hektisch, ihr Herz schien zu rasen, sie war so aufgeregt, als würde sie gleich jemand aus dem Fenster werfen wollen.

„Mariella, versprich mir janz tief und fest, dit de mich janz sanft innen Arm nimmst und tröstest, wenn ick dit janz mache. Vielleicht sag ick dir dit ma später, warum... ick kann's janz nich, nee. It kostet mich 'ne totale Überwindung, weeste... verstehste dit??“

„Ja, meine Liebste. Ich werde es so sanft wie möglich machen, und du wirst es keinesfalls bereuen. Ganz, ganz ehrlich!“

Ich begann, die andere Gurkenspitze ganz langsam in ihre Vagina einzuführen, im Schneckentempo. Gerlinde verlor nun immer mehr ihre Angst und begann, leise zu stöhnen. Ihr sanftes Stöhnen wurde immer lauter und durchdringender.

„Dit is ja schöner, als ick mir dit jemals hätte träumen lassen! *Mein Jott, Mariella!!!*“ Sie begann, sich in orgiastischen Wellen aufzubäumen, während ich die Gurke immer tiefer in sie hineinschob, und sie dabei immer immer wieder ein paar Millimeter herauszog, und erneut hinein drückte. Wohlgermerkt steckte sie jetzt sowohl in *meiner* „heiligen“, weiblichen Vulva, als auch in der *ihren!* Ich empfand es als ein höchst inniges Ritual der gegenseitigen Verschmelzung, von uns beiden.

„*Mariella!!* Ick lieb dir so! Icke hätte mir dit alleene *nie* jetraut, obwohl ick ooch schon mal so wat jedacht hatte, aber nur ganz entfernt, in meenen kühnsten Jedanken. – Woll'n wa aufsteh'n, it im Steh'n weiter machen? *Icke hätte nie jedacht, dass dit so schön is...!!* Ahhh, ick zerfließ... *Mariellachen!!*“

Da die Gurke nicht wie ein männlicher Penis erschlaffte, sondern immer ihre feste Form behielt, konnten wir beide unser höchst wonnevolles Lusterlebnis nahezu unbegrenzt weiter führen! Langsam standen wir beide auf und passten auf, dass uns beiden die grüne Gurke nicht wieder hinaus flutschte. Schließlich standen wir beide auf dem Boden, ganz eng umschlungen. Die etwa dreißig Zentimeter lange Salatgurke war jetzt tatsächlich *ganz* in uns beiden verschwunden! In rhythmischen Schüben zog ich den „Ersatzdoppelpenis“ immer wieder ein bisschen hinaus, um „ihn“ dann wieder in Gerlinde einzuführen.

Es war ein unglaublich wundervolles und schönes Erlebnis, das ausschließlich lesbischen Frauen, oder eben bisexuellen, vorbehalten war. Wir zwei Frauen, deren beide Orgasmen sich nun Schritt für Schritt parallel immer mehr hochschaukelten, wie himmlische Wogen im Meer, die sich rhythmisch Schritt für Schritt in höchster Lust aufbäumten, *bis zum absoluten Höhepunkt* – das war ein wirklich fast unbeschreibliches Erlebnis, das *nur als Frau* erlebbar war, nur als kosmisches Weib. Ich war plötzlich unglaublich glücklich, eine Frau zu sein, und konnte gar nicht genau begründen, warum. Gerlinde und ich entschwebten immer mehr in den siebten Himmel, auf rosaroten Wolken der Liebe, so atemberaubend schön war es...

„*Ahhh, Mariella, mach weiter! Weiter!!*“ Ganz eng umschlungen küssten wir uns in höchster Ekstase, und tanzten in kleinen Schritten wie wild durch den Raum. Ein Orgasmus-Schauer nach dem anderen stieg in mir hoch, vom Steißbein bis zu meinem Scheitel, ein wahrlich inneres Kundalini-Feuer, es war wirklich von meinem Becken bis zum Kopf hinauf! Mein ganzer Körper wurde von einer ungeheuren sexuellen Energie überflutet, die sich *absolut paradisisch* anfühlte... Gerlinde schien es wohl ähnlich wie ich zu spüren...

„*Dit is so jöttlich, einfach nur jöttlich!*“ stöhnte sie weiter. Wir beide atmeten immer wieder ganz tief ein und aus. Gerlindes Augen strahlten vor Leidenschaft, sie funkelten wie Tausende Diamanten.

Wir beide tanzten mindestens eine halbe Stunde weiter durch den Raum. Es brannten mehrere weiße Kerzen, draußen rief laut ein Käuzchen, und Gerlindes Wecker zeigte bereits zwei Uhr nachts, am Sonntag. Eine Lustwelle nach der anderen durchströmte und durchzuckte unsere beiden Körper.

Irgendwann wurden die Wellen dann immer schwächer und sanfter. Bilder von Blumenwiesen, wunderschönen Schmetterlingen und einem blau-weißen Himmel kamen und gingen in meiner Vorstellung. Meine eigenen sexuellen Erwartungen wurden heute Nacht bei weitem übertroffen...

„Dit it dit schönste, wat ick an Sex bisher in meenem Le'm jehabt hab, janz ehrlich. *Samma, biste jetz rein lesbisch, oder machstet ooch mit Männern??*“

„*Beidet*. Ick bin *bi*, also bisexuell. Aber meene Liebe zu dir is riesenjroß. Ick kann's dir jar nich beschrei'm, so dick lieb ick dir! Gerlinde, du bist meene Liebste, ehrlich.“

„*Bi?! –* Beruhicht mich ja, echt, dat de et ooch mit Männern machst. Is ja dit normalste von da Welt... eigentlich.“

„Ick geh aber über dit 'Normale' hinaus. Schon verjessen? Ick bin im Sternzeichen *Skorpion* jeboren!“

„*Exzentrikerin!*“

„Jenau. Ick geh über *die* Jrenzen hinaus, wo sich andere *nie* trauen würden.“ Kurzzeitig dachte ich an Brunhold, sein „Hitler-Haus“ und meine höchst gefährliche Ex-Beziehung mit ihm. Ja, ich hatte das Verhältnis vorläufig beendet, mit tausend Ausreden und Ausflüchten, hatte mir aber noch alles für die Zukunft offen gelassen, um ihn nicht zu sehr zu düpieren. Es war schwierig genug gewesen, alles so darzustellen, dass er keinen Verdacht schöpfte. Aber Brunhold hielt mich weiterhin für eine „reinrassige und arische“ Deutsche.

„Wollen wir jetzt aufhören?“ fragte ich. Inzwischen lagen wir wieder beide auf dem Bett.

„Ja. It war wirklich so wunderschön, *sooo schön!* Also, wenn de dit noch ma... also demnächst...“

„Ich weiß, was du meinst. Sofern es weiterhin Gurken auf dem Markt gibt, und keine Lebensmittelkrise kommt, kein Problem.“

Langsam zog ich die Salatgurke wieder aus Gerlindes Vagina heraus, und ebenso aus meiner Vulva. Das Ding war ganz mit weiß-beiger Scheidenflüssigkeit verschmiert, zum Essen eher nicht mehr geeignet...

„Und nu essen wa dit Dingens auf!“ lachte Gerlinde schallend los. Selten hatte ich sie so ausgelassen, fröhlich und voller Leichtigkeit gesehen. Irgendetwas hatte sich in ihr gelöst, sie war nicht mehr so wie aus Glas, nicht mehr so zerbrechlich.

„Nur über meine Leiche! *Nee!!*“ Ich lachte und kicherte. Wie von Sinnen schob ich den geschlossenen Vorhang zur Seite, öffnete splitternackt das Fenster und warf die Gurke nach draußen, in den Garten. Sie landete direkt neben dem leuchtenden Weihnachtsbaum.

„Du bist wirklich verrückt, meene Mariella! Aber auf 'ne sehr anjenehme Weise, echt. Mach sofort wieder zu, it wird janz kalt! Hoffentlich findet Frau Wolowicz dit Dingens morgens nich und fragt uns danach. Dit wär ja total peinlich, wa!“

„Dit Ding jefriert eh über Nacht. Ick schmeiß it morgen in die Aschentonne, versprochen.“ Ich fiel kurzzeitig wieder ins Berlinerische.

Ich zog jetzt flink meine goldenen Stöckelschuhe mit den ganz dünnen Pfennigabsätzen an, weiterhin splitternackt, und wackelte wie wild mit meinen Brüsten, auf und ab. Die Absätze waren

bestimmt an die zwölf oder dreizehn Zentimeter hoch, mit Größe 39. Gehen, Laufen und Tanzen in solch schwindelerregend hohen Sandaletten und Pumps war ich aber von Kindesbeinen an schon gewohnt, ich tanzte darin wie eine Fee. Aber diese extravaganten Edel-Schuhe waren hauptsächlich für die Bühne gedacht. Für die Straße und ihr raues Pflaster waren sie viel zu schade. Es war sowieso schon schwierig genug gewesen, sie zu bekommen. Noch dazu aus echtem Leder. Und ich war ja beileibe keine Kurtisane, keine Nutte.

„Mariella, it reicht jetzt!“ Gerlinde prustete weiter drauf los.

„Also jut. Schluss für heute.“ Ich zog die hohen Schuhe wieder aus, und stellte sie in die Ecke.

„Wir sollten eigentlich duschen.“ schlug ich vor.

„*Nachts um halb drei!* Nee, dit is zu spät, wirklich. Da mach'n wa ja alle im Haus wach. Dit jeht nich.“ Gerlinde hatte Recht. Wir hätten alle aufgeweckt, und das wäre sehr asozial gewesen, völlig egoistisch.

„Ich hol uns beiden 'n Handtuch und 'ne Schüssel Wasser hoch, dann können wa uns hier waschen, 'ne.“ schlug ich vor, als Kompromiss.

„Und 'n Waschlappen.“

„Hauptsache, *wir beede* sin keene Waschlappen. Ne, wir sin ganz schöne Draufjängerinnen, *echte heiße Feger, wa!*“

„Und wir behalten dit beede absolut für uns alleene, bis an unser Lebensende!“ sagte ich. „*Schwör it, Gerlinde!*“

„*Ick schwöre!*“ Sie machte hoch und heilig das Doppelfinger-Zeichen für den Schwur.

Nein, solch verrückte Sachen sollten für immer unser intimstes Geheimnis bleiben. Erneut malte ich mir eine etwas perverse Schlagzeile in der Berliner Klatschpresse aus:

### **Revuestar MARIELLA treibt lesbischen Sex mit Tänzerin – mit *Monster-Salatgurke!***

Mariella streitet aber alles ab – doch nur alles eine Ente??

\*\*\*      \*\*\*      \*\*\*

Am nächsten Morgen fand Frau Wolowicz die total durchgefrorene Gurke und fragte alle, ob jemandem eine grüne Salatgurke für den Gurkensalat abgehen würde. Alle verneinten dies postwendend, und Frau Wolowicz verwendete die Gurke alsdann für ihren späteren Salat! Schließlich sollte man ja kein Essen wegwerfen, vor allem nicht in Krisenzeiten. Gerlinde und ich lachten uns einen Ast. Wir konnten uns vor Gackern und Kichern gar nicht mehr einkriegen!

*Im Augenblick der Liebe wird der Mensch nicht nur für sich,  
sondern auch für den anderen Menschen verantwortlich.*

*(Franz Kafka/1883 – 1924)*

\*\*\*      \*\*\*      \*\*\*

*Franz Kafkas Werke wurden erst alle posthum wirklich zur Weltliteratur, warum eigentlich??* dachte ich mir, während Frau Wolowicz gerade im Erdgeschoss ihre „Spezialgurke“ in Scheiben schnitt, und selig die heimeligen Lämpchen am Garten-Weihnachtsbaum betrachtete. Musste ich erst dreimal ins Grab fallen, um weltberühmt zu werden? Aber nein, ich selbst war ja schon zu Lebzeiten berühmt, zumindest ein bisschen, *lokal, berlinal*, und beinahe *national*.

Vielleicht sprang ja unsere Energie der orgiastischen Salatgurken-Vereinigung, von Gerlinde und Mariella, nun auf die Ehemann-lose Bertholdina über und initiierte eine heiße Transformation in ihr, die Heilung vom Verlust ihres einst so geliebten Mannes. Von der Schwarzen Witwe zur weißen, von tiefster Trauer zur unschuldigen *tabula rasa* des einstigen Urbeginns, im Schoße der Schöpfung.

*Die Welt ist doch voller Bekloppter!!* sinnierte ich weiter, und dachte an all die, die Juden und Minderheiten so bestialisch verfolgt. War dies nicht zutiefst unmenschlich, dieses Telephonierverbot, das Redeverbot, all die gelben Parkbänke, die Isolation in Ghettos, und die tödliche Ungewissheit nach ihrer Verhaftung?

Warum brauchte die Menschheit eigentlich immer einen Sündenbock, ein Opfer, auf dem sie tausendmal herum hackte, bis dieses elendiglich verblutete und starb??

*Warum rannten alle Menschen immer irgendeinem trompetenden „Führer“, einem Messias, der Marine, Ziegenfickern, einem Leinwandidol oder dem Kaiser hinterher??* fragte ich mich.

Waren die Menschen so unselbstständig und gehirnamputiert, dass sie ihren Verstand und ihr Herz aus Stein immer gleich an der Rezeption ihres vermeintlichen „Herrenrassen“-Herrn abgaben, und ihre tolle Blut-Pumpe im braunen Plumps-Klosett für immer auf Grund laufen ließen?

„Der Kampf um die Kunst.“<sup>1</sup> [1931]. „Die Fälle Knappertsbusch, Reinhardt, Thomas Mann“<sup>1</sup> [1929]: *Treffer Länge 1, Breite 8, volle Breitseite, versenkt! Jawoll, 'Führer'.*

„Mei' Ruah möcht' i hamm und a Revolution,  
A Ordnung muaß sei' und a Judenpogrom,  
A Diktator g'hört hera und glei' davo'g'haut:  
Mir zoagen's Euch scho', wia ma Deutschland aufbaut!“<sup>1</sup>

*(Originalquelle: NS-Dokumentationszentrum München)*

Mir graute vor solchen Sprüchen aus dem Süden des Deutschen Reiches. Alfons Beltreter hatte ihn gerade von einem Musikstudenten aus Bayern „überliefert“ bekommen. Der fiese Vers machte an den Unis in Berlin durchweg die Runde, wahrscheinlich deshalb, weil die nun neu generierte, absurd-studentische Mischung aus bairischem *und* berlinerischen Dialekt so abartig klang.

Später schrieb ich meine ungeschminkte Meinung darüber in mein Tagebuch, auf Berlinerisch:

*Diese braune Soße jeht auf keene Kuhhaut mea, da jibt es nüscht zu entschuldijen.  
Die Jrenze von „Wohltat“ und Fabrechen is fawischt, fatauscht, fahohnepiepelt.  
Blind rennen se ihrem „Führer“ nach, bis die Schafsherde vor'm Abjrund steht.  
**Springt!!** brüllt der Boß. – **Jawoll!!** blöken alle brav zurück und springen.*

*(Mariella Weiszbaum/Berlin/1936)*

Nach den „Nürnberger Rassengesetzen“ oder „Ariergesetzen“ vom 15. September 1935 war Sex zwischen Juden und Nicht-Juden nun offiziell eine Straftat. Die Anklage traf aber „nur“ den Mann. Insofern war meine „Gurkenaktion“ mit Gerlinde eine Gesetzeslücke. Andererseits war Lesbizität und männliche Homosexualität wiederum strafbar. Salatgurke hin oder her – nicht umsonst hatte ich Gerlinde auf völlige Verschwiegenheit eingeschworen. Die Gipfel der höchsten Lust hatten sozusagen ihren Preis. Wer dabei eiskalt erwischt wurde, landete im Knast, oder schlimmstenfalls im Zuchthaus!

\*\*\*      \*\*\*      \*\*\*

Die Heiligabend-Weihnachtsfeier am 24. Dezember 1935 war meine erste *christliche* Feier überhaupt, die ich als inzwischen siebzehnjährige Jüdin ausnahmsweise einmal in der Ulmenallee mitfeierte, aber ohne diesen bescheuerten, kindischen rot-weißen „Weihnachtsmann“ aus dem Coca Cola-Tank. Ich war zwar schon sehr liberal, aber ich glaubte weder an die dunkelbraun gluckernde und zischende Kokaingesöff-Konsumbotschaft des „Unheiligen“ Santa Claus, noch an ein wild Geschenke werfendes Christkind mit goldenen Engelsflügeln und Heiligenschein.

Trotz alledem empfand ich unsere Feier als sehr innig und schön. Alfons, Isolde, Augustin, Gerlinde und Frau Wolowicz sangen ganz inbrünstig „Stille Nacht“, „Leise rieselt der Schnee“ oder „Kling, Glöckchen, klingelingeling“, mit „Piano-Fonsis“ andächtiger Klavierbegleitung. Die idealistische, sehnsüchtige Goethe-und-Schiller-Romantik der Deutschen schimmerte auf einmal ganz stark durch, ihre einstigen, lichten Kindheitsmomente.

Mir war völlig schleierhaft, warum die Teutonen jetzt nahezu total blind einem so kackbraunen, dunkel-charismatischen Propaganda-Monster und brandgefährlichen Diktator hinterherliefen. Die Verführung durch allerlei Heilsversprechen gipfelte in seinem angekündigten „Endsieg“, und seiner „Endlösung“. Hoffentlich folgte bald seine Endstation *Untergang!* Notfalls würde Weihnachten in einer völlig ausgebombten Scheune mit einem improvisierten Besenstil-und-Reisig-Baum gefeiert werden, auch wenn rund herum gar nichts mehr wäre. Hauptsache, der mit myriadenfachem Revolverschnauzengeschrei verkündete „Endsieg“ käme im „Tausendjährigen Reich“, und alle „bösen“ Juden sowie anderen Querulanten wären alsbald mit pieksauberer, „deutscher Gründlichkeit“ beseitigt.

Überall waren brennende Kerzen, und ein jägergrüner Christbaum, eine Nordmannstanne, war ganz toll mit rot glänzenden Kugeln, silbernem Lametta und hübschen, geschnitzten Holz-Anhängern aus dem Erzgebirge geschmückt. Wir verteilten untereinander kleine, aber sehr nette Geschenke. Ich bekam von allen zusammen einen noblen, schwarz-goldenen Zwanziger Jahre-Schal geschenkt. Sie hatten dafür extra alle zusammengelegt. Zum Essen gab es unter anderem eine – sogar koschere – Weihnachtsgans, Geflügelsalat, Lebkuchen, allerlei wohlschmeckende Plätzchen, und später einen abendlichen, sehr guten Dornfelder, einen dunklen Rotwein mit köstlichen Beerennoten, aus der Pfalz. Allerdings wurde enttäuschenderweise kein dankender Segensspruch vor dem Mahl gesprochen, was wir Juden aber sehr wohl taten. Auch die anrührenden, innigen Weihnachtslieder und die katholische Christmette kurz vor Mitternacht waren etwas ganz Neues für mich.

Mir blieb aber weiterhin völlig rätselhaft, warum ein Volk, das so schön und innig feiern konnte, sich nun zynisch im *Alltagsleben* in Form von unmenschlichen, abartigen Mitläufern eines minderheitenfeindlichen und freiheitsberaubenden Regimes betätigte. Zudem hatte mir Isolde noch erzählt, dass in vielen germanischen Familien an Weihnachten auch viel gestritten werden würde, da der ganze nicht bearbeitete „Emotionsmüll“ des kompletten Jahres an einem einzigen Tag auf einmal hochkäme, wie die braune Scheiße aus dem Gully, bei Hochwasser. Etwas schizopren und außergewöhnlich waren sie schon, die Deutschen, keine Frage. *Außergewöhnlich* waren wir Juden aber auch. Opferlämmer waren aber nur die, die sich auch zu solchen machen ließen.

\*\*\*      \*\*\*      \*\*\*

Eine Woche später, am 31. Dezember 1935, feierten wir alle mit Pauken und Trompeten, Krachern, Raketen und Böllern *Silvester*, den Jahreswechsel der Europäer nach dem gregorianischen Kalender. Dieses Jahr gingen Alfons und die anderen nicht auf einen Silvesterball, was mir aber nichts ausmachte. Mit all dem lauten Getöse sollten die bösen Geister vertrieben werden. In schöner, feierlicher Kleidung wünschten wir uns alle ganz freudig, mit Umarmung, Handschlag und einem Glas Sekt, einen „*Guten Rutsch*“, was der Legende nach sogar von dem verballhornten, jüdisch-rotwelschen Neujahrs-Festnamen „*Rosch ha schana tov*“, wörtlich „*einen guten Kopf (Anfang) des Jahres*“, stammen sollte. Das Jiddische und das Deutsche hatten immer wieder erstaunliche Überschneidungen. War der Kopf des Jahres gut, so war dies ein gutes Omen, und umgekehrt. Jedem Anfang wohnte ein Zauber inne.

Nach unserem jüdischen Kalender war der deutsche Silvestertag einfach nur der 5. *Tevet 5696*, ohne jegliche Feier. *Unsere* Neujahrsfeier war ja immer im *September*, was den Vorteil hatte, dass man sich keinen abfror.

Die vielen bunten Feuerwerksraketen um Mitternacht gefielen mir sehr gut, anmutig leuchtende Kugeln in rot, grün und blau glühten um die Wette, lange, sprühende Funkenregen verglimmten in gold und silber, und jedes Mal gab es einen Knall, bevor jede Rakete explodierte. Aus den Dachfenstern der Villa Wolowicz konnten wir das große Feuerwerk im Tiergarten aus der Ferne bewundern. Natürlich hatte ich Silvester schon viele Male im Deutschen Reich erlebt, aber heute zündete ich zur Feier des Tages sogar *zwei große Raketen* aus Alfons' Zwölfer-Arsenal, als

emanzipierte, junge Frau und kükenhafte „Feuerwerkerin“, wohlgemerkt! Das laute Geböllere und Geknalle war eher weniger mein Fall. Schließlich war ich in den letzten Tagen des Weltkriegs geboren worden, am *fünften November 1918 um 23 Uhr nachts*, und ich war überzeugte Pazifistin.

Gurion fragte mich immer wieder am Telephon, ob ich auch *Chanukka*, das jüdische Lichterfest, und *Roisch ha-Schono*, unseren Neujahrstag, gefeiert hätte und regelmäßig in die Synagoge gehen würde. Aber ich log ihn an. *Spiritualität* und die *Liebe zum Nächsten* – auch hier wieder ein christlicher Begriff – maßen sich für mich nicht in der Häufigkeit von Synagogenbesuchen, sondern im *rechtschaffenen Verhalten* gegenüber meinen Mitmenschen bzw. Mit-Juden. Ich versuchte, mich möglichst wohlwollend zu verhalten. Und mit einem Nazi ins Bett steigen würde ich nach Möglichkeit in Zukunft unterlassen. Brunhold war eine respekteinflößende, braune Dampfwalze, die durchaus ihren ambivalenten Reiz hatte, aber zu groß war das Risiko für mich, als Jüdin aufzufliegen. Gewiss, orthodoxe Juden hätten mein Verhalten mit dem jungen Herrn Böllermann wohl zutiefst und abgründigst verurteilt, im Sinne eines Hochverrats. Für sie wäre ich eine verachtenswerte Schickse, gleichsam einer unbekehrten, sündigen Maria von Magdala.

Aber trotzdem galt: „[W]enn ein Jude sich stark versündigt hat, bleibt er Jude (Sanhedrin 44a). [...] Aus dem Judentum kann man halachisch nicht austreten“<sup>2</sup>.

*„Es gibt so viele Verbrecher in deutschen Gefängnissen, denen man die deutsche Staatsbürgerschaft nicht aberkennt. Hingegen fühle ich mich so deutsch (stimmt nicht, aber nehmen wir an. In der Realität bin ich Bürger eines anderes EU Landes), feiere immer den Tag der deutschen Einheit, trinke ausschließlich deutsches Bier, esse gern (koschere) Weißwürste und ziehe Lederhosen zum Oktoberfest an [...]. Es ist immer so, dass es sowohl Hürden gibt, um einen Klub bei- und auszutreten. Auch im Judentum.“<sup>2</sup>*

*(Rabbi Arie Folger/2017/seit Mitte 2016 Oberrabbiner der Israelitischen Kultusgemeinde Wien)*

Lebensrettender Pragmatismus wurde für mich nun zur Maxime. Ich würde mich keinesfalls öffentlich zur Zielscheibe machen, indem ich überall laut heraus posaunte und zeigte, welcher Religion ich angehörte. Gurion, Amelia, Benjamin und Myriam konnten dies von mir aus tun, aber ich nicht.

\*\*\*        \*\*\*        \*\*\*

Die nächsten zwei Jahre bis zum Mai 1937 verliefen noch relativ glimpflich für mich als Mariella. Allerdings waren Lieder, Revues und Tanztitel mit *englischen, französischen* oder gar *US-amerikanischen* Inhalten nicht mehr gerne von den Nazis gesehen. Alfons, Gerlinde und ich mussten somit vermehrt auf deutschsprachige Darbietungen ausweichen. Das nervte mich total, denn am liebsten sang ich in Englisch. Die deutsche Sprache war holpriger und „härter“ zum Singen, und sie hatte immer so eine unterschwellige Schwermut. Für *Literatur* war das Deutsche



bestens geeignet, aber im Gesang fehlte einfach die Leichtigkeit, die federleichte Freude, und die Geschmeidigkeit.

Trotzdem wagten wir es als Musiker, weiterhin noch ein paar englische und französische Titel zu präsentieren. Da meist aber mindestens ein Nationalsozialist in offizieller Kluft im Publikum anwesend war, nahm ich an, dass wir von der Gestapo sowieso als potentiell Verdächtige registriert wurden, weil wir ja theoretisch mit den Sieger-Alliierten des Weltkriegs hätten kooperieren können. Ich merkte das an den zunehmend kritischen Blicken unserer gegnerischen Beobachter.

Egal, ob Jude oder Nichtjude – das Deutsche Reich unter den Nationalsozialisten geriet zunehmend in eine ungeheuer rassistisch-„arische“ Deuschtümelei, die sich von Jahr zu Jahr immer mehr steigerte. Meistens waren immer die Juden die „Bösen“, und die „Arier“ die Rechtschaffenen...

Die „*Brechung der Zinsknechtschaft*“ gehörte auch zum „25-Punkte-Programm“ der NSDAP aus dem Jahre 1920. Jedoch profitierten die Nazis und ihre Bankkonten *genauso* vom Zinseszins wie alle jüdischen Konten, von der „thesaurierten Kapitalakkumulation“. *Divari* hatte mir das im Traum gesteckt. *War er etwa Banker??* Deutsche Nazi-Rüstung, teilweise auch finanziert von *jüdischen* Banken! Widersprüche in der NS-Doktrin tauchten auf, denn Nationalsozialisten, die völlig *ohne Geld* lebten, wie die Indianer es wohl vor Jahrhunderten taten, waren mir keineswegs bekannt.

Selbst mittellose Nazi-Penner bezahlten ihren klaren Schnaps mit Münzen, und nicht mit Luft und Liebe. Nach der Doktrin des Sozialdarwinismus und ihrem Tick mit den „Stärksten“ hätten die Nationalsozialisten ihre eigenen Penner eigentlich sofort und konsequent mit einem eugenischen „Gnadenschuss“ liquidieren müssen, à la „dass nicht sein kann, was nicht sein darf“. Wäre das dann ein *moralistischer Fehlsch(l)uss??*

\*\*\*      \*\*\*      \*\*\*

Die *Spiele der XI. Olympiade* fanden vom ersten bis sechzehnten August 1936 bei uns im Sommer in Berlin statt. Es war ein sportlicher Riesentrubel, aber auch eine Art „Reklameveranstaltung“, bei der sich die Nationalsozialisten möglichst positiv auf der ganzen Welt präsentieren wollten.

Als Tänzerin und Sportbegeisterte hätte ich mir sehr gerne eine Eintrittskarte für eine der Tribünen gekauft. Leider musste ich mein ganzes, übriges Geld für die geplante, aber noch völlig in den Sternen stehende Schifffahrt nach New York City sparen. Alfons und ich hatten bereits unsere quotierten Plätze für die Emigration beantragt. Trotzdem konnte ich vorher jederzeit geschnappt werden, und dann wäre alles futsch.

Unsere blonde Isolde war natürlich direkt vor Ort dabei und musste sich nicht mit unserem schnarrigen „Goebbelsschnauzen“-Volksempfänger-Klang in Frau Wolowicz' Villa im Erdgeschoss begnügen, oder wie die Menschentrauben in den ersten *Berliner Fernsehstuben*, mit einem mikroskopisch kleinen, verrauschten Schwarz-Weiß-Bild, *in die viel zu kleene Röhre kiiken*.

Isolde erstattete uns später höchst begeistert und detailliert Bericht über die besten Läufer und Leichtathleten, die im Olympiastadion auf dem Reichssportfeld um die Wette gekämpft hatten. Es

war fast ein Wunder, dass der „Neger“ *Jesse Owens*, Top-Läufer und Gewinner von vier Goldmedaillen in der Leichtathletik, überhaupt zugelassen worden war!

Sage und schreibe *49 Nationen* und *3961 Athleten* stellten einen neuen Teilnehmerrekord und Besucherrekord auf. Fahnnenschmuck vor dem Schloss, spektakuläre Olympia-Zeppeline, ganz viele Rhönräder bei der Eröffnungsveranstaltung, und die revolutionären, neuen *Adidas*-Laufschuhe waren weitere, bemerkenswerte Blickpunkte. Über die Volksempfänger, die in jedem Haushalt vorhanden waren, hörten alle Deutschen begeistert Radio, außer den Nazi-Rebellen und eingefleischten Bolschewisten natürlich. Es gab auch bereits einige private Fernsehgeräte, aber sie waren noch astronomisch teuer.

Außenpolitisch kompromissbereit, hatte sich die Regierung der Nationalsozialisten angeblich bereit erklärt, die olympischen Regeln vollständig zu erfüllen. Ich bezweifelte das aber sehr. Die Nazis versprachen freien Zugang für alle Rassen und Konfessionen in den Olympiamannschaften, einschließlich jüdischer Teilnehmer. Wer's glaubte, wurde selig...

Ich hatte von Augustin erfahren, dass in Berlin lebende Roma und Sinti in *Zwangslager* in Marzahn gebracht worden sein sollten. Da sah ich doch gleich wieder, wer der „Herr im Hause“ war...!

*Jesse Owens* aus den Vereinigten Staaten von Amerika hatte ich vorhin schon erwähnt. Ich bewunderte ihn sehr. Unser Kunstturner *Konrad Frey* holte dreimal Gold, einmal Silber und zweimal Bronze, und die niederländische Goldmedaillengewinnerin *Hendrika Mastenbroek* hatte meiner schwimmbegeisterten Schwester Myriam natürlich außerordentlich imponiert.

Als „Demonstrationssportarten“ fanden sogar das amerikanische *Baseball*, und *Segelfliegen* statt!

Ich erkannte aber bedauernswerterweise, wie die Spiele von den Nationalsozialisten als nützliches Propagandaforum total missbraucht wurden. Die Nazis wollten sich im Ausland natürlich möglichst weltoffen und tolerant darstellen. – Danach würden dann wieder Tag für Tag Juden, Kommunisten und SPDler verhaftet, oder einfach abgeknallt... und die olympische Farce hätte das Treiben der dunklen Seite der Macht vorübergehend maskiert.

*„Ein Regime, das sich stützt auf Zwangsarbeit und Massenversklavung; ein Regime, das den Krieg vorbereitet und nur durch verlogene Propaganda existiert, wie soll ein solches Regime den friedlichen Sport und freiheitlichen Sportler respektieren? Glauben Sie mir, diejenigen der internationalen Sportler, die nach Berlin gehen, werden dort nichts anderes sein als Gladiatoren, Gefangene und Spaßmacher eines Diktators, der sich bereits als Herr dieser Welt fühlt.“*

*(Heinrich Mann: Konferenz zur Verteidigung der Olympischen Idee am 6./7. Juni 1936 in Paris)*

\*\*\*      \*\*\*      \*\*\*

Es war wieder eisig kalter Winter geworden. Myriaden von Schneekristallen rieselten weiß und millionenfach aus dem grauen Himmel herunter, und die kontinentale Ostwind-Kälte aus Russland hatte Berlin, sowie das gesamte preußische Umland, fest im Griff. Viele meiner schicksalhaften Ereignisse passierten im Winter; er war somit fast schon zum Vorboten unerwarteter Ereignisse geworden.

Im Januar 1937 hörten Augustin und ich in der Küche im ersten Stock, wie sich ein unbekannter Eindringling im Garten der Villa höchst verdächtig zu schaffen machte. Äste im Gebüsch knackten, und Schritte knirschten ganz leise im Schnee. Es war eine sehr unheimliche und bedrohliche Stimmung. Mein Herz schlug mir bereits bis zum Halse, und ich begann, am ganzen Körper zu schwitzen. Was wäre, wenn „sie“ mich jetzt holen würden, wenn meine getarnte Identität doch auflöge?? Ich malte mir bereits aus, in ein Lager voller eingefangener Juden deportiert zu werden, meine Sängerinnen-Karriere als völlig beendet anzusehen, und ganz elendiglich-ärmlich zu sterben. Diese kindliche, tief sitzende Urangst konnte ich nicht auslöschen, so oft ich es auch versuchte, sondern nur verdrängen. Ich konnte aber nicht aus dem Judentum aussteigen, auch wenn ich es gerne öfters gewollt hätte. Manchmal wünschte ich mir, ich wäre als Inderin geboren worden, als Sizilianerin, oder als Kanadierin im hohen Norden, ganz weit weg von rassistischen Ideologien...

Augustin öffnete kurz das Fenster und rief ganz laut: „*Ist da wer??*“

Doch es kam keine Antwort. Nichts. Doch ich merkte ganz tief in mir, dass *ich* in Gefahr war!!

„Da ist doch jemand!“ sagte ich leise. „Augustin, sollen wir runtergehen und schauen?“ Todesmutig war ich bereit, meinem potentiellen Feind ins Auge zu schauen. Sollte er doch krepieren – *oder etwa sie?* Nein, diese bedrohliche Energie fühlte sich eindeutig *männlich* an, und sehr dunkel!

„Nein! Wenn es wirklich ein Einbrecher ist, dann wird es zu gefährlich. Stell dir vor, der Typ schlägt uns K.O., oder knallt uns einfach ab! Stell dir vor, es ist ein *Nazi*, mit seiner Wehrmachtspistole!“

„Wahrscheinlich hast du Recht.“ Ich merkte, dass es eine sehr, sehr feindliche Energie war, die da draußen lauerte. *Wer war es??* Es fühlte sich wirklich nach einem Mann an, ganz eindeutig.

Plötzlich hörten wir beide ganz hektische Schritte im Schnee, als ob die Person peinlich ertappt vom Grundstück flüchten würde, oder sich schnell in eine andere Ecke des Grundstücks verziehen.

Auf einmal knackte es laut am Gartenzaun, und wir hörten jemand dumpf auf den Boden plumpsen.

„Die Person scheint getürmt zu sein!“ Die Energie des Eindringlings kam mir irgendwie so bekannt vor, aber im Negativen, obwohl ich „ihn“ im Dunkeln ja nicht sah! Ich war erleichtert, dass die Geräusche jetzt von weiter weg kamen. Aber es war beileibe noch kein Grund zur Entwarnung.

„Warten wir lieber noch ein bisschen. Wir gehen nachher raus und schauen. Aber erst, wenn die Luft wieder ganz rein ist.“

„Gut. Augustin, ich glaube, du hast Recht.“ Ich malte mir aus, was mir ein Einbrecher alles hätte antun können, vor allem, wenn ich alleine im Hause gewesen wäre – Raub, Vergewaltigung, Diebstahl – und war sehr erleichtert, als es draußen kurzzeitig völlig still wurde. Im ersten Moment dachte ich, es wäre wieder alles in Ordnung.

Trog der Schein, war es etwa nur eine höllisch kurze Verschnaufpause, ganz kurz vor dem dramatischen Finale??

Ein paar Sekunden später hörten Augustin und ich auf einmal zwei total laute Pistolenschüsse, welche allzu gespenstisch zwischen all den Häusern und Bäumen in der Ulmenallee verhallten. Wurde da etwa jemand erschossen!? Mit einem Mal hatte ich das fast nicht beschreibbare Gefühl, in mich selbst hinein zu fallen, es war ganz komisch – als ob ich in mir selbst zusammen sacken würde. Zugleich war ich im Gegenzug auch äußerst erleichtert. Mein inneres Empfinden war unerklärlich, aber ich hatte den Eindruck, es endlich „geschafft zu haben“.

„Zwei Schüsse! Hoffentlich wurde da niemand umgebracht!“ rief Augustin laut und besorgt.

„Ich glaube, die Person, die bei uns einbrechen wollte, *ist umgebracht worden!*!“ sagte ich, sprichwörtlich wie aus der Pistole geschossen. Auf einmal wurde mir bewusst, dass diese nun tote Person mein Schicksal maßgeblich zum *Negativen* beeinflusst hätte, wäre sie noch weiterhin am Leben...

Vielleicht hätte „er“ mich geradewegs in langes Siechtum, unendliches Leid, und einen allzu qualvollen Tod gestürzt! Meine Gefühle fuhren jetzt total Karussell, es war mir, als ob mir ein kalter Brausestrahl den Rücken herunter laufen würde. Was war denn nur mit mir los?? Mir kamen fast die Tränen.

„Meinst du wirklich??“

„Ja!“ Wir warteten sicherheitshalber noch zwei Minuten, und es war wieder alles mucksmäuschenstill. Es rührte sich gar nichts mehr draußen, nur ein Käuzchen rief aus der Ferne.

„Wir ziehen uns jetzt an und schleichen uns ganz langsam runter.“ schlug ich überaus mutig vor. Ich wollte endlich sehen, wer „es“ nun war, welche Energie in mir solch eine innere Achterbahnfahrt verursachte.

„Du hast wirklich Mumm, Mariella! Gefällt mir. – Gut, machen wir. Aber ich nehme eine Eisenstange mit, zur Verteidigung.“

Wir zogen uns an und schlichen uns leise die Treppe runter, ins Erdgeschoss. Es war bestimmt schon kurz vor Mitternacht. Frau Wolowicz schlief seelenruhig, alles war dunkel, bis auf die Straßenlaternen, die ein fahles, kaltes Licht spendeten. Isolde war mal wieder als Nachtschwärmerin in den Lokalen der Innenstadt unterwegs, Donnerstag Abend – als Nicht-Jüdin bestand ja keine reale Gefahr für sie – und Gerlinde war auch weg, bei einer guten Bekannten zum Rommé-Spielen. Wie harmlos aber auch... Poker und Black Jack wären aber auch wirklich 'ne Nummer zu groß für sie gewesen.

*Schritt für Schritt würden wir uns nun langsam dem Tatort nähern...!*

Als wir unten in unseren dicken Wintermänteln durch den eisigen, angefrorenen Schnee stapften und höchst vorsichtig aus dem Gartentor traten, schauten wir beide erst einmal vorsichtig nach links und rechts, ob die Luft auch rein wäre. *Ja, sie war es!*

Mein Herz begann wieder ganz, ganz schnell zu schlagen, fast zu rasen, aber es fühlte sich nicht mehr nach großer Gefahr an, sondern eher nach einer großen Aufregung und Sensationslust.

Langsam und sehr angespannt gingen wir jetzt etwa dreißig Meter die Ulmenallee entlang und machten, an der Grenze zum Nachbargrundstück, *einen äußerst schaurigen Fund!*

„*Da liegt ein Mann mit einer dicken, schwarzen Lederjacke, und einer dunkelbraunen Hose! Er scheint tot zu sein, tot!!*“ rief ich ganz entsetzt aus. Und ich begann schlagartig zu ahnen, wer es war... *bei Adonoi!*

Aus seinem Kopf trat ganz viel Blut aus, und der Schnee war rundherum mit lauter Blutspritzern übersät. Ganz fahl leuchtete das Licht der Straßenlaterne, welche einige Meter entfernt stoisch vor sich hin strahlte, dieses für mich eigenartigerweise erleichternde Rot des Todes an. Das Gesicht des Mannes lag im Schatten, auf der lichtabgewandten Seite. *Er war eindeutig ermordet worden!*

„*O Gott! Da ist ja ein Mann ermordet worden!*“ Ich merkte, wie auch Augustins Adrenalinpegel immer höher stieg. Andererseits war ich persönlich immer mehr erleichtert, je näher ich der Leiche kam. Mutig bückte ich mich herunter, ganz langsam und bedächtig, und schob mit meinem Fuß das Gesicht so zurecht, dass ich es im Schein der Straßenlaterne plötzlich *absolut eindeutig* erkennen konnte, *hundertprozentig!*

„*Bei Adonoi! Das gibt's doch nicht! Ich kenn' den Typen! Das ist.. dieser 'KJ', aus Breslau, von damals, im Gasthaus von dem Herrn Übelreuther!*“

„*KJ!?*“

„Ja! Ich hatte mit ihm vor ein paar Jahren in Breslau eine sehr gefährliche Begegnung, im Vorraum der Toilette einer Gaststätte, in der ich einen meiner ersten Gesangsauftritte hatte. Als ich aus der Damentoilette herauskam, stand *der* Typ, der jetzt hier als *Leiche* liegt, ganz bedrohlich vor mir, quatschte mich total blöd an, und stellte sich mir nur kurz als 'KJ' vor. Er zündete sich eine Zigarette an, und bewunderte meine Schönheit. Er hatte ein silbernes Feuerzeug, und da war, glaube ich, ein Totenkopf eingraviert.“

Ich war unglaublich erleichtert, dass dieser mutmaßliche Gestapo-Spitzel endlich tot war! Wahrscheinlich war er ganz persönlich auf mich angesetzt worden, in Berlin, warum auch immer, und er war kurz davor, mich zu enttarnen... ja, so musste es sein. Mein Herzschlag und mein Puls gingen endlich wieder runter, und ich begann, mich langsam zu entspannen.

Was sollten wir nun mit KJs Leiche machen? Die Polizei rufen, die sowieso allein im Namen der Nationalsozialisten agierte, und uns womöglich sofort verdächtigen und festnehmen würde? Oder sollten wir ihn einfach liegen lassen, bis ihn die Fliegen, Ameisen und Tausende von Maden auffressen würden, oder gar Dutzende von Ratten?

Aber bei dieser Eiseskälte läge er ja weiterhin, wie konserviert, in Schnee und Eis, solange, bis ihn ein anderer wegschaffen würde. Sollte ihn doch jemand anders abtransportieren... mit seinem Leichenwagen! Ich würde jedenfalls nicht einmal meinen kleinen Finger rühren, um diesem elendiglichen, braunen Arschloch zu seiner Beerdigung zu verhelfen...

„*Ein Totenkopf?!*“ entgegnete Augustin mit ganz weit geöffneten Guckern.

„Ja.“

„Der Typ könnte ein SS-Spitzel gewesen sein, oder von der Gestapo.“ Augustins Augen wurden immer größer.

„*Gestapo! Also ein Nazi-Geheimpolizist?!* – Ja, ich vermute das eigentlich auch. Du hast wohl leider Recht. Aber nun ist diese blöde Arschgeige ja endlich tot, zum Glück.“

„Vielleicht ist, ähh, *war* der ja auf dich angesetzt worden?!“

„Das ist ja grauenhaft! Aber ich spüre in meinen Inneren, dass es wohl so stimmt. Ich hatte dauernd das Gefühl, dass dieser Eindringling etwas von mir wollte. Wahrscheinlich hätte er mich eiskalt als Jüdin denunziert.“

„Sei doch froh, dass er tot ist!“

„Ja, das bin ich auch, *ja!* – Und jetzt rufen wir die Polizei??“ schlug ich etwas zaghaft vor, ohne es aber wirklich zu wollen. Andererseits wollte ich im Gegenzug, dass KJs Leiche so schnell wie möglich weggeschafft würde. In meiner kühnsten Phantasie malte ich mir aus, wie er plötzlich doch nur *klinisch tot* war, und später womöglich eine neue Attacke auf unsere Villa verüben würde!

Solange seine Leiche weiter dort am Boden läge, im weiß-roten Schnee, könnte ich ja im Hause keine Minute mehr ein Auge zu machen...

„Wir rufen einfach anonym an und geben ihnen einen ganz kurzen Tipp. – Wenn wir uns aber uns namentlich vorstellen, prüfen sie unsere Identitäten, und das ist ganz schlecht. Die Polizei arbeitet nach *Nazi-Kriterien*, und die würden dich mit Sicherheit gleich mitnehmen, wenn sie rausfinden, dass du Jüdin bist. Sie würden dir vielleicht sogar den *Mord* in die Schuhe schieben, aus reiner Böswilligkeit!“

„*Anonym*. Gut. – Machen wir's so.“

„Aber totales Stillschweigen über den Vorfall!“

„Und unsere Fußspuren?? Was machen wir mit denen?“

„Ach, ich glaube, das fällt nicht so ins Gewicht. Wir gehen am besten in den *gleichen* Spuren wieder zurück, und verwischen sie etwas.“

Augustins Beschwichtigungen wunderten mich. Er nahm das Ganze erstaunlich lässig. Dieser 'KJ' war doch wahrscheinlich von den Nationalsozialisten auf mich angesetzt worden... *auf wen denn sonst?!* Ich merkte, dass ich das Deutsche Reich wohl ziemlich bald verlassen müsste, spätestens in zwei, drei Jahren. Die Lage wurde immer gefährlicher für mich. Warum ich als Künstlerin für sie so interessant war, wusste ich nicht. Vielleicht hatte es indirekt etwas mit meinem Vater, mit *Gurion* zu tun?? Aber ich konnte den Zusammenhang nicht herstellen, so viel ich mich auch im Geiste anstrengte.

Wir schlichen uns wieder auf Zehenspitzen nach oben. Zum Glück hatten wir inzwischen einen zweiten Fernsprecher im ersten Stock, eine Nebenstelle von Frau Wolowicz' Apparat im Erdgeschoss. Augustin wählte die Nummer der örtlichen Polizei und sagte nur ganz kurz, mit sehr verstellter Stimme: „*In der Ulmenallee Nummer [...] liegt ein Toter auf dem Bürgersteig. Auf Wiederhören.*“

„*Wer sind Sie??*“ hörte ich noch eine schnelle, schnarrig tönende Frage durch den Hörer, dann hatte Augustin schon wieder die Gabel gedrückt.

„So, das war's.“

Augustin und ich gingen erleichtert ins Bett. Wir würden nicht extra auf die Polizei warten, nein.

Nach etwa zwanzig Minuten hörten wir ein Polizeiauto vorfahren, wahrscheinlich ein lauter Bus der Ordnungspolizei. Das laute Geräusch war sehr typisch. Ein Blaulicht leuchtete auf, die Sirene ertönte, männliches Stimmengewirr brabbelte kurz und bündig, und die Leiche wurde anscheinend sehr schnell abtransportiert, ohne jegliches weiteres Aufheben und Sicherung des Tatorts, innerhalb von zwei, drei Minuten. Danach knatterte der OrPo-Bus wieder weg, und alles war wieder total ruhig. Es war sehr ungewöhnlich, dass anscheinend überhaupt keine Nachbarn befragt wurden, auch nicht wir.

Die Nationalsozialisten hatten wohl allen Grund, etwas zu vertuschen. Wurde 'KJ' deshalb so schnell weggeschafft, damit keiner etwas von dem mutmaßlichen Gestapo-Spitzel mehr mitbekommen sollte??

*Die Geister der Winternacht verschwanden in der eisigen Kälte, und Totenstille breitete sich aus.*

Als Augustin und ich am nächsten Morgen, kurz vor dem Frühstück, draußen nachschauten, war nur noch eine verwischte Blutlache zu sehen, sonst nichts. Keine Spur von einer Patronenhülse, kein Feuerzeug mit Totenkopf, noch nicht einmal ein Fetzen von seiner Kleidung. Und es war nicht bei uns geklingelt worden. Insgeheim dachte ich mir, dass diese Hinrichtung eine *interne* Sache unter Nazis gewesen musste. Hatte *Brunhold* etwa 'KJ' aus dem Weg geräumt, um mich zu schützen??

Die ganze Sache war äußerst mysteriös. Würde mir die Frage nach KJs Tod jemals beantwortet werden?

„KJ“ war für mich ein total fieses, hinterhältiges Arschloch gewesen, und ich war heilfroh, dass er nun mausetot war.

Später kursierten Gerüchte in der Stadt, die Kommunisten hätten angeblich einen höherrangigen Nazi-Agenten umgebracht. Aber es wurden keine Namen genannt, absolut nichts.

\*\*\*      \*\*\*      \*\*\*

<sup>1</sup> Originalquellen: NS-Dokumentationszentrum München (April 2017)

<sup>2</sup> Quelle: <https://rabbifolger.net/2015/12/07/gibt-es-ehemalige-juden/> (06. Juli 2017)

## Kapitel 7

Es war ein wunderschöner, zart duftender Frühlingstag, im Mai 1937. Alle Bäume strahlten in einem jugendlichen Lindgrün, das mich geradezu verzauberte. Ich war im Charlottenburger *Kranzler* am Kurfürstendamm, Ecke Joachimthaler Straße, eingekehrt, und saß ganz alleine mit meinem Eiskaffee an einem Tisch. In meinen Gefühlen hatte ich den tiefen, starken Wunsch, mich einfach neu in jemanden zu verlieben, egal, ob Mann oder Frau, und etwas wirklich Wunderbares zu erleben, etwas ganz Außergewöhnliches. Ich träumte versonnen und völlig abgehoben vor mich hin.

Die charakteristischen, rot-weißen Markisen des Cafés leuchteten mir schon seit 1934 von weitem entgegen, als ich dort öfters lang spazierte. Die Tische auf der Straße waren damals noch etwas ganz Neues. Sehr entspannt und gelassen saß ich also an einem der Straßentische, und blickte auf die charakteristischen, spitzen Türme der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche.

Ich hatte ein hellblau-weißes, leicht tailliertes Kleid, weiße, hohe Sandaletten und eine Sonnenbrille mit Horngestell an, spielte mit dem rosafarbenen Papierschirmchen, das in der Pistazien-Eiskugel steckte, und blickte sehnsüchtig in den weiß-blauen Himmel. In der Ferne war an einem Haus eine Hakenkreuzflagge angebracht, und ein Zeitungsjunge verkaufte laut rufend seine Extrablätter.

Viele schwarze Automobile, jetzt mit richtig solidem Dach, standen in Reih und Glied, eben typisch deutsch. Alles wirkte sehr aufgeräumt und scheinbar harmonisch, aber eben nur an der Oberfläche.

Achtzehn Jahre war ich inzwischen, und alle Männer schauten nach mir. Sie drehten sich nach mir um, und piffen mir manchmal sogar nach, oder hupten auffordernd auf der Straße, mit ihren Automobilen. Wenn ich ihnen dann gesagt hätte, ja, ich stehe auf Männer *und* Frauen, wäre das ein Skandal gewesen, und ich wäre wahrscheinlich auf der Anklagebank, und danach im Gefängnis gelandet. Die Sache mit Gerlinde und der Salatgurke würde mir sowieso nie jemand glauben...

Aber ich hatte halt meine Geheimnisse, so wie andere Leute eben auch.

Etwa zehn Minuten später, mein Eiskaffee war schon fast leer, sah ich von weitem eine junge Dame, ungefähr in meinem Alter, mit mittel- bis dunkelbraunen, langen und schwach gelockten Haaren, einem sehr schönen, feinsinnigen Gesicht, blau-grünen Augen und einer schlanken, taillierten Figur. Sie hatte ein hellrosafarbenes Kleid und rosafarbene, sehr schöne, mittelhohe Sandaletten an, trug rosa Lippenstift und eine rosa-weiße, auffällige Haarspange.

Sie setzte sich an den Nebentisch, eigenartigerweise auch ohne Mann, ganz allein, und bestellte einen roten Hagebuttentee in einer durchsichtigen Glastasse. Ihr Gesicht, und das mit dem Hagebuttentee, kam mir irgendwie bekannt vor, aber ich brauchte ungefähr fünf Minuten, bis ich mir ganz sicher war. Das Mädchen – oder die junge Dame – ähnelte leicht Gerlinde, aber nicht so gläsern und zerbrechlich. Die Haare waren aber viel dunkler, und eben leicht gelockt. Die hiesige junge Frau war mehr geerdet, und schien viel bodenständiger als Gerlinde.

Ich war im Begriff, erste Anflüge von ungeheurer Verliebtheit zu spüren...!



„Guten Tag. Sagen Sie, darf ich Sie mal was fragen?“

„Ja, natürlich. Aber... Sie sind doch MARIELLA, der Revuestar, der in letzter Zeit so oft in den Zeitungen und auf den Plakatwänden zu sehen ist! *Sind Sie's wirklich??*“

„Ja, in der Tat. *Mariella Weiszbaum!* Sie dürfen ruhig 'Du' zu mir sagen, Fräulein...“

„...*Valerie Monpetit*. Wissen Sie, ähh, weißt du, meine Vorfahren kommen aus Frankreich, aus der Nähe von Paris, aber ich lebe schon seit meiner Kindheit hier in Berlin, genauer gesagt, seit ich fünf Jahre alt bin.“

„Das ist ja...“ Ich fühlte, wie mir die Röte ins Gesicht stieg. Ich hatte mich total verknallt, oder besser gesagt, auf den ersten Blick in Valerie verliebt! Mein insgeheimer Wunsch war in Erfüllung gegangen. Eine Woge heißen Gefühls stieg in mir hoch, die nahezu unbeschreiblich war, eine Geborgenheit, welche die in Gerlindes Armen sogar noch übertraf...

„Sagen Sie, ähh, Valerie, kann es sein, dass wir uns vor sehr langer Zeit schon mal irgendwo gesehen haben? Ich krieg's aber nicht mehr zusammen... nein, beim besten Willen nicht.“

„Darf ich mich zu dir setzen? Kommt ja nicht alle Tage vor, dass ich einen *echten Star* treffe!“ Ihr schönes, bezauberndes Lächeln, und ihre wunderbar weißen und tollen Zähne hauten mich innerlich vom Hocker. Wenn ich sie nur küssen dürfte, dann... Es war mir, als ob sie mir die positiven Seiten meiner Selbst wie ein glasklarer Silberspiegel auf mich selbst zurück reflektierte, und das tat mir ungeheuer gut. Selten hatte ich einen Menschen getroffen, wo auf Anhieb eine solch starke Herzenswärme rüber kam...

Am liebsten hätte ich sie gleich vernascht, aber ich wusste ja gar nicht, ob sie das überhaupt akzeptieren würde, *von Frau zu Frau*, statt von Frau zu Mann. Daher beherrschte ich mich, auch wenn es mir schwerfiel. Schließlich waren wir ja in der Öffentlichkeit.

Sie setzte sich zu mir. Als ich auf ihre Glastasse mit dem Hagebuttentee blickte, klingelte es plötzlich! *Hagebuttentee, Glastasse, Speisewagen, Zug von Breslau nach Berlin!*

Ja, das musste das damals sechsjährige Mädels in dem quietschrosa Kleidchen und den niedlichen, süßen Schühchen gewesen sein, in welches ich mich damals schon so abgöttisch verknallt hatte, Anfang Februar 1925, als ich mit meiner Familie zu William Shakespeares „Sommernachtstraum“ gefahren war.

Ich konnte nicht anders, als auf einmal ganz intensiv ihre linke Hand zu berühren. Wie ein Magnet zog es mich zu ihren zierlichen Händchen hin. Das war damals noch sehr, sehr mutig und unkonventionell, so etwas öffentlich zu tun, und ich wollte nun testen, wie sie reagieren würde. Wenn sie jetzt anbiss – oder abblockte – dann wären die Würfel gleich gefallen, jedenfalls in meinen Augen.

Sie war anfangs leicht perplex und verwirrt, aber ihr Blick wandelte sich sehr schnell von anfänglicher Verwunderung zu einer Mischung aus Sich-Fallen-Lassen, riesiger Treuherzigkeit und einem Gesichtsausdruck, endlich „angekommen zu sein“. Wie hypnotisiert sah sie auf meine, sie zart berührenden Finger und meinen goldenen Armreif, der magisch und verheißungsvoll in der Sonne glitzerte.

*Nein, sie zog ihre Hand nicht im Geringsten zurück, im Gegenteil, sie schien es zu genießen!*

„Ihre... ähh, deine Hand... *ich merke, wie es in mir pulsiert!* Ich weiß gar nicht, wie mir geschieht...!“ flüsterte sie, kurz davor, in Tränen auszubrechen.

„Lass es einfach zu, Valerie. Lass es zu.“ Es war mir so, als ob mein ganzer Körper unter Strom stünde, im positiven Sinne. Gleichsam einem „geistigen Orgasmus“ – ich konnte es nicht anders beschreiben – begann ich, mich wie auf rosaroten Wolken zu fühlen. War es mit Gerlinde eher auf der körperlich-erotischen Ebene paradiesisch, so war es mit Valerie *vergeistigter*.

Ja, ich hatte mich *unsterblich* in Valerie verliebt, und ich müsste sie *unbedingt* wiedersehen! Ansonsten wäre ich lieber gestorben.

Ja, das *musste* das kleine Mädchen von damals sein, im Zug von Breslau nach Berlin!

Zwei große Tränen rannen ihr die Wangen herunter, und sie flüsterte weiter: „Eigentlich dürfen wir das hier ja gar nicht... so offen. Wir könnten dafür bestraft werden.“ Sie spürte in ihrem Innersten, dass hinter meiner Berührung wesentlich mehr stand als eine bloße, temporäre Freundlichkeitsbekundung.

„Ich glaube, ich weiß jetzt, warum ich bis jetzt nie rechte Freude an Männern hatte... sie sind mir zu brutal, zu grobschlächtig, zu wenig zärtlich, einfach zu penetrant, mir ihrem... Ding da unten... ach, du weißt schon!“

Strahlend lächelte ich sie an, und sie lächelte mit ihren wunderbar weißen Zähnen wie tausend Sonnen zurück. *Bei Adonoi*, noch nie hatte ich ein so schönes Damenlächeln gesehen! Mir wurde bewusst, dass ich sie aber *nie* würde heiraten können, *zwei Bräute in weiß, vor dem Traualtar, das wäre so was von revolutionär*, nein, so etwas würde es wahrscheinlich selbst in achtzig oder hundert Jahren noch nicht geben. Ich dachte plötzlich an mein Gedicht in der kleinen Schatzkiste. Meine Gefühle spielten total verrückt, ich fühlte mich wie in einem Kinderkarrusell. Valerie war so schön... *so unglaublich schön...!*

„*Du* warst das junge Mädchen damals im Zug von Breslau nach Berlin, ja, *du* musst es sein!“ Ich war völlig aus dem Häuschen. Ich musste mich beherrschen, nicht in der Öffentlichkeit laut vor Freude loszuheulen, obwohl es mir als junger Frau niemand übel genommen hätte. Von Glück konnte ich sagen, dass das Café im Moment gerade sehr leer war, trotz des wundervollen Sonnenscheins. Wahrscheinlich hatte das Adonoi extra so für uns eingerichtet.

„Ja, ich erinnere ich mich. Ich hatte damals ein *rosafarbenes* Kleid an, wie jetzt, und du ein *hellblaues!* Das ist ja unglaublich, dass wir uns jetzt wiedersehen, noch dazu in der gleichen Kleidung, abgesehen von unseren Stöckelschuhen, natürlich.“

„Aber ich wollte auch schon als kleines Kind immer eine *Dame* sein!“ Ich spürte, dass sie schöne Kleider, Schuhe und Schmuck genauso liebte wie ich. Ihre weiß-beige Perlenkette schimmerte mit einem schwachen Regenbogenschimmer in der Sonne, was mich eigenartigerweise *sexuell erregte!*

„Ich kann es gar nicht fassen... *meine Liebe!*“ Sachte streichelte ich über ihre Unterarme, und sie nun über meine. Die Berührung war so unglaublich erotisch, dass ich mich total beherrschen

musste, nicht mitten in der Öffentlichkeit laut los zu stöhnen. Valeries Sanftheit war irgendwie „eine Stufe höher“ als die von Gerlinde, ich konnte es nicht anders ausdrücken.

„*Es ist so schön mit dir!*“ flüsterte sie, und auch sie war jetzt leicht errötet im Gesicht. Ihre Haut war so zart und edel wie Meißener Porzellan. So eine feine Dame dürfte eigentlich nie einen Gartenspaten in die Hand nehmen...

„Gib mir deine Adresse und deine Fernsprech-Nummer! Du hast doch hoffentlich ein Telephon??“ fragte Valerie mutig und interessiert weiter.

„Ja... zwar kein eigenes, aber das kriegen wir schon irgendwie hin.“

„*Valerie und Mariella – das klingt so harmonisch, wie ein Gedicht von Goethe!*“

„Na ja, es hat wohl eher die dramatische Tragik eines Friedrich Schiller.“

„Immerhin waren Goethe und Schiller ja befreundet, wenn auch mit einigen Höhen und Tiefen. Also kann es so schlimm doch nicht werden, mit uns beiden.“

Plötzlich fühlte ich mich in der Rolle des jungen Friedrich Schiller, der in einer unruhigen Zeit von Umbrüchen und Revolten, im Sommer 1788 ein Verhältnis mit der feurig-erotischen Charlotte von Lengefeld *und* mit deren drei Jahre älteren, literarisch sehr gebildeten Schwester Caroline von Beulwitz hatte. *Line plus Lotte*, oder meine „Valy“ und „Linde“: Am liebsten hätte auch ich mit Gerlinde und Valerie gleichzeitig eine parallele Dauerbeziehung gehabt, nur dass wir eine Dreieckskonstellation aus *lauter Frauen* waren, wie ungewöhnlich und neu!

Ich stelle mir Gerlinde als Charlotte, und Valerie als Caroline vor, die beiden „*Engel meines Lebens*“. „*Könnten wir uns eben so leicht in unsre Liebe einschließen, als sie uns genug ist zu unserer Glückseligkeit für immer und ewig. Warum können wir es nicht?*“ hatte der große Dichter damals gesprochen. Dieses Nicht-Können würde jedoch nicht an mir scheitern. Doch Caroline würde ja später „abgehängt“ werden; sie war über den Verlust von Friedrich nur schwer hinweggekommen, und hatte später gegen Charlotte gegiftet. Hoffentlich geriete Valerie nicht auch unverhofft in die Lage eines Waggons, der plötzlich einfach abgekoppelt und mutterseelenallein zurückbleiben würde...

Mir wurde plötzlich klar, dass ich mich langfristig wahrscheinlich zwischen der Emigration nach New York, oder dem zu Hause bleiben in Berlin, entscheiden musste. Da mir klar war, dass ich als Jüdin sehr wahrscheinlich keine rosige Zukunft mehr im Deutschen Reich hätte, blieben nur wenige Möglichkeiten. Erstens: Auswandern ohne Valerie, aber mit Alfons. Zweite Variante: Valerie käme nach New York mit. Ob sie das aber überhaupt wollte und könnte?? Und was würde „Piano-Fonsi“ dazu sagen? Dritte Möglichkeit: Ich würde mit Valerie in Berlin bleiben, und womöglich sterben, durch die Gewalt der Nazis. Wir würden also so oder so getrennt, ich konnte es drehen und wenden, wie ich es wollte. Und heiraten könnten wir auch nicht! Ja, diese flotte Romanze hatte schon *von Anfang an* die tiefe Dramatik eines Friedrich Schiller: Wir kamen zusammen, um später wieder getrennt zu werden! *Bei Adonoi, war das tragisch!*

Ich würde Valerie meine Pläne mit New York vorerst verheimlichen, denn ich wollte ihr nicht gleich ihr zartes Herz brechen, jedenfalls nicht am Anfang.

„Was ist mit dir?? Du schaust auf einmal so unglaublich traurig, Mariella.“ Valerie rührte mich jetzt auch zu heißesten Tränen. Es war so unausweichlich, zu spüren, dass man – besser gesagt *frau* – sich endlich gefunden hatte, aber der Abschied schon mit inbegriffen war. Auf einmal spürte ich diese Wahrheit, als ich schon als Kind die Euch bereits bekannten Zeilen verfasst hatte:

*...Die weiße Hochzeit ist verwehrt  
trotzdem sei'n wir als Mensch geehrt.  
Unsere Sehnsucht füreinander bleibt  
auch wenn die Weltenmühle uns zerreibt.*

Es war so unsagbar traurig und tragisch...

Plötzlich stand der Kellner vor uns, wie aus dem Nichts: „Wünschen die beiden wunderschönen Damen noch etwas?“

Am liebsten hätte ich gesagt: *Ja, einen Eisbecher mit zwei Löffeln, bitte!* Aber mir fehlte der Mut dazu. Außerdem konnten sich überall Nazi-Spitzel herum treiben, und einen denunzieren, als Jude, als „Störer“, als Subjekt vom anderen Ufer, als Staatsfeind mit anti-nationalsozialistischen Ideen... „Nein, wir, ähh, ich würde gerne zahlen.“ sagte ich kurz und bündig. Inzwischen füllte sich das Café Kranzler wie auf Knopfdruck, mehrere gegengeschlechtliche Paare nahmen Platz und plauderten.

Unsere „Verzauberungsstunde“ für heute war vorbei. Ich bedauerte das sehr. Dennoch war ich unten ganz feucht geworden, in meiner „heiligen“ Vulva. Aber die Sache mit der Salatgurke würde ich vorerst lassen, das würde Valerie wohl zu sehr abschrecken.

Ich würde sie aber auf jeden Fall auf mein Zimmer in der Ulmenallee einladen... aber das „Problem“ wäre Gerlinde.

*Auf einmal war ich völlig über mich selbst erschrocken, dass ich einen Mann und zwei Frauen gleichzeitig liebte! Alfons, Gerlinde und Valerie!* Das war doch total verrückt, diese *Polyamorie*, war es das nicht? Ich konnte von Glück sagen, dass „Piano-Fonsi“ so unglaublich tolerant und geduldig war, ein echter Freund für dick und dünn, und mir zum Glück „keine Szene machte“. Dieser für mich neuartige Ausdruck „*Mach mir bitte keine Szene!*“ musste wohl vom Film kommen, oder ursprünglich vom Theater...

*Machen Sie mir eine Szene, bitte!?*

Nachdem wir beide getrennt gezahlt hatten, nahm ich den schnöden Rechnungszettel des Kellners und schrieb meine Adresse samt der Telefonnummer des Etagenfernsprechers auf die Rückseite. Es war leicht nass auf der Tischdecke, und die Schrift verwischte schwach, im Nu, als ob Tränen des Unglücks darauf getropft wären. Allem Anfang wohnte auch ein *Schicksal* inne...

„Hier ist meine Adresse, Valerie! Und die Nummer unseres Etagenfernsprechers. Wenn du bei uns in der Wohngemeinschaft anrufst, sagst du am besten nur deinen Vornamen. Und wir kennen uns vom Tanzunterricht, oder vom Gesangsunterricht. Eben was Künstlerisches, so in die Richtung.“ wies ich Valerie an. Oft hatte ich eine straffe, eher männliche Art, über welche ich mich manchmal selbst wunderte.

„Ulmenallee??“

„Das ist in Charlottenburg, im Villenviertel. S-Bahn-Station *Westend*.“

„Gut.“ Sie schrieb ebenfalls ihre Adresse und Telefonnummer auf, aber auf ihren Rechnungszettel.

„Das ist in Zehlendorf, auch in einem Villenviertel.“ kommentierte sie, sanft und verträumt. „Und es ist mein eigener Anschluss. Allerdings wohne ich ja noch bei meinen Eltern, insofern...“

„Das kriegen wir schon hin, meine kleine Valerie. *'Monpetit'* heißt ja *'mein Kleiner'*, ist es nicht so?“ Jetzt drang wieder meine etwas freche und vorlaute Art durch.

„Ja, das stimmt schon. Aber bitte nenn' mich nicht 'meine Kleine'. Schließlich bin ich schon achtzehn, und kein kleines Kind mehr.“ Immerhin konnte sich Valerie auch wehren. Das gab Pluspunkte von mir.

„D'accord, Madame Valerie Monpetit. Je veux respecter votre souhait.“ Ein bisschen Französisch konnte ich ja...

„Ey, du kannst ja Französisch!“ lachte sie, mit ihrer wundervollen, einnehmenden Art. Es ging förmlich eine zweite Sonne am Himmel auf.

„Aber nur ein bisschen. Und ein paar Liedtexte natürlich.“ Meine Hormone spielen verrückt, aber ich genoss es auch.

„Na ja, dann gebe ich dir eben Nachhilfe.“

„Genau, so machen wir es.“ Dieser Aufhänger war mir gerade recht, um die um uns herum sitzenden Leute von unserer unsichtbaren (??) Verliebtheit etwas abzulenken.

Zum Abschluss umarmten wir uns ganz innig, und ich spürte wieder diese tragische Mischung aus tiefster Liebe, Sehnsucht und Abschiedsschmerz. Mir war klar, dass es mit Valerie viel „schwerer“ als mit Gerlinde werden würde. Erstens hatten wir Beziehungen, die offiziell verboten waren und unter Strafe standen, zweitens war ich Jüdin, und drittens waren unsere gesamten äußeren Umstände in der Zeit des Nationalsozialismus alles andere als rosig.

Ich weinte in Valeries Armen, weil ich merkte, dass es mit ihr sehr schwierig werden könnte, trotz dieser unglaublich schönen Verliebtheitsenergie. Es war, als ob ein Segen *und* ein Fluch auf unserer Verbindung läge. In andere Worte konnte ich es einfach nicht fassen.

„Was ist denn, meine hübsche Mariella?“ fragte sie sehr liebevoll.

„Ach, nichts. Deine Anwesenheit rührt mich einfach zu Tränen.“

Ich ließ Valerie wieder los. Zwei Leute am Nebentisch wollten plötzlich ein Autogramm von mir.

„Sie sin doch diese tolle Sängerin und Tänzerin, MARIELLA, is it nich so?! Ick war schon in einijen Ihrer Auftritte, wa. Absolut zauberhaft, Mädél, und erst Ihre schönen, langen Beene! Bitte jeben Se mir doch 'n Autogramm, ne wa, und noch eens für meene Frau Hilde noch dazu, wenn's Ihnen nüschd ausmacht!“ Dieser vornehme Herr im schwarzen Anzug und Zylinder war ganz

angetan von mir, und ich merkte seine sexuelle Erregung. Ja, ich gefiel ihm, und eben vielen anderen Männern auch. Nur war das umgekehrt nur in sehr wenigen Fällen der Fall.

„Ja, natürlich bekommen Sie beide ein Autogramm. *Sehr gerne.*“ lächelte ich die beiden an.

Valerie entschwand in die Ferne, und ihre so bezaubernde, engelhafte Erscheinung wurde immer kleiner und kleiner. Da ich noch ganz dringend etwas besorgen musste, konnten wir leider nicht zusammen zur S-Bahn gehen. Valerie hatte kein Automobil zur Verfügung, und auch keine Fahrerlaubnis. Aber was tat das schon zu Sache. Ich spürte einen starken, kurzen Stich in meinem Herzen, und eine geradezu quälende Sehnsucht, Valerie unbedingt wiedersehen zu müssen.

Im Moment konnte ich ohne sie nicht mehr leben. Aber ich würde es wohl lernen müssen, irgendwann von ihr Abschied zu nehmen...

\*\*\*      \*\*\*      \*\*\*

Es war ganz anders als mit Gerlinde. Ich besuchte Valerie immer dann, wenn ihre Eltern gerade „ausgeflogen“ waren. Sie hatten ein großes Haus mit sehr schönem Garten, mit ganz vielen leuchtenden Blumenrabatten, lieblich-dornigen Rosenstöcken, und mit wilden Weinranken an den Mauern, aber das Haus selbst war nicht so luxuriös von außen anzusehen wie das von Frau Wolowicz. Valerie war Deutsch-Französin, aber ohne jeglichen jüdischen Hintergrund.

Immer hatten wir insgeheim Angst, bei unseren Zärtlichkeiten, den unzähligen, vibrierenden Zungenküssen und dem sanftem, erotischen Streicheln auf unserer splitter nackten Haut selbst hinter verschlossenen Türen entdeckt zu werden, mal abends, mal am Nachmittag. Diese unterschwellige Anspannung hing wahrscheinlich mit Valeries Eltern zusammen, die ja im selben Haus wohnten, und ich fühlte mich auf dem gesamten Anwesen immer etwas unfrei und befangen, trotz all der tollen Blumen und Pflanzen. Für draufgängerische, sexuelle „Experimente“ hatte Valerie eher keinen Sinn, jedenfalls noch nicht. Vielleicht würde sie ja noch auf den Geschmack kommen...

Eines Abends zogen wir uns beide schwarz-goldene, kurze Zwanzigerjahre-Kleider à la Coco Chanel an, dazu schwarze, hohe Pumps, goldene Gürtel, dunkelroten Lippenstift und zwei feine Damenhüte. Was auf der Straße nicht ging, machten wir eben im stillen Kämmerlein. Dann holte ich ganz lasziv etwas aus meiner Tasche heraus: Ein kleines, braunes Sperrholzkästchen aus Kuba.

„Heute emanzipieren wir uns wie die Mannsbilder, da draußen, mit ihrem ewigen Herumkommandier-Wahn, und ihrem Allmachtsherrschergehabe!“ lachte ich und holte zwei zimtfarbene Zigarillos aus der Schachtel, sowie ein vergoldetes Feuerzeug, das mir mein Vater einmal geschenkt hatte.

„Was?! *Rauchen!* Das hab ich noch nie gemacht, aber...“ Valerie schaute etwas ängstlich, aber auch interessiert. Ab und zu drang ein ganz schwacher, französischer Akzent durch, der ihre Herkunft relativ schnell erkennen ließ.

„Komm, nimm schon!“ Ich steckte ihr den Zigarillo in ihren süßen Mund und zündete ihn an.

Valerie zog und hustete ganz laut. Es war irgendwie niedlich anzusehen, wie sie sich benahm. Valerie hatte bei weitem nicht diese Verruchtheit, die Gerlinde und ich hatten.

Mademoiselle Monpetit wollte eine „anständige“ Sekretärin werden, eine schnöde, feine Stubentippsche, die immer schön brav das machen würde, was ihr von den männlichen Chefs angeordnet wurde? Das gab in meinen Augen Minuspunkte. Sie war so angepasst – wie könnte ich sie mal so richtig aus der Reserve locken? Etwas mehr Experimentierfreudigkeit und Wagemut hätte ich mir schon gewünscht, aber meine Verliebtheit überwog die scheinbaren Nachteile so stark, dass ich darüber hinweg sah. Gleichsam von der ersten Liebe geblendet, taumelte ich vor mich hin.

„Wir beide sind jetzt Frauen, die auch *das* machen, was Männer sonst so tun.“ Demonstrativ hauchte ich den blauen Dunst heraus und machte Rauchkringel, ohne einen einzigen Huster.

„Schläfst du eigentlich auch mit Männern, Mariella?“

„Ja, natürlich. Was hattest du denn gedacht?“

„Hast du einen anderen, oder noch eine andere?“ Sie zog wieder an dem Zigarillo, hustete jetzt aber viel weniger. Man – oder besser gesagt *frau* – gewöhnte sich eben an alles.

Valerie war viel mentaler geprägt als Gerlinde, intellektueller, im Alltagswissen und sprachlich sehr gebildet, und wahrscheinlich auch intelligenter. *Klugheit, Weisheit* und *Intelligenz* waren aber drei verschiedene paar Schuhe. Lebensweisheit hatte Valerie noch recht wenig, aber diese Naivität verlieh ihr gerade eben diesen unschuldigen Reiz – die *tabula rasa* einer reinen, scheinbar makellosen Porzellanpuppe. War ihr Leben denn „perfekt“, in ihren Augen? Und wann käme der erste, dunkle Fleck auf ihre reine Weste? Stürzte sie nach diesem „Fleck“ dann sofort in den Abgrund??

„Warum fragst du das? *Bist du etwa eifersüchtig??*“ Gespielt dekadent und schauspielernd zog ich an meinem Zigarillo, schlug meine Beine wie ein Filmstar übereinander, und wackelte aufreizend mit meinem schwarzen, hohen Pumps. Ich hatte den Eindruck, nun sehr verrucht zu wirken, und ich lockte sie nun Stück für Stück aus der Reserve. Würde sie die „Feuerprobe“ bestehen?

„Vielleicht...“ antwortete sie. Ich forderte Valerie heraus. Sie schaute mich an wie ein treuherziger Hund. Mit Gerlinde dagegen konnte ich „Pferde stehlen gehen“ und erotische Spielchen aller Art machen, aber mit Valerie war ich einfach selig und voller Wonne auf Wolke sieben. Oft erschien es mir, als wäre sie ein komplementärer Teil meiner Selbst, wie eine *Dualseele*.

„Ja, ich habe ein Verhältnis mit einem Mann, mit meinem Pianisten. Er heißt Alfons, mit Spitznamen 'Piano-Fonsi'.“ gab ich schroff zum Besten. Ich wollte sehen, wie belastbar Valerie war. Andererseits brüskierte ich sie damit, ohne Frage. Manchmal war mein Verhalten ziemlich männlich, trotz meines sehr weiblichen Äußeren. Doch diese Hülle trug eben.

„Schade. Ich dachte, ich wäre die einzige.“ Anscheinend war ihr monogame, oder besser gesagt „lesbische Treue“ sehr wichtig.

„Die Gefühle, die ich dir gegenüber verspüre, sind um ein vielfaches tiefer als gegenüber Alfons. Aber gleichgeschlechtliche Liebe ist verboten, zudem bin ich Jüdin, immer unter der großen Gefahr, von den Nazis entdeckt und verschleppt zu werden. Ich lebe sehr gefährlich. Und ich kann meine

Religion nicht so einfach abschütteln. Die Nationalsozialisten verlangen inzwischen einen sogenannten 'Ariernachweis', über drei Generationen. Das heißt, wenn *meine Eltern* oder *Großeltern* Juden sind, dann ist der Ofen genau so aus.“

„*Mon dieu, das ist ja schrecklich!*“ rief sie, näherte sich mir an und streichelte meine Beine, als ob sie mich trösten wollte. Mir wurde ganz heiß.

„Es ist nur noch eine Frage der Zeit, bis meine wahre Identität auffliegt.“

„Dann kann ich dich hier verstecken, bei uns!“

„Und deine Eltern?“

„Ich bin mir nicht ganz sicher, wie loyal sie gegenüber Juden sind. Aber sie haben bisher eher positiv über sie geredet. – Sind gleichgeschlechtliche Beziehungen unter Juden überhaupt erlaubt?“

„Ehrlich gesagt weiß ich es gar nicht so genau. Aber ich bin der Meinung, wenn ich jemanden wirklich liebe, so wie dich, dann lasse ich mich nicht davon abhalten, auch nicht von einer Religion. *Die Kraft der Liebe sollte über Religionen, Hautfarben und Gruppenzwänge siegen.* Das ist meine Einstellung.“

„Du wirst du bestimmt dauernd von Männern angemacht, nach deinen Gesangs- oder Tanzauftritten. *Ist es nicht so?*“

„Ja, das stimmt in der Tat. Ich habe bestimmt schon an die fünfzig Angebote von sexlustigen Männern bekommen, während der ganzen letzten Jahre. Was sie mir nicht alles vorspielen, nur um mich ins Bett zu kriegen! *Fräulein Mariella, meine Liebste, darf ich Ihnen meinen Wagen zeigen, meine neue Eichenholzmöbel-Garnitur, meinen neuen Elektroherd, meine Briefmarkensammlung, meine Stahlhelmsammlung, meine bunten Tiffanylampen, meine Photos von der Olympiade...* – Oder sie flunkern: *Fräulein Mariella, ich hätte da ein interessantes Angebot für Sie, im künstlerischen Bereich. Wollen wir das nicht bei mir besprechen?* – Oder sie sind auch ganz direkt: *Ihre langen Beene sind ja 'ne Wucht. Sind 'Se schon verjeben, oder noch solo? – Wollen 'Se mich heiraten? Ich kann Ihnen alles bieten, ein großes Haus, einen schnellen Wagen, elektrische Haushaltsgeräte...*“

„*Elektrische Haushaltsgeräte??* Das klingt aber sehr nach einem traditionellen Leben als Hausfrau!“ Valerie lachte schallend, und konnte sich gar nicht mehr einkriegen. Sie merkte, dass das wie ein schlechter Witz klang. Ihr wunderbares, strahlendes Lächeln und ihr bezauberndes Lachen war eigentlich das, was mich immer wieder total an ihr anmachte und erregte. „Aber das passt doch gar nicht zu dir!“ Valerie hatte das sofort richtig erkannt. Sie stieg wieder in meiner Punktwertung.

„Eben. Deshalb lasse ich ja fast alle abblitzen. Ich bin ja schließlich keine Hure.“

„Aber Alfons nicht...!“

„Nein.“ Die Geschichte mit Brunhold Böllermann ließ ich lieber völlig außen vor. Das hätte sie maßlos schockiert, und so weit wollte ich dann doch nicht gehen. „Alfons ist ja sieben Jahre älter als ich, und er muss auf mich aufpassen, bis ich einundzwanzig bin. Das haben wir mit meinen Eltern so vereinbart, sonst hätte ich mit vierzehn nicht nach Berlin ziehen dürfen.“

„*Mit vierzehn?! Alleine?? Das ist ja Wahnsinn, es ist einfach verrückt, mon dieu!*“

„Na ja, ganz alleine bin ich ja nun doch nicht. Isolde, Augustin, Gerlinde, Alfons und Frau Wolowicz leben ja auch noch in der großen Villa. Nur noch drei Jahre, dann kann ich alles machen, was ich will. Sofern mich die Nazis nicht vorher schnappen und umbringen, oder deportieren!“



„Nein, sie dürfen dich nicht töten! Auf keinen Fall. Ich will dich nicht verlieren. Gut, ich habe schon einige Angebote von gut aussehenden Männern bekommen. Aber sie sind immer so Schwanzfixiert, das nervt mich einfach. Ich will erst einmal *Zärtlichkeit*, einfach nur *geküsst und gestreichelt* werden, und sie kommen gleich immer mit ihrem erigierten Penis. Möglichst schnell rein, und nach dem Akt schnell wieder raus! Mich kotzt das manchmal so an, das sag ich dir... *Ich komme gar nicht zum Zug.*“ Endlich taute Valerie etwas auf, und kam an ihr Inneres, an ihr „Eingemachtes“ heran! Mir wurde bewusst, dass mein extravagantes „Gurkenexperiment“ bei Valerie wahrscheinlich nicht so gut ankäme. Nebenbei bemerkt geht es zu zweit nur mit einem *ganz krummen* Exemplar, für Euch mutige Nachahmerinnen – das liegt einfach an der weiblichen Anatomie. Mit einer schnurgeraden geht es leider nicht... und mit einer Banane erst recht nicht.

„Interessierst du dich für ferne Länder? Für die Vereinigten Staaten, England, Irland, Frankreich...?“

„Mmh..., eigentlich gefällt es mir hier ganz gut. Aber wenn alle Stricke abreißen, dann würde ich vielleicht wieder nach Paris gehen, ja.“

„Es heißt '*wenn alle Stricke reißen*', korrigierte ich sie.

„Ja, *wenn alle Stricke reißen*, dann würde ich auf jeden Fall nach *Paris* ziehen. Es ist eine wundervolle Stadt. Der Eiffelturm, Notre Dame, Montmartre, die bezaubernde Champs-Élysées, all die schönen Parks, die schönen Kleidergeschäfte, und diese tolle Stimmung überall! Es ist einfach eine Stadt zum Verlieben. Als kleines Kind bin ich dort aufgewachsen, und es war einfach wundervoll.“

„Paris ist bestimmt sehr schön.“ Mir dünkte, dass der große Abschied mit großem Brimborium und Herzschmerz bevorstünde, sollte ich nach New York gehen, besser gesagt fahren. Valerie würde mich verlieren, und ich sie. Es zerriss mir das Herz, aber ich überspielte gekonnt meinen Schmerz.

„Wollte dich schon mal jemand vergewaltigen?“ Valerie war sehr neugierig, aber sie behielt Geheimnisse auch für sich. Treue war bei ihr ganz groß geschrieben.

„Ja, ein Mann ging einmal fast etwas zu weit. Aber es war noch zum Aushalten. Es war wirklich an der Grenze. Wenn jemand gleich in dich rein will, *sofort*, und ich bin unten total verkrampft – das ist so, als dir jemand mit Gewalt einen fetten Besenstiel rein treiben will, wie mit einem Hammer, es ist einfach grauenhaft. *Es tut höllisch weh!* Das ist auch einer der Gründe, warum ich auch mehr auf Frauen stehe, als auf Männer. Männer sind mir einfach zu schnell und brutal beim Sex. Männer müssen lernen, *Frauen als gleichberechtigte Wesen* zu sehen, und nicht als reine Sexualobjekte.“

„Ich empfinde es ähnlich. Allein schon diese blöden Begriffe 'Fräulein' und 'Ehegattin'! Aber wenn ein Mann in einem schönem Anzug daherkommt, und mir wirklich galant die Hand küsst, und mich verführt, dann hat das schon was für sich!“

„Ja. Aber die meisten Männer achten uns Frauen nicht wirklich. Und das ist mit meinem 'Piano-Fonsi', ähh, Alfons eben anders. *Er achtet mich als Frau*, als weibliches Wesen, von innen heraus, auch wenn der wenige Sex, den wir bisher miteinander hatten, eher nur mittelmäßig war.“

„*Piano-Fonsi!* Lustig. Du bist ja ganz schön direkt! Wenn er das hören würde, mit dem '*mittelmäßig*', bekäme er bestimmt Minderwertigkeitskomplexe, der Arme!“

„*Wir werden nie heiraten können, nie!* Ist es nicht eine unabwendbare Tragik des Schicksals, dass wir uns zwar gefunden haben, aber nie nicht richtig zusammen kommen können. Wie das Märchen von den beiden Königskindern...“

„Der Vergleich schleift aber. Schließlich haben wir uns ja jetzt gefunden, nach vielen, vielen Jahren!“

„*Hinkt*. Es heißt richtig: *Der Vergleich hinkt*.“ In Valeries Aura verfiel ich manchmal in eine gewisse Schulmeisterlichkeit. Mein Zigarillo-Stummel glimmte ein letztes Mal auf, bevor ich ihn qualmend in einem silbernen Aschenbecher ausdrückte.

„Dann *hinkt* er eben, der Vergleich.“ Sie sprach das „hinkt“ so übergenau aus, mit einem akzentuierten „i“, wie in einer Sprachschule für Französinen und Franzosen. Valerie akzeptierte meine Korrekturen; es schien ihr eher sehr peinlich zu sein, dass sie eben nicht *perfekt* Deutsch konnte. Aber sie versuchte es schnell mit ihrem weiblichen Charme zu überspielen.

„*Rauch zu Ende, Valerie! Vite, vite!*“ forderte ich sie etwas barsch auf, mit einem Unterton von Leidenschaft.

„Warum denn so schnell, *mon dieu??*“

Sie rauchte zu Ende, und schaute mich nun an wie ein Montagsauto, das auf einen neuen Besitzer wartete. Manchmal war sie ganz schön naiv, fast kindlich – aber gerade *das* war ja Schöne!

Danach warf ich sie sachte aufs Bett, samt unseren ganzen Kleidern. Ich schüttelte meine schwarzen Pumps ab, und sie ebenso. Wenn ich mit einem wunderschönen Mädchen zusammen war, wurde ich nahezu nymphoman. Eine ungeheure Lust und ein tiefstes Verlangen nach Zärtlichkeit überrollte mich, das mir ein Mann wahrscheinlich nur sehr selten hätte geben können. So ein Typ „Göttergatte“ hätte wohl erst noch vom Schöpfer gebacken werden müssen...

Wir zwei Mädchen begannen, uns nun schrittweise auszuziehen, Kleid für Kleid, Büstenhalter für Büstenhalter, Hemdchen für Hemdchen, und Unterhöschen für Unterhöschen. Wir schickten uns an, uns glühend und erregt auf dem Bett zu küssen, zu streicheln und in die Vagina zu fühlen, ganz langsam und sachte. Valerie begann plötzlich ganz laut zu stöhnen, und ich hatte das Gefühl, in einen strahlend blauen Himmel zu entschweben, leicht wie eine perlweiße Vogelfeder. Es war so schön, und alles hatte eine solche Leichtigkeit, dass ich am liebsten die Zeit angehalten hätte. Ich ahnte aber, dass unsere zukünftige Zeit sehr begrenzt sein würde. Vermischt mit einer sehr, sehr traurigen Sentimentalität des Ersterbens ließ ich mich in Valeries Aura hineinfallen wie eine Fallschirmspringerin, die gar nicht wusste, was sie unten erwartete. Auf einmal hatte ich das Gefühl, mich gleichsam im Universum aufzulösen, als ob all meine Atome und Zellen mit dem Kosmos verschmelzen würden. Die Liebe war die stärkste Kraft im ganzen Weltall, auf der Erde, und allen anderen bewohnten Planeten. Es gab für mich nicht mehr den geringsten Zweifel, dass diese Kraft die *langlebigste* auf der Erde bleiben würde, auch wenn sich Kampf, Krieg und Geldgier immer wieder in den Vordergrund schoben.

Bilder meiner frühen Kindheit zogen wie in einem edlen, hochkarätigen Kino-Liebesfilm vorbei, die gleißenden Schneekristalle unter einem ultramarinblauen Himmel, die Sehnsucht eines kleinen Mädchens nach göttlicher Geborgenheit, die Leichtigkeit des Seins auf der Baum-Schaukel in unserem Garten, wenn sie nach oben schwebte, die ersten Tanzübungen in Mamas Schuhen vor dem Spiegel, die erste gelungene Gesangsdarbietung in der eigenen Familie, die Zugfahrt von Breslau nach Berlin, auf der Fahrt zum Sommernachtstraum, als ich Valerie damals das erste Mal sah.

Als ich über Valeries weiße, sanfte Porzellan-Haut strich, fühlte ich eine Endlichkeit des Erdenseins, eine Vergänglichkeit des Hiesig-Physischen, welche sich mit meiner Angst vor Verfolgung und Tod, mit der drakonischen Hybris irrlichternder, Trotzphasen-hafter brauner Allmachtsphantasien, und einer Klopstock'schen Unsicherheit vor der Zukunft vermischte.

*„Aber mit wem soll ich reden? Mit Freunden?*

*Mit diesen redte ich freilich am liebsten.*

*Ich dürfte ihnen nur ein halbes Wort sagen, so verstünden sie mich.“*

*(Friedrich Gottlieb Klopstock/1724 - 1803)*

\*\*\*      \*\*\*      \*\*\*

Wie oft besuchten wir uns beide, noch bis zum goldenen Oktober 1939, *Mariella & Valerie*, was für eine schöne Komposition, süß wie eine Schweizer Chocolate höchster Qualität, die unendlichen Zärtlichkeiten und Streicheleinheiten, die langen Zungenküsse, Valeries atemberaubend schöne Füße und Hände, ihr absolut hinreißendes Lächeln, ihre tollen, perfekten weißen Zähne, ihre zierlichen, aber doch straffen, wohlgeformten Brüste... Die langen Spaziergänge im Charlottenburger Schlosspark in unseren schönen, luftigen Sommerkleidern zogen wie ein himmlischer Wind durch unser Leben, sicherheitshalber aber immer ohne Händchen halten, die stilvollen Cafésbesuche, Valeries wundervolle Abendgarderobe, und ihre feinziselierten, zarten französischen Schühchen. All das erschien mir manchmal wie ein Traum, eine schillernde Seifeblase, deren Lebensdauer allzu begrenzt war, wie mit einem absehbaren Verfallsdatum, nach dem sich alles in Luft auflösen würde. *Savoir vivre* – flüchtig wie feinsten Äther entschwand er wieder, dieser Gegenwartstraum unserer lichtesten Momente, und es würde nur die Erinnerung bleiben, für immer und ewig.

Mit Valerie verband mich eine sehr tiefe, geistig-spirituelle Liebe, mir Gerlinde hingegen eher eine unverwüstlich glühende, erotisch-liebevolle Leidenschaft. Alfons war der beständige Freund für alle Fälle, mit dem ich wirklich durch dick und dünn gehen konnte. Und Brunhold war eine braune Eintagsfliege, die ich aber sehr geschickt für meine Zwecke zu instrumentalisieren wusste. Ich konnte meine weiblichen Verführungskünste nahezu punktgenau bei fast allen Männern einsetzen. Auch wenn die Erotik zwischen „Piano-Fonsi“ und mir nicht das weite Spektrum und die Gefühlstiefe wie mit Gerlinde und Valerie hatte, so war *er* doch immer der *ruhende Pol*, der Retter in der Not. Auch wenn ich im November 1939 endlich volljährig werden würde, so bliebe ich Alfons für immer in treuer Freundschaft verbunden, mit oder ohne Sex. Und die treue Seele des „Piano-Fonsi“ nahm meine Parallel-Beziehungen mit Valerie und Gerlinde erstaunlich gelassen...

## Kapitel 8

Unsere musikalischen Auftritte wurden nun durch die Zensur der Nationalsozialisten zu meinem tiefsten Bedauern teilweise eingeschränkt, aber nicht ganz verboten. Alle Juden mussten 1938 ihr Vermögen abgeben, alle jüdischen Straßennamen in Berlin wurden entfernt, Angehörigen unserer Religion wurden Berufsverbote auferlegt, und alle jüdischen Reisepässe wurden ab jetzt mit einem brandmarkenden „J“ versehen. Die Lage wurde für mich immer bedrohlicher. Meine jüdische Identität in Berlin war noch verborgen, das „U-Boot“ somit noch in relativ sicheren Tiefen schwimmend, doch die Tauchtiefe schwand und schwand.

Wir mit unserer Gesangs- und Tanztruppe mussten zunehmend in Deutsch singen, besser gesagt taten wir es, um nicht gleich festgenommen und eingelocht zu werden. Englisch, Französisch und Jiddisch waren immer weniger gern gesehen. Die Verherrlichung des Nordisch-Germanischen, des „Ariertums“ und der weißen „Herrenrasse“ wurde immer mehr zur per Gesetz auferlegten Doktrin erhoben. Manchmal beneidetet ich alle Nicht-Juden. Gurion rief seit Oktober 1938 dauernd bei Frau Wolowicz an, ich solle doch *unbedingt* nach Breslau zurückkommen und meine Karriere in Berlin völlig aufgeben. Zu seinem und Amelias tiefsten Bedauern verneinte ich dies, schrieb aber weiterhin viele liebe Briefe, mit Herzchen und schönen Verzierungen. Sie hätten meinem Vater sein ganzes Kapital weggenommen, und seine Firma drohte akut zusammenzubrechen. Ja, ich würde meine Familie bald besuchen, aber keinesfalls mehr in meine Geburtsstadt zurückkehren. Diese erschien mir jetzt wie eine gefährliche Mausefalle.

Von Berlin nach Hamburg, und von da aus nach New York ging wesentlich einfacher, als wenn ich in Breslau festhing, und womöglich nie mehr von dort weg käme.

\*\*\*      \*\*\*      \*\*\*

In Gerlinde hatte sich Ende Oktober inzwischen etwas zusammen gebräut, was ich *so* nie geahnt hätte. Jetzt erfuhr ich, was eine „Szene machen“ wirklich bedeutete. Der Höllensturm brach völlig ungeahnt los.

„*Du hast 'n andere! Gib it endlich zu, du Berserkerin!!*“ brüllte sie mich wütend an, in voller Rage, während sie in meinem Zimmer war. Sie nahm zwei weiße Teller, die auf dem Tisch standen, und warf sie mit wütendem, ausgeflippten Karacho auf den Boden. Sie zersplitterten in drei Dutzend Scherben.

„Ja. – Es tut mir wahnsinnig Leid.“ sagte ich etwas kleinlaut. Plötzlich war mir Gerlinde gegenüber die Beziehung mit Valerie ungewohnt peinlich. Ich hatte fast schon Gewissensbisse.

„*Na, und wie küsst se?! Isse schöner als ich? Hat se ne zartere Haut, 'n schöneren Körper mit Wespentaille, himmlische Beene, tolle Schühchen, hat se 'n Haufen Mäuse, 'n tollet Luxus-Apartment, 'n große Bonzenkarre mit verjoldetem Lenkrad, und 'nen heißen Draht nach Übersee??*“

„Nein. Sie heißt Valerie und kommt aus Paris. – Es tut mir echt leid.“ Ab jetzt hatte keinen Sinn mehr, es zu leugnen. Mein Blick wandte sich demütig in Richtung Fußboden, und ich wusste, dass es Gerlinde zu hundert Prozent ernst war. Sie lief wütend und eifersüchtig zu Höchstform auf.

„*Ach, die schöne, feine Dame namens Valerie aus Paris!!*“ antwortete sie plötzlich auf Hochdeutsch. „Und wann ziehste zu ihr, in ihre tolle Bretterbude!? *Valerie, mon amour, je t'aime!*“

„Ich werde nicht mit ihr zusammen ziehen. – Gerlinde, ich liebe dich nach wir vor sehr, genau so wie beim ersten Mal. *Ehrlich...*“ Meine Beschwichtigungsversuche verpufften kläglich wie in einem Strohfeuer.

„Dit gloob ick dir sogar, aber...“ Sie begann laut loszuheulen wie ein Schlosshund, und es brach mir in meinem tiefsten Inneren das Herz. Mir schwante, dass ich mich wohl zwischen Valerie und Gerlinde entscheiden müsste, oder sollte. Meine Gefühle fuhren Achterbahn, wie wild Karussell. Valerie hatte immer wieder davon geredet, nach Paris zurückzukehren, wenn die Lage im Deutschen Reich zu gefährlich werden würde. Dort würde sie dann versuchen, eine Stelle als Sekretärin oder Telephonistin zu bekommen. Diese für mich total langweilige Berufswahl ödete mich zutiefst an. Gerlinde war viel experimentierlustiger. Mit Valerie dagegen verband mit fast so etwas wie eine untrennbare Seelenverwandtschaft, die aber mit einem Verfallsdatum versehen war. Vielleicht bildete ich mir das mit diesem „Ablaufdatum“ aber auch nur ein...

„*Entweder Valerie oder icke. Wenn de dich für Valerie entscheidest, dann tanz ick nich mehr mit dir auf da Bühne, und ooch nich mehr nach deener Pfeife! Dann kannste deene Tanztruppe auf 'n Mond schießen, soll 'se doch bleebe, wo da Pfeffer wächst! Dann is der Ofen aus! Und icke werd hier ausziehen, damit de's weeßt, liebe Mariella!*“

Ich schwieg bestimmt zwanzig lange Sekunden lang, bevor ich mich mit reuevoll feuchten Augen Gerlinde zu wandte und spürte, dass sie unsere Beziehung wesentlich ernsthafter genommen hatte, als ich es vorher vermutete. Es sprach für sie, dass sie so tief verletzt war und jetzt meine Treue und Ehrlichkeit einforderte. Die allzu überschäumenden, letzten vier Jugendjahre wandelten sich zu einer ersten Reife, wengleich auch meine Reife noch in den Kinderschuhen steckte.

„Ich habe einen Fehler gemacht.“ erwiderte ich sehr kleinlaut. „Aber es nicht so, wie du vielleicht denkst. Valerie will nach *Paris*, wenn es hier zu brenzlig wird, und ich mit Alfons nach *New York*. Valerie hat nämlich überhaupt keine Ambitionen für Amerika.“

„Und dit is jetz deene Entschuldijung?! Du hast mir sehr tief verletzt, und ick dachte...“ Ihre jetzt ganz großen Augen drückten plötzlich die starke Wut und Trauer eines kleinen Mädchens aus, das von allen verlassen worden war, wie „bestellt und nicht abgeholt“.

„*Sag bloß, du willst mit nach Amerika, nach New York, nach Manhattan!?*“

„Natürlich! Meenste, ick will hier versauern, bis da nächste große Kriech ausbricht und icke hier verhungere?? Ne, Mariella, *natürlich will ick mit!*“ Sie heulte immer noch, und ich merkte, dass sie Angst hatte, mich für immer an Valerie zu verlieren. Auf einmal konnte ich Gerlindes Schmerz in mir nachfühlen, und ich schämte mich. Andererseits liebte ich Valerie genauso. Ich war in der Bredouille und musste mich langfristig entscheiden. Vielleicht war ich in meinen parallelen Liebschaften manchmal etwas zu egoistisch. Es war eine sehr, sehr schwere Entscheidung für mich.

Ich fasste Gerlinde sanft am rechten Arm an, aber sie schleuderte ihn sofort aggressiv und zornig weg.

*„Jetzt kommste mir auf die zärtliche Tour und meenst, die doofe Jerlinde, mit der kann ick's ja machen! Nee, Mädchen, so looft dit nich. Du entscheidst dir jetzt, und dann kiikn wa weita. Ansonsten is da Ofen aus, dit saach ick dir, meene Liebe!“*

Gerlindes Entschlossenheit war ungeheuer geradlinig, so dass ich plötzlich wirklich einen Heidenrespekt vor ihr bekam. Ich hatte fast den Eindruck, dass nach unserer wunderbaren „Gurkenaktion“ eine gewisse *männliche Kraft* in ihr reaktiviert worden war, die vorher in einer Art Trauma festhing. Es war so, als wäre Gerlinde aus einer Art Erstarrung herausgelöst worden, die vorher noch latent da gewesen war – die Betonung lag nun auf *war*. Wenn ich Gerlindes Verhalten mit dem von Valerie verglich, so kam mir plötzlich der Gedanke, dass mich die „Pariserin“ viel schneller in den Wind schießen könnte als Gerlinde, wenn es wirklich hart auf hart käme...

„Lass mir bitte bis morgen früh Zeit. – Du hast mir bisher noch nie gesagt, dass du auch nach Amerika mit willst. Hast du denn überhaupt genügend Geld?“ Alfons und ich hatten zwar teilweise auch zusammengelegt, aber trotzdem musste jeder von uns noch ein bisschen ansparen, da wir ja sonst in New York ganz ohne Kies dastehen würden – das war mir einfach zu unsicher. Gerlinde hatte sich in Bezug auf Übersee bisher noch nie so eindeutig geäußert. Vorher dachte ich immer, es sei ihr eigentlich egal gewesen. Meine Annahme, Gerlinde im „Notfall“ gegen Valerie eintauschen zu können, erwies sich plötzlich als meine extrem selbstsüchtige Irrung. Gerlinde war nun nicht mehr die schüchterne Spätpubertierende, sondern sie wurde nun tatsächlich erwachsen! Das tat ihrer Schönheit aber nicht den geringsten Abbruch, im Gegenteil: Sie „zog“ nun so richtig durch, wie ein starker, ausdauernder Motor!

*„Natürlich hab ick wat, Mariella, Liebset! Ick hab mir dit allet die letzten zwee Jahre vom Mund abjespart, auch für dir! Respektier' dit ma, verdammt noch ma! Ick seh dit auch als indirekten Liebesbeweis an. Denkste, ick will 'nur so' mit nach New York, aus reinem Jux und Dallerei?“*

Mir wurde klar, warum Gerlinde die letzte Zeit immer gesagt hatte, sie hätte angeblich kein Geld... sie hatte es für die Überseefahrt gespart!

*„Nein. – Willst du etwa auch an eine der Musical-Tanzschulen am Broadway?“*

*„Ja. Wat denn sonst?!“* Ihr verheultes Gesicht entspannte sich etwas, und ihr reichte ihr ein weißrosa Stofftaschentuch, damit sie ihre Tränen abwischen könnte.

„Wenn de nu jehst, Mariella, dann stürz ick mir aus 'm Fenster.“ Sie sagte das mit so einem Ernst, dass ich mir gewiss sein konnte: Gerlindes Treue schien größer zu sein als die von Valerie, auch wenn es auf den ersten, oberflächlichen Blick anders herum schien. Gerlinde zeigte plötzlich einen Kampfgeist in partnerschaftlichen Dingen, den ich ihr vorher nie zugetraut hätte. Sie war also doch stärker, als ich dachte. Ich hatte Gerlinde tatsächlich weit unterschätzt.

„Fehlt noch das Englisch-Lernen.“ erwiderte ich, eher nüchtern.

„Dit schaff ick schon. – Yes, I already started to learn some simple sentences. I want to go with you after New York, and we both will get it!“

„Ey, gut! Du hast ja schon angefangen! Aber es heißt: I wanna go with you *to* New York... *To!*“

„*To are a fadammtet Luder, weeste dit!*“ Gerlinde lachte zum ersten Mal wieder, und ich lächelte ebenso über ihren „denglischen“ Kauderwelsch-Satz.

„Ja, ich bin ein verdammtes Luder. Wahrscheinlich hast du wirklich Recht. Aber ich bin ja zum Glück lernfähig. – Also, wir schlafen beide drüber, und morgen überleg' ich mir, wie ich's Valerie beibringe.“

Ich hatte mich eigentlich schon entschieden. Pragmatismus und der Spatz in der Hand waren Gerlinde viel mehr wert als die verlockende Taube auf dem Dach. Wahrscheinlich spürte sie intuitiv, dass Valeries Liebe zu mir geringer war als meine zu Valerie...

Darüber hatte ich mir noch nie Gedanken gemacht. Valerie war nämlich manchmal auch eine „Spielerin“, in meinen Augen. Sie spielte mit anderen Menschen, so wie *ich* es oft tat. Sofort fiel mir dieser eine sentimentale Abschieds-Walzer von Frédéric Chopin ein. Plötzlich konnte ich nachvollziehen, was er bei der Komposition dieses sehr gefühlvollen Stückes gefühlt haben musste.

„Jut, morjen sehn wa weita.“ berlinerte ich wieder. „Nee, ick werd dich nich fallen lassen wie 'ne heiße Kartoffel. Bin ja keen Unmensch.“

„Wenn de berlinerst, dann hört sich dit immer *so süß* an, dit ick dir fanaschen könnte!“

Gerlinde würde mir gegenüber treuer sein als Valerie, das wurde mir plötzlich sonnenklar. Auch wenn meine romantische Liebe zu Valerie etwas größer war als zu Gerlinde, so war letztere doch wohl wesentlich mutiger! Valerie als zukünftige Edel-Tippse in Paris, brav im schönen Kleidchen und ihren französischen Nobel-Schühchen, und hingegen Gerlinde, die sich auf ein völlig ungewisses Abenteuer in New York City einlassen wollte!

Gerlinde näherte sich mir nun ganz vorsichtig an und umarmte mich sehr innig. Ich spürte ihr riesengroßes Herz und ihre riesengroße Verletzlichkeit. Sie hatte mit mir nie über ihre Kindheit geredet. Aber irgendetwas musste vorgefallen sein, vielleicht mit ihrem Vater, oder älteren Bruder.

„Aber auf Alfons biste jar nich eifersüchtig?“ fragte ich sie vorsichtig.

„Nee.“ Das wunderte mich. Vielleicht lag es ja daran, dass Gerlinde ihn nicht als wirkliche Konkurrenz für unsere Beziehung sah. Und er war sieben Jahre älter! Für eine tiefgehende Partnerschaft war das für mich schon eher an der Grenze. Gerlinde schien genügend Realismus zu besitzen, um einzuschätzen, dass mein „Kartoffelverhältnis“ zu „Piano-Fonsi“ zwar eine sehr gute Kameradschaft und Musikerfreundschaft bleiben würde, auch längerfristig, aber nicht diesen Tiefgang wie mit Gerlinde erreichen würde, nie.

Ja, Gerlinde schien tatsächlich Recht zu haben: Sie war in den letzten vier Jahren wohl wesentlich mehr emotional gereift als ich.

\*\*\*      \*\*\*      \*\*\*

Am fünften November 1938 feierte ich in „unserer“ Villa meinen zwanzigsten Geburtstag. Zwanzig volle Jahre, und nur noch *eins* bis zur Volljährigkeit! Dann könnte ich endlich machen, was ich wollte, ohne von irgendjemanden bevormundet zu werden.

Ich hatte ganz viele bunte Papiergirlanden und Luftballons im ganzen Haus aufgehängt, und es sah aus wie im Karneval. Manchmal ärgerte ich mich schon, dass ich nicht sechs Tage später geboren worden war. Als närrische, verrückte Prinzessin am 11.11.1918 – das hätte doch durchaus zu mir gepasst! Zudem war es ja das Ende des Weltkriegs gewesen. Aber es war wohl doch nicht meine Lebensaufgabe, als Friedensfürstin zu wirken, sondern eher in der lustigen Brot & Spiele-Abteilung. An die fünfzig Freunde, Freundinnen und Bewunderer meiner Tanz- und Gesangkünste kamen zu meiner großen Feier, darunter natürlich auch ein paar Leute, von denen ich annahm, dass sie mich einfach als *Mensch* mochten, unabhängig von meiner Musik und dem Erfolg. Insgeheim war ich sehr dankbar dafür, dass so viele Menschen gekommen waren. Nur das Wetter draußen war beschissen, es war ein ekliger und siffiger Schneeregen, bei dem selbst Hunde am liebsten zu Hause geblieben wären. Mir schwante, dass meine Zwanziger-Feier wohl die allerletzte auf deutschem Boden sein könnte.

Frau Wolowicz und eine ihrer älteren Freundinnen hatte doch tatsächlich zwei Marmor-Gugelhupfe, einige tolle Obstkuchen, und ein ganzes Blech Donauwellen mit Schokoladenguss für alle gebacken. Für mich persönlich gab es sogar eine Geburtstagstorte mit zwanzig knallroten Kerzen darauf, sowie einem großen, kunstvoll gestalteten, rosaroten Herz in der Mitte. Diese süße „Pumpe des Lebens“ war wohl von einem Konditor gestaltet worden... ich war wirklich zu Tränen gerührt. Wegen meiner schlanken Linie aß ich aber nur recht wenig Torte. Es wurde viel Sekt, Säfte, Weißwein und Rotwein ausgeschenkt, aber kein Fass Bier, da ich kein klassisches, germanisches „Saufgelage“ haben wollte. Sollten sie sich doch in den nächsten Stehauusschank verziehen, nach meiner Feier, wenn sie unbedingt, durch tonnenweise Met und Hopfensaft weg gedümpelt, voll wie eine Haubitze, aber außer Gefecht, unterm Tisch liegen wollten...

Natürlich führten Alfons, Gerlinde und ich, sowie einige Musik-Kommilitonen von „Piano-Fonsi“ viele Stücke und Lieder aus unserem Repertoire auf, in deutsch, englisch, französisch und jiddisch, alles größtenteils in Alfons' großem Zimmer im ersten Stock, weil da ja das Klavier stand.

Wir feierten, plauderten, blödelten und sangen bis in die Puppen, und der umfunktionierte „Show-Room“ war meist immer hoffnungslos überfüllt. Allerlei Geschenke prasselten auf mich ein, so unter anderem englische und amerikanische Musiknoten, bunte Stofftaschentücher, Silberohrringe, Pralinen, ein Pfund edlen Kaffees, ein knallbuntes Kaleidoskop, zwei Reiseführer über New York City, und ein dünner Band mit originellen, jiddischen Gedichten. Letzterer stammte von Augustin, aber wir hängten meine jüdische Religion bloß nicht an die große Glocke. Ich war mir zwar ziemlich sicher, dass diesmal kein Gestapo-Schnüffler zugegen war, wollte aber nichts riskieren.

Ich bezauberte alle in meinem knallroten, leicht taillierten Kleid und den schon wohlbekanntem, rot-goldenen Abendschuhen mit den dünnen, hohen Absätzen. Meine rotblonden, gewellt-lockigen, langen Haare, große goldene Armreifen, Wimperntusche, schwarzer Lidstrich, knallroter Lippenstift



und feuriger Nagellack wirkten wie ein Magnet auf alle. Sogar einige Photos in Schwarz-Weiß wurden von mir gemacht, mit einer neumodischen „Leica I“ aus dem Jahre 1927, deren 35mm-Kleinbildformat vom Kinofilm übernommen worden war. Farbaufnahmen auf *Kodachrome* waren noch sündhaft teuer. Wer weiß, ob diese zweidimensionalen Bild-Relikte mich überhaupt überleben würden... (Photo-)Papier war ja geduldig.

Ich war meinen Eltern für die monatlichen, regelmäßigen Geldzahlungen sehr dankbar. Seit kurzem gerieten sie allerdings sehr ins Stocken. Gurions Edelmetall-Firma schien in großer Gefahr; die Nationalsozialisten hatten leider auch meinen Vater im Visier. Mein angespartes Geld würde zum Glück bereits für die Emigration in die Vereinigten Staaten von Amerika reichen, und ich würde Gerlinde jetzt natürlich auch finanziell unterstützen. Wir hofften alle darauf, dass Alfons, Gerlinde und ich einen festen Platz auf einem Passagierdampfer nach Übersee bekommen würden. Der „*countdown*“ lief unablässig, und sicher war nur der Tod. Bekämen wir aber *keinen* der quotierten Plätze, würde es für uns alle sehr brenzlich werden, egal, ob Deportation, Lager, Liquidierung, oder eine mögliche, neue Mobilmachung, die Alfons und Augustin ihr Leben kosten könnte.

Gerlinde konnte es natürlich nicht lassen, mich spät abends in ihrem türkisgrünen, wundervollen Kleid und ihren weißen Glacé-Handschuhen vor versammelter Mannschaft ganz demonstrativ zu *umarmen* und intensiv zu *küssen!* *Das war ihr eindeutiges Bekenntnis zu mir!* Ihr ebenso türkisfarbener Lippenstift hinterließ einen auffallenden, grün-blauen Abdruck an meiner Wange, und ich errötete leicht. Aber das bereits stark angetüterte, beschwipste Publikum nahm es erstaunlich gelassen und heiter. Alle klatschten jovial tosenden Beifall und waren hellauf begeistert!

Nur noch ein Jahr, dann könnten mir Gurion und Amelia gar nicht mehr dazwischenfunken, auch nicht mit Amerika. Allerdings war dieser Geburtstag etwas mit leicht gezogener Handbremse, denn *Gerlinde verlangte von mir als Liebesbeweis, dass ich Valerie weder einladen, noch an meinem Geburtstag treffen dürfte, noch sie anrufen, oder einen Brief schreiben.* Das war sehr hart für mich, aber es bestätigte wiederum auch Gerlindes große Treue. Oft war sie wie ein Hund, so anhänglich, treuherzig und rein im Herzen. Ja, diese Zerbrechlichkeit im Herzen hatten Hunde auch. Wenn dann aber ihr „Herrchen“ oder „Frauchen“ starb, folgte der Hund nicht selten bald nach... an gebrochenem Herzen. Der Vergleich hinkte natürlich, denn ich wollte Gerlinde ja nicht herrisch dominieren, wie ein Sklavenhalter, und auch keineswegs mit emotionaler Strenge unterwerfen.

Ich übernahm in unserer Beziehung schon eher den „männlichen“ Teil, auch wenn das für Euch äußerst befremdlich klingen mag. Aber es zeigte mir, dass wir als *Menschen* sowohl *weibliche*, als auch *männliche* Anteile in uns hatten. Mein Geschlecht war für mich wie eine schöne, äußere *Hülle*, aber keine festgelegte Rolle nach dem Motto: *Mariella, du musst ein perfektes Weibsbild sein, den Männern immer zu Diensten, perfekt im Haushalt, immer schön sanft und nett, ja nicht zu viel Widerworte, nicht zu viel Rebellion, immer schön gekleidet, ja keine Hosen, und immer auf dem Sprung, dem Manne devot und untergeben seine geheimsten Wünsche von den Lippen abzulesen.* –

*Und Frau mit Frau: Nein, Mariella, das schlägst Du dir sofort aus dem Kopf. Das ist streng verboten, unter Strafe!*

Nein, dieses altmodische und überholte Frauenbild kotzte mich an. Und alles Verbotene machte doch umso mehr Spaß! Wenn Gesetze die *Liebe* verboten, nur weil sie eben „*anders*“ war, so ging mir das völlig gegen den Strich. Die Nationalsozialisten konnten mich mal am Allerwertesten.

Vielleicht käme ja einmal ein Zeitalter, in dem alle *Nazis* gebrandmarkt und verfolgt würden – dann würden sie selbst einmal am eigenen Leibe erfahren, wie sich das anfühlte. Wir Juden hatten den Nationalsozialisten ja nichts getan. Meiner Meinung nach waren wir Juden weder für den Weltkrieg verantwortlich gewesen, noch hatten wir eine versteckte Bank-Herrschaft oder Presse-Herrschaft errichtet. Eingefleischte „Braune“ sahen es genau anders herum: Juden waren für sie der Quell des „Bösen“.

Aber wer nutzte denn ebenso das Bankensystem und die ganzen Propaganda-Rohre der Presse, volle Breitseite?

Ja, *die Nationalsozialisten selbst!* Die *Aufrüstung* im Deutschen Reich kurbelte die deutsche Wirtschaft wieder massiv an, und Goebbels' rassistische Reden hetzten die Masse immer wieder aufs Neue auf! Somit profitierten die Nationalsozialisten und ihre Rüstungsmaschinerie sowohl vom weltweiten Bankensystem, als auch von den Instrumenten der Presse. Nazis *und* Juden waren über das Finanzsystem der weltweiten Banken äußerst schicksalhaft miteinander verbunden.

Auch wenn ich Tänzerin und Sängerin war, so war ich doch keinesfalls dumm, und nur meinem weiblichen Narziss ergeben. Wenn es die Reinkarnation wirklich gäbe, dann könnte ich ja in einem späteren Leben *studieren*, mich ganz hochnäsiger, klug und gebildet geben, mit Dokortitel als „Dr. Mariella“, und über atemlose, halbnackte Künstlerinnen auf der Bühne lästern: Ach, blond, langhaarig, Busenwunder, lange Beine, Quäkstimme – ihren holden IQ hat sie wohl schon bei der Geburt über Bord gekippt...!

\*\*\*      \*\*\*      \*\*\*

## Kapitel 9

„Ach“, sagte die Maus, „die Welt wird enger mit jedem Tag. Zuerst war sie so breit, daß ich Angst hatte, ich lief weiter und war glücklich, daß ich endlich rechts und links in der Ferne Mauern sah, aber diese langen Mauern eilen so schnell aufeinander zu, daß ich schon im letzten Zimmer bin, und dort im Winkel steht die Falle, in die ich laufe.“

„Du mußt nur die Laufrichtung ändern“, sagte die Katze und fraß sie.

(Franz Kafka/1883 - 1924)

In meinem Tagebuch, das ich ja schon seit meiner Kindheit führte, war die Nacht vom neunten auf den zehnten November 1938 ein absoluter WENDEPUNKT.

Ab dann legte sich ein Schalter in meinem Gehirn um, und ich erkannte: *Nichts wie weg hier*, es wird nur noch eine Frage der Zeit sein, bis du dabei draufgehst. Aber meine Eltern waren in dieser Hinsicht wie höllisch schwere Hinkelsteine an meinen Beinen, und ich musste aufpassen, von diesen nicht für immer auf den Meeresgrund gezogen zu werden. Auch zählte für mich lebensrettender Pragmatismus mehr als kopfgesteuertes Schriftgelehrtentum, streng nach jüdischer Vorschrift. Meine Eltern zu ehren hatte zwar schon einen gewissen Sinn, aber nicht um den Preis des eigenen Lebens. Ich wollte eigentlich nicht zusammen mit ihnen untergehen...

Mein Vater Gurion hatte durch seine kürzliche Kapital-Enteignung zum ersten Mal die brutale Härte des Apparats von Adolf Hitler, Joseph Goebbels und Heinrich Himmler zu spüren bekommen. Aber sein materialistisches Anhaften am Besitz vernagelte ihm wohl völlig den Blick. Diese Mammon-Gläubigkeit könnte Abba womöglich zur Falle werden. Hingen Juden mehr am Geld und am Kapital als Nicht-Juden?? Andererseits hatte mir Gurions angehäuften Kapital wiederum zu einem sehr gehobenen Lebensstandard in der Kindheit verholfen, bis ich mit vierzehn aus dem goldenen Käfig ausgezogen war. Mein Vater erlag vielleicht seiner trügerischen Illusion, Juden könne ja nichts passieren, da sie alle „auserwählt“ und von einer ganz besonderen, „höheren“ Abstammung seien.

Waren da nicht Parallelen zu... *ihren Erzfeinden??* Beide sahen sich doch als *auserwählt* und als etwas *Besseres* an, achteten auf die *Reinheit* ihrer *Blutlinien*, und taten sich oft schwer mit allen, die *nicht zu ihrer Gruppe* gehörten, also außerhalb ihres erlauchten „Clubs“ standen.

Gemeinsam war ihnen aber auch, dass ein Schöpfungsbewusstsein über *beiden* stand, und beide vor diesem *gleichwertig* waren. So sah ich es jedenfalls; die Rabbiner und die Obergauler wohl eher weniger. Gurion hätte mich für diese „ketzerischen“ Worte bestimmt dreimal gekreuzigt, zwanzig Mal verflucht und hochkant rausgeworfen. Letzterem war ich aber selbst zuvorgekommen, ersteres machten nur die Römer, und Punkt zwei konnte ich nicht nachkontrollieren.

Ich will mich aber nicht zu weit aus dem Fenster lehnen, sonst falle ich noch hinaus!

Diese Parallelen, auf der Ebene des Nicht-Dualismus, mochten findige Denker und intuitive Weibsbilder ziehen, und keineswegs ich...

Überall brannten lichterloh die Synagogen, jüdische Geschäfte und Einrichtungen wurden im gesamten Deutschen Reich von Nazi-Schlägertrupps und ihren Zuarbeitern brutalst mit Knüppeln, Feuer und roher Gewalt zerstört. Es war wohl überwiegend die SA, aber ich war mir nicht ganz sicher.

So hatte ich es jedenfalls am nächsten Tag aus der Zeitung erfahren. „Reichskristallnacht“ nannten sie es. Was hatte das denn mit einem *Kristall* zu tun??

Auch die Berliner Synagoge, in der ich öfters gewesen war, brannte in haushohen Flammen. Jüdische Männer mit schwarzen Hüten rannten hektisch um ihr Leben, überall klirrende Scheiben, schreiende Menschen und Kinder, brennende Geschäfte, umher rennende Nazi-Schläger und fanatische, gehirngewaschene Mitläufer, ein Inferno, das mir wirklich panische Angst machte. Es war eine letzte Warnung für mich. Zöge ich jetzt nicht die Notbremse, wäre es womöglich für immer zu spät. Alfons hatte sich bereits nach gefälschten Reisepässen für Gerlinde und mich erkundigt. Anders kämen wir wohl nicht mehr aus dem brodelnden Hexenkessel heraus.

Laut der „Berliner Morgenpost“ hatte Joseph Goebbels diese „Reichskristallnacht“ als eine Art Strafaktion angeordnet, nachdem der Jude *Herschel Grynszpan* am siebten November 1938 ein Attentat auf den Sekretär der deutschen Botschaft in Paris, *Ernst Eduard vom Rath*, durchgeführt hatte. Den Sinn oder Unsinn dieses Attentats konnte ich aber nicht ermessen.

*„Mach' die Mücke, wenn de deene Haut retten willst! Am besten ins Ausland, janz weit wech. Lasset dir jesagt sein, janz im Juten, Mädcl.“* rief mir der sehr nette Ariel wohlwollend zu, der ein Jahr ältere Bruder von Gerlinde, der genau wusste, dass ich Jüdin war, während ringsherum alles brannte, nachdem Alfons, Gerlinde und ich nach einem Musikauftritt in einer Kneipe in der Stadtmitte so schnell wie möglich das Weite suchten. Juden unter sich erkannten ein „U-Boot“ relativ schnell, sie waren beileibe nicht dumm. Sie hatten es einfach im Gespür, wenn ihresgleichen in der Nähe war, auch als angeblicher „Nicht-Jude“ oder „Nicht-Jüdin“ getarnt.

\*\*\*      \*\*\*      \*\*\*

In den Monaten darauf war ich heimlich wieder einige Male war ich wieder heimlich bei Valerie, und sie war natürlich tödlich beleidigt, dass ich sie nicht zu meinem zwanzigsten Geburtstag eingeladen hatte. „Caroline von Beulwitz“ hatte ihre erste Beule bekommen; bald würde womöglich die erste Giftspritze zum Einsatz gelangen. Trotzdem bekam ich von Valerie als Geschenk einige Tafeln feinsten Schweizer Chocolate überreicht. Sie hatte die süße Spezialität von ihren Verwandten aus der Confoederatio Helvetica bekommen.

Es wurde immer schwieriger für mich. Der Eifersuchts-Konflikt zwischen Gerlinde und Valerie war im Grunde unlösbar. Innerlich hatte ich mich eigentlich schon für Gerlinde entschieden. Sie kämpfte um mich wie eine Löwin, durchaus auch raubeinig, und das gefiel mir ungeheuer. Gerlinde hatte

vollen Einsatz gezeigt, und schlug sich wacker bis zur letzten Runde im Boxkampf um die Favoritin, sprich um mich. Wer in der Partnerschaft kämpfte, bewies für mich damit auch indirekt ihre – oder seine – Liebe.

Doch es fiel mir unendlich schwer, Valerie einfach so gehen zu lassen. Meine Liebe zu ihr war summa summarum wahrscheinlich einen Tick größer als zu Gerlinde. Valerie war eben wirklich ein sehr weiblicher Typ. Dynamik, Kampf und Wettbewerb waren nicht gerade ihre Stärken...

Und sie wollte ja auch gar nicht gehen, von sich aus...

„Valerie, wenn du mir ein wirkliches Geburtstagsgeschenk machen willst, dann verstecke zwei, drei Juden bei euch im Haus, gib Ihnen zu essen und Sorge dafür, dass sie das Land so bald als möglich verlassen können. Die Lage für uns wird von Tag zu Tag schlimmer, das kannst du dir als Nicht-Jüdin wahrscheinlich gar nicht vorstellen.“

Sie saß neben mir, streichelte mir anrührend zart über meine Hände und sagte: „Gut, ich werde das mit meinen Eltern besprechen. – Aber du hast mir immer noch nicht beantwortet, warum du mich nicht zu deinem Geburtstag eingeladen hast. Es hat mich schon sehr verletzt, weißt du, *mon amour*...“

„Valerie, es ist nicht gegen dich persönlich gerichtet, auch wenn es auf den ersten Blick so aussieht. Aber manchmal müssen wir im Leben eben Dinge abwägen und entscheiden, alles in die Waagschalen werden, und sehen, wohin sie sich neigen.“ Ich bemühte mich, es so diplomatisch wie möglich ausdrücken.

„Was willst du damit sagen??“ Valerie schaute jetzt sehr traurig.

„Ich will damit sagen, dass...“ Große Tränen rannen mir über die Wangen, und ich merkte, dass ich Valerie loslassen musste, so schwer es mir auch fiel. „...ich dich weiterhin sehr lieben werde. Aber meine mögliche, angestrebte Karriere in *New York City*, Alfons, Gerlinde...“

„Gerlinde!? Mon dieu, du tanzt auf mehreren Hochzeiten gleichzeitig! Deshalb das ganze Theater...“

Sie nahm meine mutige Offenbarung erstaunlich gelassen, aber ich merkte, dass sie innerlich spürte, dass ich mich bereits entschieden hatte.

„Weißt du, Valerie, wahrscheinlich werde ich nie wieder eine Frau so lieben wie dich, auch auf der geistigen Ebene. Aber im Alltag würden wir uns vielleicht irgendwann miteinander langweilen, oder auseinanderleben, nach ein paar Jahren. Ich bin eben eine Vollblut-Künstlerin, exzentrisch, ausgefallen, unkonventionell, manchmal auch etwas durch den Wind, und du bist – nimm es mir bitte nicht böse – doch ein relativ angepasstes, 'normales' Spießer-Mädchen, sehr gut erzogen, wunderschön, aus sehr gutem Hause, aber...“

„Ich bin dir nicht verrückt genug, ist es das?!“ Plötzlich war ich heilfroh, ein solch gute Steilvorlage von ihr zu bekommen. Ein perfekt gespielter Pass, den ich jetzt in einen Torschuss verwandeln würde!

„Ja, das ist es wahrscheinlich. *Du bist mir nicht verrückt genug*.“ Was für eine außergewöhnliche Aussage, eine Liebesbeziehung mit einem solch eigenartigen Satz zu entkräften. Eigentlich klang das total bescheuert und durchgeknallt, aber Valerie schien es, sehr schweren Mutes, doch zu akzeptieren.

Eindringlich wiederholte ich noch einmal: „Valerie, versprichst du mir, dass ihr einige Juden bei euch verstecken werdet, ihnen helft, zu essen gebt, und ihnen, soweit möglich, auch die Emigration ermöglicht? Wenn du mir diesen letzten Wunsch erfüllst, dann ist mir sehr geholfen.“

„Ja, Mariella, ich verspreche es dir, hoch und heilig.“ Sie hielt liebevoll meine Hand, und sie war ganz warm. Mit ihrem herzlichen, unglaublich schönen Lächeln strahlte sie mich an, aber diesmal war eine unterschwellige Traurigkeit in ihrem Blick, fast schon wie eine Endzeitstimmung...

Innerlich zerriss es mich, es tat mir wirklich in meinem Herzen weh, aber ich spürte, dass *Gerlinde summa summarum* letztendlich doch die sinnvollere Wahl war, wenn ich alle Faktoren gegeneinander abwog. In Euren Augen mag das vielleicht erstaunlich unromantisch und kaltblütig klingen, aber meine Verliebtheit in Bezug auf Valerie verwandelte sich zunehmend in Realismus. *Ver-Lieben* und *Lieben* waren nicht dasselbe, unser anfänglicher Hormonrausch stand gegen die harten Tauglichkeitstests im Alltag. Liebe alleine reichte eben nicht für ein dauerhafte, tragfähige Beziehung. Vielleicht waren ja deshalb viele Ehen so schwierig, weil nach der *Verliebtheit* auf Wolke sieben irgendwann die *Realität* kam. Dann drohte der große Knall! Und die meisten Frauen waren noch nicht so emanzipiert, sich wieder scheiden zu lassen und selbst zu arbeiten. Wenn ihnen der Gatte aber während der Ehe auch noch *verbot*, zu arbeiten – *dieses damalige, äußerst üble Gesetz!* – dann waren die Weichen im Grunde auf *Krieg* gestellt. Ein uneheliches Kind, oder gar Scheidung, waren damals noch Stigmata für jede von uns.

Es war mir, als ob Valerie Monpetit mir nun Schritt für Schritt wie eine glitschige Seife entglitt, immer mehr. Sie war keine starke Reserve-Kämpferin wie Gerlinde, und Valerie versuchte auch keineswegs, mich zurückzuerobern. Das verwunderte mich. Ich spürte auf einmal das ganz kleine Mädchen in ihr, das das Machtwort einer „höheren Instanz“ fast ohne Widerspruch hinnahm – in diesem Falle wohl ich –, ohne allzu groß zu rebellieren. Hätte Valerie diese heißblütige Rebellion aber umgesetzt und wie eine heißblütige Löwin um mich gekämpft, dann hätte ich es mir noch einmal gründlich überlegt.

Gerlinde hatte gewonnen, und Valerie spürte das. Ihr Blick hatte plötzlich eine Endgültigkeit, die mich vor mir selbst erschauern ließ. Wie ein kleines, unschuldiges Mädchen schaute sie mich an, mit todtraurigen Augen, und ihre zarten Finger strichen leise über die meinen.

Mucksmäuschenstill war es geworden, und wir sprachen kein Wort.

Ich versuchte vergeblich, Valerie zu trösten.

\*\*\*      \*\*\*      \*\*\*

Eines Nachts träumte ich wieder von Divari und Amanda, meinen geistigen Beschützern und Mentoren aus dem Jenseits. Beide waren diesmal sehr aufgeregt und rieten mir eindringlich:

„Mariella, du solltest das Deutsche Reich so schnell als möglich verlassen! Dir und deiner gesamten jüdischen Verwandtschaft droht äußerste Gefahr!“ warnte mich Divari.

„Können meine Eltern und Geschwister denn nicht auch mit nach Amerika?“ Amanda sah in ihrem weiß-goldenen Gewand und ihren langen, hellblonden Haaren aus wie ein Rauschgoldengel, aber ohne Flügel.

„Entweder du bringst dich mit Alfons und Gerlinde sehr zeitig in Sicherheit, so wie ihr es bereits geplant habt, oder du wirst gnadenlos untergehen, wie auf der Titanic.“ Amanda klang sehr streng und gütig zugleich.

„Deine Eltern hängen an ihrer Heimat, an ihrem Besitz, ihrer Villa, ihrem Grund und Boden. Gurion hängt an seiner Firma. Sie hätten zwar das Geld, um nach Übersee auszuwandern, aber sie wollen nicht. Das wird ihnen wohl zum Verhängnis werden...“ Divari führte den letzten Satz nicht weiter aus.

„*Werden sie etwa...?!*“ Ich brachte das Wort „sterben“ nicht über meine Lippen.

„*Carpe diem, nutze den Tag!*“

Amanda und Divari verschwanden im geistigen Nichts, wie sie anfangs erschienen waren.

\*\*\*      \*\*\*      \*\*\*

Im November und Dezember 1938 verschärfte sich die Lage für uns Juden dramatisch. Als „Strafe“ für das Rath-Attentat, oder als reine Nazi-Schikane, sollten alle Juden im Deutschen Reich eine „Sühneleistung“ von einer astronomischen Milliarde Reichsmark an das nationalsozialistische Regime zahlen. Zudem sollten wir Juden für alle Schäden der sogenannten „Reichskristallnacht“ *selbst* aufkommen!

Juden durften ab jetzt keine Geschäfte mehr führen, keine Theater, Lichtspielhäuser, Konzerte und Ausstellungen mehr besuchen. Sie wurden gezwungen, all ihre Betriebe zu verkaufen, ihre Wertpapiere und Schmucksachen abzuliefern, und alle Fahrerlaubnisse wurden ebenfalls entzogen. Alle jüdischen Kinder und Jugendlichen wurden nun eiskalt von den deutschen Schulen geworfen, und durften auch keine Universitäten mehr besuchen. Und es gab eine *Ausgangssperre*, die uns zu bestimmten Zeiten sogar den Aufenthalt außerhalb der Wohnung verbot! In den Parks standen nun *gelb* angestrichene Parkbänke, die *nur für Juden* gedacht waren.

Unsere Ausgrenzung und Demütigung im Deutschen Reich erreichte nahezu unerträgliche Ausmaße. Aber das sollte bei weitem noch nicht das Ende der Fahnenstange sein...

\*\*\*      \*\*\*      \*\*\*

Um fünf Uhr früh wachte ich auf, und fühlte mich ganz nervös. Draußen fielen kalte, äußerst unwirtliche Schneeflocken von einem düsteren, grauen Winterhimmel. Ich hatte das Gefühl, als müsste ich bald sterben. Es lag eine Grabesstimmung in der Luft, als würde Gevatter Tod persönlich an meine Türe klopfen. Ich ging auf unser Etagenklosett und dachte mir, warum Adonoi so etwas grauenhaftes wie dieses lebensfeindliche „Schnee-Leichentuch“ erfunden hatte. Es sollte ja Bayern, Russen und Tiroler geben, die diese kalte Siffe sogar *liebten* – wie pervers und lebensfeindlich war

die Menschheit eigentlich veranlagt? Ich stellte mir in meiner Phantasie einen Planeten vor, auf dem es nur den Frühling und den Sommer gäbe, und sonst nichts. Wäre das nicht wunderbar??

Alles in und um Berlin wurde nun gnadenlos unter dem „weißen Tod“ begraben, und ich hieß zudem ja auch noch *Weiszbaum*...

Als ich wieder in meinem Zimmer war, durchfuhr mich ein eiskalter Schauer, welcher meinen ganzen Rücken hinab glitt. Ich war zu Tode erschrocken, als mir auf einmal der Geist des ermordeten „KJ“ in meinem Zimmer erschien, und ganz hämisch lachte: „Mariella Weiszbaum, *du elendige 'Judensau'*, unsere starken Schergen werden dich schon noch kriegen, und dann kommt auch für dich die 'Endlösung'.“

Das Wort „Endlösung“ klang sehr unheilvoll, düster und dämonisch. Hoffentlich käme für ihren „Führer“ auch bald das Ende.

Mein goldener Messingwecker tickte unbeteiligt, seelenruhig und stoisch weiter, als ob nichts gewesen wäre. *Plötzlich rasselte er, aber zur ganz falschen Zeit!!* Was war denn das, *bei Adonoi?!* Dennoch war ich heilfroh, diesen Wecker zu haben, weil er mich wieder in die physische Realität zurückholte, wie ein Rettungsanker, oder ein zwei menschliche Finger, die mich in den Arsch kniffen.

'KJ' war *mausetot*, und ich hatte zum Glück „nur“ für ein paar Sekunden seinen dämonischen Geist gesehen! Er war eindeutig mein Feind, doch im Jenseits waren ihm mir gegenüber die Hände gebunden. Sollte er doch bleiben, wo der Pfeffer wächst!

Die eisige, erbarmungslose und lebensfeindliche Kälte der Myriaden von Schneeflocken und des daraus entstehenden Leichentuchs verstärkte die Vorahnung des drohenden Unheils.

Es kam ganz schleichend, und auf leisen Sohlen.

\*\*\*      \*\*\*      \*\*\*

Ich konnte mich plötzlich dunkel daran erinnern, dass mir Divari auf einer „höheren Ebene“ – sei es im Traum, in der „Astralwelt“ oder in irgendeiner anderen Dimension – einmal beigebracht hatte, ich sollte mich bei jedem Gedanken, jedem Gefühl und jeder Handlung sowohl in die Welt des *Täters* bzw. *Aggressors*, als auch in die Sphäre des *Opfers* oder Erleidenden hineinversetzen, um meine Wahrnehmung zu schulen. Divari lehrte mich sozusagen das „Spiel des imaginären Rollentauschs.“

Für mich als Künstlerin und Musikerin war es gar nicht so schwer, wie eine Schauspielerin *von beiden Seiten* an eine Sache heranzugehen. Ich stellte mir vor, dass plötzlich *alle Rollen vertauscht würden*: Alle *Nazis* wären plötzlich klägliche *Opfer*, und alle *Juden* wären plötzlich potente *Aggressoren*, die nun genüsslich am langen Schalthebel der Macht saßen, und sämtliche *Nationalsozialisten* zu Tode quälten, entehrten und demütigten. Dieses unchristliche „Spiel“ verschaffte mir enorme Befriedigung und innere Befreiung, ohne Übertreibung.



Anfangs war mir Divaris ungewöhnlicher, fernöstlich geprägter Blickwinkel schon recht neu. Aber mir kamen dabei sehr wichtige Erkenntnisse: *Nationalsozialisten hatten auch starke Schwächen*. Ihr völlig überhöhter Allherrscher-Wahn barg immer einen trotzig, schreienden und unmündigen Dreijährigen – *oder einen winzigen, ohnmächtigen Säugling* – in sich. Dieser war völlig hilflos gegenüber seinen diktatorischen Eltern, schwelgte aber trotzdem weiterhin in magischen, absolut irrationalen Allmächts-Phantasien, wahrscheinlich als das höllisch laut pfeifende Sicherheitsventil, das sich im Dampfkessel der Erden-Lokomotive Luft machte, als allerletzte Ausflucht. Wahrscheinlich fühlten sie sich die Nazis in ihrem Innersten wie ein dreckiges, *braunes Stück Scheiße*, und um dieses elendige Gefühl nicht immer spüren zu müssen, blähten sie sich extrem überhöht als scheinbare „Arier-Götter“ und Kult-Götzen auf, denen niemand widersprechen durfte.

Allein schon dieses *Totalverbot von Kritik und Einspruch* zeigte mir, dass die Nazis und ihre „Arier“ nicht gottgleich im Sinne einer „reinen Herrenrasse“ sein konnten, denn ein Allmächtiger Gott – oder eine Allmächtige Göttin – würde ja ganz gelassen *über* den Dingen stehen, jegliche Kritik, und sogar *Gott-Verleugnung* zulassen. Nur *Nicht-Götter* oder *Nicht-Göttinnen* reagierten mit kindischer Abwehr auf Kritik und Angriff. *Adonoi zu verleugnen* wäre aus Gurions Blickwinkel natürlich ein verachtenswerter Frevel gewesen. Mein Vater hätte mich dafür ins Gesicht geschlagen.

Aber mir wurde bei dieser interessanten Vertauschungs-Übung plötzlich klar, dass es eine Welt *ohne Adonoi, ohne* jeglichen Gott eigentlich gar nicht geben konnte. Wer sollte dann all die schönen Blumen, die majestätischen Bäume, die bezaubernden Meere, die tanzenden Delphine, den azurblauen Himmel, die grünen Palmen, die Flora und Fauna, all die Sterne, Planeten und Galaxien erschaffen haben?

Aus sich selbst heraus ging das keineswegs, *nein*, es brauchte immer einen *intelligenten Plan*, einen *starken Willen*, dies zu tun, und eine *bedingungslose Liebe zu allem*, was „es“ kreierte hatte. Der Mensch erschien mir in diesem Lichte fast schon wie eine verkrüppelte, staubkornartige Missbildung. Gefallene Seelen, welche sich nun äußerst mühsam wieder aus dem braunen Schlamm heraus wühlen mussten. Wobei dieses „braun“ ausnahmsweise einmal *nicht* identisch war mit den jetzigen Tyrannen...

Viele waren aber sehr gerne Schweine oder Drecksäue. Daher liebten sie den Schlamm über alles.

Die Juden nahmen damals zu meiner Zeit überwiegend eine *Opferhaltung* ein, viel zu defensiv und ängstlich, mit zu wenig Mut zur Gegenwehr. Auch das *sich Wehren* war eine wichtige Eigenschaft im Leben! Aber auch hier nahm ich, diesmal bei den Juden, ein ganz kleines, schreiendes Kind wahr, das einfach lieb gehabt und geachtet werden wollte.

So war es wohl eine Herausforderung für mich und alle anderen Jüdinnen und Juden, endlich wieder mehr Selbstbewusstsein, Standhaftigkeit und Resolutheit zu entwickeln, *energisch zu kämpfen anstatt zu kapitulieren*, und sich gegen Ungerechtigkeiten sofort zu wehren, ja laut zu rufen:

*Hier sind wir Juden, und wir sind auch ganz normale Menschen, wie ihr anderen auch.*

Doch wir waren alle in der Diaspora verstreut und hatten (noch) gar keinen eigenen Staat. Allerdings hatten die Christen zum Beispiel auch nie einen *per Religion* definierten Staat gehabt, in dem *alle Menschen Christen* waren... Die Zionisten forderten nun vehement einen jüdischen Staat, und mein Vater Gurion blies auch in dieses Horn. Ich stimmte mit dieser Idee vollends überein. Insofern war die zionistisch orientierte *Balfour-Deklaration* von 1917, die als Vision einen Staat von *Menschen der gleichen Religionszugehörigkeit* forderte, etwas ganz Besonderes. Noch hatten wir aber keinen eigenen Staat. Palästina war zur Zeit britisches Mandatsgebiet. Hatte es in der Geschichte der Menschheit schon einmal so etwas gegeben?

Seht ihr, auch in meiner jetzigen Inkarnations-Rolle als Tänzerin und Sängerin bin ich schlauer und weiser, als ich auf den ersten, oberflächlichen Blick wirken mag... nicht nur ein süßes Zuckerpüppchen.

Die Juden wurden schon seit dem Mittelalter bestialisch verfolgt, und oft immer als „die Bösen“ hingestellt. *Zeigte jedoch der ausgestreckte Finger nicht immer zuerst auf mich selbst?* Sollte ich nicht zuerst vor meiner eigenen Tür kehren, als dass ich meinen Mitmenschen etwas unterstellte, sie unterdrückte und angriff?

Vielleicht käme ja irgendwann eine Epoche, in der die Juden ihr Selbstbewusstsein voll entwickeln würden. Würden die Juden aber dann ebenso andere Menschen töten, quälen und unterdrücken, so würde sich auch hier die Frage der Ethik auf. Aber du sollst nicht richten, auf dass du nicht gerichtet wirst. Das war aus dem Munde des Juden *Jesus Christus*, und ich nehme seine Worte hier gerne in den Mund.

Was war also der Unterschied, wenn ein Nazi einen Juden quälte oder tötete, und wenn ein Jude einen Nazi quälte oder tötete? Beide waren auf den ersten Blick „menschliche Wesen“, die auf dem Planeten „Erde“ lebten. Beide dünkten sich auf eine gewisse Art und Weise als „ausgewählt“. Beide atmeten die gleiche Luft, tranken das gleiche Wasser und aßen Dinge, die alle von der Erde stammten. Beide bekamen Kinder, verbreiteten ihre Lehren, druckten Zeitungen und benutzten Geld. Beide waren felsenfest der Meinung, im Besitz ihrer „richtigen“ Lehre zu sein.

*Goj* oder *Gojim* waren zwar Nichtjuden, aber sie weilten auch unter demselben Himmel des Schöpfers, oder der Schöpferin.

Auf andere ausgeweitet könnte es dann heißen: Das Christentum sei die „richtige“ Lehre, das Judentum sei die „richtige“ Lehre, der Islam sei die „richtige“ Lehre, der Hinduismus sei die „richtige“ Lehre, der Buddhismus sei die „richtige“ Lehre, oder das Heidentum, die Naturreligion sei die einzig „richtige“ Lehre?? Und alles unter dem gleichen, azurblau-weißen Himmel...

*Und dann schlugen, oder schlagen sich alle die Köpfe ein, bis zum bitteren Ende.*

Wenn es aber einen allumfassenden Schöpfer – oder eine Schöpferin – gäbe, dann müsste er – oder sie – ja sowohl Deutsche, Weiße, Juden, Nazis, „Neger“, „Zigeunertypen“, „Krüppel“, Indianer,

Chinesen, „Arier“, Inder, Japaner, und so fort, unter „seinem“ oder „ihrem“ Dach voller selbstlos liebender Gnade beherbergen. Also kein Auserwähltsein, keine „besseren“ oder „reinen“ Menschen, kein Pharisäertum, keine „schmutzigen Chocoladen-Neger“, und keine persilgewaschenen, blütenweißen, „sauberen“ deutschen Männer. Aber sie würden brutalst gegeneinander kämpfen, all ihre Lehren immer als „richtig“ darstellen, und sich dauernd selbst überhöhen, wie diese schreienden, magischen Allmachts-Dreijährigen.

Allerdings gab es zwei riesengroße Unterschiede: Die „*Endlösung*“ der Nazis, und ihr *heidnischer Atheismus*. Divaris genialer „Fernblick“ jagte mir auf einmal einen ungeheuren Schrecken ein. Nein, ich wollte weder an Zwangsarbeit sterben, noch kläglich verhungern, noch vergast werden, noch mit Elektroschocks getötet, oder in medizinischen Experimenten zu Tode gefoltert werden!

+++ *NEIN!!* +++

Ich als Mariella distanzierte mich wohl deshalb von meiner damaligen Religion, weil Religionen meistens immer zu Mord und Totschlag auf dem Planeten Erde geführt hatten, oder noch führen würden.

Immer war ich auf der Suche nach einem ganzheitlichen Blickwinkel, der *alles* beinhaltet...

Doch ich war jetzt in höchster Lebensgefahr, immer einen ganz winzigen Schritt vor dem Abgrund. Daher machte ich mir diese vielen Gedanken über Adonoi, den Kosmos und den Sinn des Lebens.

*Mariellas Mysterium, das Mysterium des All-Einen, das Mysterium des Unaussprechlichen.*

\*\*\*        \*\*\*        \*\*\*

Mitte Januar des folgenden Jahres fuhr ich, wohlweislich ahnend, das letzte Mal zu meinen Eltern nach Breslau. Vielleicht wäre es sogar das allerletzte Mal. Ab dem ersten Januar 1939, also seit einigen Tagen, mussten alle Jüdinnen und Juden sogenannte „Kennkarten“ mit sich führen, der neue Juden-Brandmarkungsausweis, eingeführt von den Nationalsozialisten. Wir Juden wurden von dem Regime im „Dritten Reich“ geradezu zur Auswanderung gedrängt, aber meine Eltern schienen die Zeichen der Zeit zu verpassen. Immer versuchte ich, sie am Telephon davon zu überzeugen, wie lebenswichtig es sei, den Absprung noch zu schaffen, bevor es vielleicht für immer zu spät wäre.

Als ich im Dampfzug wieder mit einem kleinen Koffer nach Hause zurückfuhr, nach Breslau, welches ich eigentlich gar nicht mehr als mein richtiges Zuhause empfand, kam eine unsagbare Traurigkeit und Schwermut in mir hoch. Es war ein strahlend blauer Wintertag, und die Sonne spiegelte sich wieder tausendfach in den Myriaden von Schneekristallen, in allen Regenbogenfarben. Wie provinziell und kleingeistig kam mir alles hier vor, je mehr ich mich Breslau näherte. In mir stiegen Klezmerklänge, Zimbeln und sentimental hallende, osteuropäische Gesänge in allen Moll-

Tonarten hoch. Noch nie erschien mir das Moll so traurig und weich wie heute, so zart und jenseitig wie ein weißes Grabtuch.

Ich fuhr die dritte Klasse, geschwungene Holzsitze ohne Einzelcoupé, um Geld zu sparen. Schließlich brauchte ich das Geld für die Schiffsreise nach New York, nach Manhattan. Die grauschwarzen Wolken der Lokomotive zogen Unheil verheißend an meinen Fenster vorbei, und sie schienen mir plötzlich wie absolut unabwendbare Todesschleier. Das monotone Rattern der eisernen Räder über die unverschweißten Schienenstöße schläferete mich fast ein. Die Sonnenstrahlen, die mein zartes Gesicht und meine rotblonden Haare wie ein rettendes Leuchtfeuer am Fenster aufblitzen ließen, muteten gleichsam einem Rettungsanker an, der mir zuzwinkerte: *Mariella, Mädels, mach' die Mücke, bevor es für immer zu spät ist!* Wie hoch war mein Preis, alles zurücklassen zu müssen, auch die ganze Familie, um wenigstens die eigene Haut zu retten. Alle meine Kindheitserinnerungen, der schöne, große Garten, mein ehemaliges Zimmer, der autonärrische Benjamin, die eingeschnappte, immer schwimmende Myriam, der prinzipientreue Gurion, und die schöne, stolze Amelia zogen wie ein imaginärer Film an mir vorbei. Tränen rannen an meinen Wangen herunter, denn ich wusste innerlich, dass dies wohl mein letzter Familienbesuch sein würde. Rational redete ich mir zwar immer wieder ein, dass dem nicht so sei, aber mein Gefühl sagte exakt das Gegenteil. Ich näherte mich immer mehr einem geradezu unabwendbar sinkenden Schiff, einer zweiten Titanic, die ich alsbald wieder lebendig zu verlassen gedachte.

Als ich in Breslau ankam, mich meine Eltern, Geschwister und Frau Goldhahn, eine gute Bekannte, vor Rührung weinend am Bahnsteig empfangen, war ich vollkommen aufgelöst. Wie groß und erwachsen waren Myriam und Benjamin doch geworden, *junge Erwachsene*, nur Amelia und Gurion hatten sich kaum verändert, außer dass mein Vater ein paar graue Haare bekommen hatte.

„Mariella, was bist du für eine wunderhübsche, junge Frau geworden!“ heulte Amelia los, während Gurion überraschend stumm meinen Koffer nahm. Wahrscheinlich war deshalb alles so unsagbar traurig und sentimental, weil alle unbewusst ahnten, dass bald eine ganz grauenhafte Zeit kommen könnte und würde, unabwendbar wie der Tod, der jeden und jede irgendwann ereilen würde. Ich glaubte zwar ein Weiterleben meiner Seele nach dem Schließen des Sargdeckels, aber meine Eltern sahen das viel endgültiger.

„Ich denke, du hast mit deinen Auftritten großen Erfolg.“ sagte Gurion, heute ungewöhnlich leise und gedrückt. Er wirkte sehr geschwächt und blutleer; seine ehemalige, enthusiastische Dynamik war vollkommen dahin. Die Kapital-Enteignung durch die Nationalsozialisten hatte ihn sehr stark getroffen. Schließlich hatte er im Weltkrieg tapfer und heldenhaft an der Seite des *Deutschen Reichs* gekämpft, und jetzt das! Seine große Edelmetall-Firma und all die Lager waren auf der Kippe, alles am Zusammenbrechen, und trotzdem haftete Gurion immer noch an der Materie wie eine Klette.

„Ja, ich habe sehr großen Erfolg. Die Leute liegen mir alle zu Füßen, außer den Nazis natürlich. Wir haben sogar Ausschnitte aus amerikanischen Musicals aufgeführt. Wir singen auf Englisch, Französisch, Jiddisch und Deutsch. Gerlinde hat sogar mal ein Lied auf *Russisch* gesungen, was ganz

Exotisches!“ Mit großer Disziplin überspielte ich mein total verheultes Gesicht. Die schwarze Wimperntusche rann wie eine Trauerbeflaggung über mein geschminktes Gesicht und meinen zinnoberroten Lippenstift, mein Herz schlug bis zum Anschlag vor Aufregung. Schließlich könnte ich hier von Gestapo-Spitzeln, der SA oder von der SS noch viel schneller aufgegriffen und nach Nirgendwo verschleppt und getötet werden, da meine Eltern und Geschwister ihre jüdische Herkunft ja nicht im Geringsten verborgen hielten.

„*Mariella, du siehst wirklich atemberaubend schön aus!*“ lobte mich Myriam, und ihr Lob war ausnahmsweise mal echt, ohne diesen Unterton von dauerndem Neid.

„Hast du jetzt auch ein Automobil und eine Fahrerlaubnis?“ fragte Benjamin, ganz aufgeregt.

„Nein. Noch nicht. Außerdem wurde *allen* Juden in Berlin leider kürzlich die Fahrerlaubnis entzogen. Es wird immer schlimmer. Bald dürfen wir ja gar nichts mehr! Ich will einfach nur noch weg aus diesem Land!“

Frau Goldhahn war deutsch, blond und sehr hilfsbereit. Sie fuhr jetzt Gurions Automobil, immer noch das Wiener Gefährt von damals, vor sechs Jahren. Meine Eltern stuften sie als vertrauenswürdig ein. Zum Glück hatten sie noch das Haus, den Wagen und einige Metallvorräte in der Firma, die aber von Tag zu Tag schrumpften. Gurion durfte sein Geschäft offiziell eigentlich gar nicht mehr führen, machte aber trotzdem noch Geschäfte mit Juden und Amerikanern aus Übersee. Er überspielte seine depressiv-melancholische Niedergeschlagenheit mit einigen aufgesetzten jiddischen Scherzen und Sprüchen. Das Damoklesschwert der Nationalsozialisten war kurz davor, meiner Familie den absoluten Garaus zu machen. Ich sagte aber nicht, was ich fühlte und dachte. Da ich vorhatte, das Deutsche Reich so schnell als möglich zu verlassen, hatte ich dauernd Angst, noch in letzter Sekunde von Nazi-Spitzeln brutal zusammengeschlagen und verschleppt zu werden.

In der Tat waren zwei SA-Typen in Uniform und Hakenkreuzbinde am Bahnhof, die sehr argwöhnisch zu uns allen hinüberschauten. Es war wirklich ein Wunder, dass sie uns – noch – in Ruhe ließen.

„Willst du weg von hier, auswandern, in die Vereinigten Staaten emigrieren?!“ fragte mich Myriam. Sie arbeitete jetzt in einem Büro, als Schreibkraft. Aus ihrer erträumten Schwimmerkarriere war nichts geworden. All ihre einstigen Träume waren geplatzt. Benjamin war nun begeisterter Automobilverkäufer, und hatte sogar eine Werkstatt angegliedert. Aber die Geschäfte waren ihm von den Nationalsozialisten verboten worden. Trotzdem verkaufte er heimlich, meistens Nachts, noch den einen oder anderen Wagen. Einmal kamen drei SA-Männer und schlugen mit Holzknüppeln zwei Automobile total schrottreif, einfach so, aus blinder Aggression und purem Hass.

„Jeder Jude muss ab dem ersten Januar eine spezielle *Kennkarte* mit sich führen.“ sagte Gurion, fast schon mit einem devoten, „opferhaften“ Tonfall, während wir durch die Straßen Breslaus fuhren. Das Stadtbild war fast noch wie vor sechs Jahren, aber ich sah die ganzen eingeschlagenen Scheiben und die ausgebrannten jüdischen Geschäfte in der Innenstadt. Ich hatte das Gefühl, Gurion ließ das emanzipierte Hausmädchen extra diesen großen Umweg fahren, damit ich sehen sollte, was die Nazis alles in Breslau angerichtet hatten.

Die Synagoge, in die ich immer als Kind gegangen war, war total zerstört und ausgebrannt. Sie war nur noch ein kümmerlicher Trümmerhaufen im Schnee, hinter einem trügerisch ultramarinblauen Himmel.

Wortlos fuhren wir durch die stark verschneiten Straßen Breslaus, in Richtung des gehobeneren Vororts, wo unser Haus mit dem großen Garten stand. Ich konnte fast nicht aufhören zu weinen. Mein Gesicht war inzwischen schwarz verschmiert wie das eines höllisch schwitzenden Lokomotivheizers aus der Arbeiter-Unterschicht.

Draußen schaute ein zerlumpter Straßenhund, irgend so ein undefinierbarer Mischling, mit großen, traurigen Kulleraugen in Richtung meines Blicks, durch die verschneite Scheibe des Automobils. Seine Augen, voll Verlassenheit und Herrenlosigkeit, spiegelten in diesem Moment die ganze Dramatik und Gefühlstiefe meiner Familie, die Schritt für Schritt ihrem finalen Unglück entgegenzulaufen schien. So wie dieser arme Hund womöglich heute Nacht erfrieren könnte, so würden Gurion, Amelia, Benjamin und Myriam womöglich auch bald das Zeitliche segnen, und meine verbalen Rettungsversuche würden unter Umständen ohne jegliche Wirkung verpuffen.

Nein, ich wollte einfach nur noch weg! So sehr ich meine Familie auch liebte – ich wollte unter keinen Umständen mit ihnen gemeinsam in den Tod gehen, alles ins vernichtende Höllenfeuer werfen, mein Leben wie einen läppischen Spielball riskieren für ein äußerst fragwürdiges Gefühl von traditionell-religiöser Sippenzugehörigkeit. Gurion sah es fast schon als eine Art *Verrat* an seiner Familie an, dass ich einfach so nach Übersee auswandern wollte, in das „gelobte Land“ der Vereinigten Staaten von Amerika.

Ich verschwieg wohlweislich, dass Alfons inzwischen zwei gefälschte Pässe für Gerlinde und mich besorgt hatte, auf deutsche Namen mit gefälschtem „Ariernachweis“ ausgestellt, auf drei Generationen. Zwar konnte man als Jude auch noch versuchen, auf gut Glück nach „draußen“ zu kommen, aber oft endete das mit einer Verhaftung.

Die „Kennkarte“ mit dem brandmarkenden „J“ verriet jeden Juden und jede Jüdin auf Anhieb. Nicht jede und jeder konnte sich so gut verstellen wie ich, zu naiv waren viele Juden...

Sie meinten immer noch, sie würden in letzter Minute gerettet, komme, was wolle...

## Kapitel 10

Als wir zu Hause ankamen, schien alles wie früher. Die Villa, der große, schöne Garten, die alte Kinderschaukel, auf der ich als Mädchen immer gen Himmel geschwebt war, das Gartentor für die Automobile, die geräumige Garage und die alten, hohen Bäume. Auf den zweiten Blick sah ich jedoch, dass meine Eltern vieles hatten verkaufen müssen, um überhaupt noch über die Runden zu kommen. Ziemlich viele unserer teuren Möbel fehlten, auch die goldenen und silbernen Kerzenleuchter waren alle weg, kein Kronleuchter im Wohnzimmer mehr, keine Perser am Boden, und auch mein ehemaliges Kinderzimmer war fast ausgeräumt! Nur die Küche, das Badezimmer und das Etagenklosett waren noch wie früher.

Aber der mannshohe Spiegel, den mir meine Eltern damals extra zum Üben der Tanzfiguren geschenkt hatten, als junges, sehnsüchtiges Mädchen, war immer noch da! Das erfüllte mich mit ungeheurer Freude, und meine ganzen alten Erinnerungen kamen mit einem Schlag wieder hoch. Ja, meine kühnsten Träume von damals hatten sich bis jetzt in Berlin erfüllt, wenn auch noch nicht in dem ganz großen Maße, wie ich es mir gewünscht hatte. Aber ich hatte ganz fest vor, in Übersee weltberühmt zu werden. Der Blick in mein fast ausgeräumtes Kinderzimmer löste eine wehmütige Sentimentalität in mir aus, wie eine nostalgische Zeitreise in die Vergangenheit, deren Fußspuren und Erinnerungen in der Ferne nachhallten, wie die musikalischen Überbleibsel eines Liedschlusses. Plötzlich merkte ich den Unterschied zwischen Blutsverwandtschaft und Seelenfamilie. Ich fragte mich, zu welcher der beiden Gruppen meine Familie tendierte, aber ich mutmaßte fast zur ersten. Alfons und Gerlinde würde ich eher zu der zweiten zählen. Plötzlich wurde mir klar, warum ich schon in so blutjungen Jahren von zu Hause weg wollte: Meine Familie konnte mir auf der geistigen Ebene nicht das geben, was ich gewollt hatte. Es hatte sich in der Wiederholung stereotyper Schablonen erschöpft, die keine neue Kreativität mehr hervorbrachten.

Der Broadway in New York lockte, aber ich erzählte Gurion, Amelia, Benjamin und Myriam so wenig wie möglich davon, denn sie versuchten, mich mit eisern geschmiedeten Ketten an der Emigration zu hindern. Ihr selbstsüchtiger Egoismus versuchte mich in Breslau festzunageln, und ich sah in einer inneren Vision, dass dies mein sicherer Tod wäre, sowohl körperlich, als auch geistig.

Mir fiel wieder Albert Einsteins Brief vom 27. Dezember 1932 ein, in dem er mich so eindringlich gewarnt hatte: „...*Achte auf die Gunst der Stunde und gehe, bevor es zu spät ist. Ich weiß, wie schwer es manchmal ist, alles Gewohnte loszulassen, um an einem anderen Ort wieder ganz neu anzufangen.*“ Wie mein damaliger „Übervater“ doch Recht gehabt hatte! Seine Vorahnungen waren größtenteils eingetroffen, und *er* war rechtzeitig gegangen.

„Wir haben sehr viel von unseren Möbeln und Sachen verkaufen müssen, da die Nationalsozialisten Gurion letztes Jahr sein ganzes Kapital weggenommen haben.“ Amelia schaute abgründig düster, mit dem Todernst einer Leiche. „Es tut uns leid, dass dein ehemaliges Kinderzimmer wie geplündert aussieht.“

„Es braucht euch nicht leid zu tun.“ antwortete ich leise. „Ich habe vollstes Verständnis für eure bedrohliche Lage.“

„Die Situation wird immer schlimmer.“ flüsterte Gurion, erstaunlich leise und kraftlos. „Offiziell wurden ab dem 23. November 1938 alle jüdischen Betriebe aufgelöst. Es ist nur eine Frage der Zeit, wann *wir* alle an die Reihe kommen.“ Er klang so resigniert, als hätte ihm jemand den Stecker gezogen, seinen Lebenswillen einfach abgeschaltet. Glaubte er immer noch, quasi „von selbst“ gerettet zu werden, aus höchster Hand, ohne dass er etwas dazu tun musste??

Ich war so erzürnt über diese fatalistische Ergebnisheit meines Vaters, der seinen Materialismus nicht überwinden konnte, und dafür aber das Leben meiner Mutter und meiner Geschwister aufs Spiel setzte. Dauernd immer nur Zoff. In Berlin hatte ich meine Freiheiten; in Breslau fühlte ich eingesperrt wie in einem Rattenkerker mit meterdicken Mauern.

Nein, ich konnte nicht mehr anders, als ihn einfach aggressiv, fast schon mit der Art eines heiligen Zorns, laut anzubrüllen und aufzufordern: *„Abba, jetzt rede ich mal endlich Tacheles! Warum nehmt ihr nicht alles Geld, was ihr zusammenkratzen könnt und versucht, nach Übersee zu emigrieren!? Ihr hockt hier in diesem verfluchten Breslau und wartet, bis euch alle die Nazi-Schlächter holen! Was macht ihr, um euer Leben zu retten? NICHTS! Ihr sitzt untätig da und wartet, bis das wehrlose Lamm zur Schlachtbank geführt wird! Bei Adonoi, macht doch endlich was, Gurion, Amelia, Benjamin, Myriam!!“*

Mein Vater holte sofort aus und gab mir eine schallende Ohrfeige. Ich zuckte zusammen, und mein linkes Ohr pfiß. Noch nie hatte er mich so streng gemaßregelt. In der Tat hatte ich ihn wohl an einer seiner schwächsten Stellen erwischt, sonst hätte er nicht so emotional reagiert.

*„Du hast nicht das Recht, so mit uns zu reden, Mariella! Was bildest du dir überhaupt ein?! Denkst du etwa, wir geben einfach alles auf, mein ganzes Lebenswerk, die Firma meiner Ahnen, unser Haus, das große Grundstück!“* Gurions schale Rechtfertigung klang so hohl und ersterbend, seine nun gepresst laute Stimme so gequält, dass es mich am ganzen Körper erschauerte. Mir wurde kalt.

*„Und statt dessen riskiert ihr, alle zu sterben! Die Nationalsozialisten werden kommen, euch alle vier verhaften, und...“* Ich begann schon wieder laut los zu heulen, und ich wollte einfach nur noch weg.

Es war solch ein Trauerspiel, ich hielt es einfach nicht mehr aus. Ursprünglich wollte ich ja eine Nacht bei meiner Familie bleiben und am nächsten Morgen mit dem Frühzug zurückfahren, aber nun wäre ich am liebsten einfach weggerannt, wie ein kleines Mädchen, das vor einer unbestimmten Angst wegrannte, ohne Ziel, einfach nur weg. Aber es fuhr kein Zug mehr, am Abend.

„Wahrscheinlich hat Mariella Recht.“ sagte Myriam ganz kleinlaut. Die Stimmung war sehr gedrückt und depressiv – das exakte Gegenteil von unserer Wohngemeinschaft in der Villa Wolowicz.

Das Wohnzimmer und all die anderen Räume, welche in meinen Kindheitstagen so prächtig ausgesehen hatten, waren nun halb bis dreiviertel leer, wegen Geldmangels war im ganzen Haus jahrelang nicht renoviert worden, die Tapeten vergilbt und abgetakelt, es wirkte, als stünden alle vier mitten in einem Umzug, und ein Großteil der Möbel war schon weg. Natürlich waren noch nicht alle Möbel verkauft. Überall standen Kartons, Holztransportkisten und Jutesäcke herum, in denen sich



wohl der Inhalt des bereits verkauften Mobiliars befand. Der Zustand der Villa wirkte jetzt sehr abgehalftert, in meinen Augen fast schon armselig. Nur die Küche und das Bad waren noch wie früher, sozusagen die letzten Bastionen des Normalen. Wenigstens hatte Amelia alles sorgfältig geputzt, und die Spinnweben entfernt. Da ich ja wusste, wie schön und ansprechend alles früher gewesen war, kam für mich eindeutig die *Lektion des inneren Loslassens*. Dies war nicht mehr mein Ort, und auch nicht mehr meine Stadt. Keine zehn Pferde würden mich dazu bewegen, nach Breslau zurückzukehren. Ein kurzer Innenstadtbummel und Cafébesuch ja, aber keinesfalls mehr hier wohnen und leben. Hier wusste fast jeder dritte, dass ich *Jüdin* war, und mein „U-Boot-Status“ wäre sofort dahin. *Kennbuchstabe „J“*, aha, „Judenstinker“. Sprich, ich wäre sofort in der tödlichen Schusslinie der Nationalsozialisten!

Für arme Menschen aus dem Arbeitermilieu wäre Gurions Villa selbst in diesem Zustand wohl immer noch luxuriös gewesen, aber ich empfand es als ein sinkendes Schiff, aus dem noch schnell alles Wertvolle gerettet worden war. Mitten im Raum stand ein einsames, aufgeklapptes Bügelbrett, daneben halb gepackte Kartons, und dahinter löste sich langsam die Tapete von der Wand. Ein einsamer, siebenarmiger goldener Menora stand hinten in der Ecke, auf dem Fensterbrett, daneben minimalistisch eine vergilbte Schachtel Sicherheitsstreichhölzer. Die Silbe „Sicherheit“ schien mir fast schon wie eine Ironie des Schicksals.

Mich kotzte inzwischen alles auf diesem Anwesen an, nur der Baum, an dessen großem Querast immer noch alte meine Schaukel aus der Kindheit hing, konnte mich trösten. Inzwischen war das Brett schon verrottet, aber die grauen Seile und die leicht angerosteten Haken hielten noch. Was hatte ich damals alles für hochfliegende Träume gehabt, eine weltberühmte Diva wollte ich werden, ganz toll und auf dem ganzen Globus berühmt. Mein hoch schwingender Blick fiel damals immer auf die schönen, grünen Bäume, blühenden Büsche und den weiß-blauen Himmel mit seinen sich aufbausenden Cumuluswolken... Schäfchenwolken über Menschenschafen.

Amelia begann inzwischen vor Wut zu schäumen, und attackierte Myriam aufs schärfste.

„*Du meschugge, undankbare Schickse, fall' uns nicht auch noch in den Rücken!*“ schalt sie meine Mutter, ganz energisch. „Gurion hat das alles auch für *euch* aufgebaut, und erhalten. Seid ihm wenigstens dankbar für das alles!“

„Abba, ich bin dir auch unendlich dankbar für alles. Aber geht es denn nicht in eure Köpfe, dass die Nazis wahrscheinlich *alle Juden vernichten* wollen, in ihrer schlimmen, bestialischen '*Endlösung!*'“ warnte ich alle vier erneut.

„*'ENDLÖSUNG'?! Von wem hast du das??*“ Gurion schien mir endlich zu glauben. Sein Groschen fiel pfennigweise. Aber er wollte nicht aus der riesigen Mausefalle heraus, und auch nicht aus dem Rachen der Katze.

„Ich habe sehr gute Informanten in Berlin.“ sagte ich ganz nüchtern. Meine Informant war kein geringerer als Brunhold Böllermann, *der mich jetzt deckte*, als Nationalsozialist (!), und sogar bei der Beschaffung der zwei gefälschten Pässe mit dem „Ariernachweis“ über drei Generationen geholfen

hatte. Er hatte inzwischen herausgefunden, dass ich Jüdin war. Wie, war mir völlig schleierhaft. Vielleicht wusste er ja, wer meine Eltern waren. Aber er verriet mir nicht, wie er es herausgefunden hatte. Brunhold war wesentlich intelligenter, als ich es ihm zugetraut hätte. Mein verweigerter Eintritt in die NSDAP, um bei der UFA hochzukommen, war für ihn natürlich ein erster Ansatzpunkt gewesen. Gerlinde hatte ich ihm gegenüber natürlich nicht als lesbische Freundin ausgegeben, sondern als „gewöhnliche“ Musikerinnen-Kollegin.

Ich tat Brunhold unendlich Leid, so gerne hätte er mich als Filmstar bei der UFA gesehen! Er bewunderte mich insgeheim, er himmelte mich an, er *betete* mich förmlich an, als singenden Star auf der Bühne. Brunhold wusste um mein großes Talent. Aber ihm war klar, dass er mich nicht ewig würde decken können. Außerdem riskierte er, *selbst* von den Nationalsozialisten „hochgenommen“ zu werden. Er ging ein ungeheures Risiko ein, für Gerlinde und für mich. Er war ein glühender Verehrer, und war bei vielen unserer Auftritte zugegen.

Wider Erwarten erwies er sich doch als mein „echter“ Freund, als ein unerwarteter Retter in der Not.

Es tat ungeheuer gut, dass *nicht alle* Deutschen pure Nationalsozialisten waren, braune, zu hundert Prozent obrigkeitshörige Dreckschweine, sondern dass es auch einige bemerkenswert positive *Ausnahmen* gab. Das bestätigte mir, dass wir alle doch auch nur *Menschen* waren, wenn auch zum Teil mehr oder weniger bestialisch und satanisch.

Der Gegensatz zwischen der „Auserwähltheit“ des *Goj Kadosch*, des „heiligen Volkes“ der Juden, und den „nicht auserwählten“, gegenüberstehenden *Gojim*, also den *Nichtjuden*, beinhaltete für mich persönlich immer den Nimbus einer erhöhten Arroganz, die uns Juden dann bei Nichtjuden eher *noch* unbeliebter zu machen schien. Jedenfalls versuchte ich nie, mich als etwas Besseres, oder als „auserwählt“ zu sehen, sondern als „normal“. Ja, Juden und Nichtjuden sah ich gleichermaßen als normal an, auch wenn jede und jeder einen eigenen Charakter hatte.

„Ich kann euch nicht genau sagen, wie diese 'Endlösung' genau aussehen soll.“ fuhr ich fort. „Aber mein Nazi-Informant hat mir gesteckt, dass die Nationalsozialisten alle Juden ab dem nächsten Jahr sammeln und wegbringen wollen. Mehr weiß ich auch nicht.“ Ich sagte tatsächlich die volle Wahrheit. Auch diese Information stammte von Brunhold. Ja, er riskierte nun selbst sein Leben. Wahrscheinlich wusste er noch mehr, aber er ging wohl gerade so weit, dass er nicht aufflüge.

„*Sammeln und wegbringen?! Ja, und was dann??*“ Amelia fragte mich ein Loch in den Bauch, aber dieses Loch blieb gähnend leer, ohne dass es eine weitere Wahrheit verlassen würde.

Gurion, Amelia, Benjamin und Myriam schauten mich leichenblass an, mit fahlen, kreidebleichen Gesichtern. Ich merkte, dass sie jetzt *endlich* die Wahrheit meiner todernsten Worte erkannten. Hoffentlich riss ich sie jetzt aus dieser materialistischen Lethargie und Anhaftung heraus, hoffentlich. Der Groschen schien glücklicherweise gefallen zu sein, das merkte ich an ihren Gesichtern.

Plötzlich rannte Myriam auf mich zu, packte und schüttelte mich am ganzen Körper: „*Was ist das, diese 'ENDLÖSUNG'?! Mariella, sag es uns, BITTE!!*“ Das pure Entsetzen stand ihr auf einmal im Gesicht, als ob Gevatter Tod sein erstes, schwarzes Mal auf ihren nackten Körper gebrannt hätte.

„*Myriam, ich weiß es doch selbst nicht! Myriam!!*“ schrie ich sie an, völlig hemmungslos. „Ich weiß nur, dass 'es' ab 1940 erst so richtig losgehen soll. Mein Informant hat erstklassige, direkte Kontakte zur Führungsriege von Adolf Hitler, und ist sehr sicher, dass sie etwas mit *allen* Juden im Deutschen Reich vorhaben.“ Sie ließ mich zum Glück wieder aus ihrem verkrampften Zangengriff los.

„*Tolle Freunde hast du! Mit welchen Shaygets treibst du dich bloß rum?!*“ rief Gurion, erst leicht entsetzt, aber dann mit einem Funken Hoffnung im Gesicht. „Mariella hat Recht!“ fuhr er laut und bitterernst fort. „Einige Geschäftsleute aus meinen Reihen meinen auch, dass etwas ganz Schlimmes kommen wird. Aber keiner weiß genau, was. *Leider.* – Wir müssen sehen, dass wir so schnell wie möglich von hier wegkommen.“

Plötzlich sah ich eine blonde, engelhafte wunderschöne Frau neben Gurion stehen, wie einen Geist!

*Das war doch – ja, es war AMANDA aus meinem Traum, von neulich!!*

Endlich war der Groschen bei Gurion gefallen, es hatte gefunkt, er hatte den Ernst der Lage erkannt.

Aber ich hatte das schlimme, unabwendbare Gefühl, dass ihnen nun die Zeit wie ein höllisch schneller Sprinter davon rannte, Tag für Tag, Stunde für Stunde, Minute für Minute, Sekunde für Sekunde.

*Die Zeit ist das kostbarste Gut;  
man kann sie für Geld nicht kaufen.*

*(Jüdisches Sprichwort)*

\*\*\*      \*\*\*      \*\*\*

Wir saßen noch bestimmt drei oder vier Stunden in der Küche zusammen, hatten uns unendlich viel zu erzählen, tranken Rotwein, sangen jiddische Lieder und redeten über Gott und die Welt. Meine angewiderte Stimmung hatte sich zum Glück wieder etwas zum Positiven gewandelt. Gurion entschuldigte sich für seine Ohrfeige, fast schon etwas kleinlaut, und Myriam fand es immer wieder hochinteressant, wie ich es denn geschafft hätte, einen Kontakt zur Spitze der Nazi-Führungsriege herzustellen. Ich bagatellierte das Ganze allerdings etwas, da ich nicht zu viel von Brunhold Böllermann erzählen wollte.

Dieser Abend würde für mich vielleicht der letzte sein, an dem ich meine Eltern und meine beiden Geschwister lebendig sehen würde. Ich rationalisierte diese trüben, aussichtslosen Gedanken allerdings sofort wieder weg und redete mir ein, dass es natürlich *nicht* das letzte Mal wäre...

Nein, sie würden es jetzt auch schaffen, noch rechtzeitig das Land zu verlassen. Schließlich sollte diese mysteriöse „Endlösung“ ja angeblich erst ab 1940 durchgeführt werden, was immer sie auch bedeuten mochte. Mir schwante, dass es wohl etwas *ganz Schlimmes* sein musste, grauenvoller als ein einfaches Erschießungskommando, quälender und extrem niederträchtig.

„Vor knapp vier Jahren hat übrigens meine Freundin Judith geheiratet, im Mai 1935. Die Hochzeit in weiß war *sooo* wunderschön! – Ich musste auch sofort an Gurion und mich denken, an unsere damalige Hochzeit, bevor du geboren wurdest, meine liebe Mariella. Mein tolles weißes Modellbrautkleid, mit dem kunstvollen Spitzenausschnitt, der schmalen Taille und der halblangen Schleppe!“ schwelgte Amelia in ihren alten Erinnerungen. Mir schwante, dass diese Reminiszenzen vielleicht das einzige wären, was ihr später noch bleiben würde. „Mein zauberhaftes weißes Kleid, mein glänzend aussehender Gurion, unser erstklassiges Hochzeitsbuffet, all die Gäste aus der Geschäftswelt und der deutsch-jüdischen Prominenz, und der strahlend blaue Himmel damals!“

Meine Mutter holte sentimental ein Photoalbum mit vielen Schwarz-Weiß-Bildern heraus, wo doch tatsächlich ein paar Bilder von mir als ganz kleines Mädchen existierten, die ich noch nie zuvor gesehen hatte.

Divari gab mir plötzlich den Text und die Melodie eines mir noch völlig unbekanntes Liedes ein. Es hieß *Erev Shel Shoshanim*, und bedeutete übersetzt *Abend der Rosen*. Die Melodie und der Text waren wunderschön. War dieses Lied etwa aus der *Zukunft*, aus einer anderen Sphäre, zum Abschied meiner Familie?? Es wurde mir aber nicht verraten! Divari hielt seinen Mund und lächelte mir sehr freundlich aus der geistigen Welt zu.

Ich begann, dieses für mich ganz neue Lied das erste Mal zu singen, während ich dazu die Begleitung auf Benjamins Gitarre spielte, mit ganz einfachen Griffen. Alle waren so angetan und gerührt. Sofort musste ich an Gerlinde und Valerie denken, und an ihren Rosenkrieg hinter den Kulissen.

*Erev schel schoschanim*

*Netze na el habustan*

*Mor besamim ulewonah*

*Leraglech miftan.*

*Lajla jored le'at*

*Weru'ach schoschan noschvah*

*Havah elchasch lach schir balat*

*Semer schel ahava*

*Schachar homah jonah  
Roschech male t'lalim  
Pich el haboker schoschana  
Ektefenu li.*

*Es ist ein Abend der Rosen  
Lass uns in den Garten gehen  
Myrrhe, Gewürze und Weihrauch  
Sind ein Teppich unter deinen Füßen*

*Die Nacht sinkt langsam  
Und ein Wind weht von Rosen  
Lass mich ein Lied dir flüstern  
Ein Lied der Liebe*

*Morgendämmerung und die Taube gurr  
Dein Haar ist voller Tautropfen  
Deine Lippen sind Rosen am Morgen  
Ich pflücke sie mir.*

*(Erev Shel Shoshanim – Melodie: Josef Hadar – Text: Mosche Dor)*

„Ja, das Lied ist wirklich wunderschön.“ entgegnete ich.

„Ich habe es noch nie gehört. *Wo hast du das denn her??* Aber vielleicht ergibt sich ja irgendwann eine Möglichkeit, es in Amerika aufzuführen...“ meinte Myriam.

„*In Amerika!?* Wer weiß, ob es Mariella bis dahin schafft.“ zweifelte Benjamin.

„Mit Adonois Hilfe, und mit ganz viel Glück wird es klappen. Es wird aber nicht einfach werden.“ Ich war trotzdem sehr optimistisch. Die Welt *zu* schwarz zu sehen, war auch nicht das Richtige. Sonst würde man – bzw. *frau* – ja völlig verrückt!

„Überall wird laut gemunkelt, dass es sehr bald einen neuen, großen Krieg in Europa geben könnte.“ meinte Gurion, schon ziemlich lallend. Er soff sich total zu, um sich zu vergessen. Selten hatte ich erlebt, dass sich mein Vater so gehen ließ. Aber seine Edelmetall- und Halbzeug-Firma war am zusammenbrechen. Ich konnte seine Trunksucht plötzlich sehr gut nachvollziehen.

„*Schon wieder Krieg!* Bloß nicht.“ stöhnte Amelia. „Der Weltkrieg, den wir gerade hinter uns haben, hat doch wohl gereicht! Aber diesem verrückten Hitler traue ich *alles* zu, *wirklich alles!*“

„Unsere deutsche Wirtschaft ist völlig am Boden. Aber jetzt wird massiv *aufgerüstet*, und das Deutsche Reich erblüht wieder im vollen Glanze! Und Albert Einstein bringt uns die Atombombe für den *totalen Sieg!*“ Benjamin machte sehr gekonnt-ironisch Adolf Hitlers Revolverschnauze nach, und alle lachten. Für solch eine Verhohnepiegelung wäre unsereins in der Öffentlichkeit wohl gleich

erschossen worden, oder zumindest gleich in Isolationshaft gewandert, bei dreckigem Wasser und verschimmelten Brot.

„Mariella, erzähl uns doch was von deinen wunderbaren Aufritten, und von deiner Wohngemeinschaft in dieser Villa, in Charlottenburg!“ Da gäbe es allerdings so viel zu erzählen, dass ich nur die Glanzlichter hervorheben konnte. Sonst wären wir in der Früh um sieben immer noch dagesessen...

Als es nachts um zwei war, versuchte mich meine Mutter Amelia zu überreden, in Breslau zu bleiben. Ihre übertriebene Gefühlsduselei und Sentimentalität ging mir auf den Wecker.

„Mariella, bleib doch wieder bei uns! Wir sind doch *eine Familie*, wir gehören doch alle zusammen! Und irgendwann findest du bestimmt auch einen *passenden Mann*...“ Sie wusste anscheinend gar nichts von meinem wilden Liebesleben... und dabei sollte es auch bleiben.

„Ich werde morgen Mittag mit dem zweiten Zug nach Berlin zurückfahren.“ Ihr könnt mir ja weiterhin schreiben, oder mich antelephonieren.

„Gibt es schon einen Kandidaten, einen Mann, der dich heiraten würde?“ fragte Myriam ganz interessiert.

„*Alfons Beltreter vielleicht!*?“ Ich lachte gekünstelt über meinen gespielten Scherz, hatte ihn wegen meiner Mutter aber ganz bewusst platziert.

„Der ist ja *sieben Jahre älter* als du! Nein, das ist ein zu großer Unterschied. Viel zu alt.“ meinte Amelia kritisch.

„Vielleicht heirate ich ja gar nicht.“ sagte ich todernst.

„*Warum denn das?!*“ Myriam reagierte ganz enttäuscht. Eine jüdische Frau ohne Hochzeit in weiß war für sie wie eine Suppe ohne Salz.

„Darum, ebend. Manche Menschen kann man eben nicht heiraten, leider.“ sprach ich in Rätseln.

„*Was soll denn das heißen, Mariella??* Meinst du Gojim, in einer Mischehe?“ wurde Gurion ganz neugierig, wie ein Schatzsucher, der rein zufällig eine sprudelnde Ölquelle entdeckt hatte.

„Nichts. – Es war nur ein blöder Scherz von mir. Natürlich werde ich später einen Mann heiraten.“

Die roten Kerzen in der Mitte des Tisches waren herunter gebrannt, und sie würden bald verlöschen – genau so, wie sich meine Flunkereien bald wieder im Nichts auflösen würden.

Ich übernachtete in meinem ehemaligen Kinderzimmer auf dem Boden, ganz spartanisch, mit lauter verschiedenfarbigen Decken. Mein Bett, mein Tisch und der Großteil der damaligen Einrichtung existierte nicht mehr, alles verkauft und verscherbelt! Was hatten sie mit all meinen alten Spielsachen und meinen Teddys gemacht? Etwa auch alles verhökert??

Wie in einem Flüchtlingslager der „gehobenen Klasse“ kam ich mir nun vor. Und *unter solchen Umständen* wollten mich Amelia und Gurion nach Breslau zurückholen, wo alles wie mitten in einem Umzug wirkte, eine einzige Improvisation, außer im Bad und in der Küche, wo noch fast alles so aussah wie früher. Aber ich wohnte ja nicht in der Küche, und auch nicht im Bad. Jedenfalls nicht unter normalen Umständen.

Im Traum erschienen mir Unmengen von Soldaten, die zu Lande, mit Flugzeugen, U-Booten und Schiffen brachial gegeneinander kämpften. Es waren auch Deutsche dabei, mit ihren typischen Wehrmachtshelmen. Dann wechselte plötzlich die Szenerie, und ich sah ein *Krematorium*, in dessen Ofen ein weißer Sarg nach dem anderen hineingeschoben wurde, mit *Hexagrammen* darauf! Mir war völlig schleierhaft, was das zu bedeuten hatte.

Schwarz-grüne Drachenmonster mit riesigen, scheußlichen Reptilköpfen und Krallen fauchten unheilvoll umher und wollten einen Teil der Menschheit wie niedrigste Sklaven unterwerfen, den anderen Teil aber höchst bestialisch abmetzeln. Alles war voller Blut, ganze Seen und Meere in bordeauxrot, und die dämonischen Kreaturen des Satans ergötzen sich höllisch daran.

\*\*\*      \*\*\*      \*\*\*

Am nächsten Morgen, es war schon eher mittags, gab es dann ein überraschend reichhaltiges Frühstück. Anscheinend waren die verkauften Möbel und meine ehemaligen Spielsachen größtenteils in *Essbares* umgesetzt worden! Ich verübelte ihnen das nicht, denn ich wusste: *Hungern* und *wie Bettler aussehen*, das würde Gurion und Amelia einen riesengroßen Zacken aus der Krone brechen! Lieber würden sie den „schönen Schein“ noch so lange aufrecht erhalten, wie es eben ging, und dann eben niemanden mehr ins Haus lassen. Irgendwann käme dann aber der totale Zusammenbruch, das Ende. Es wäre dann wenigstens ein Abgang mit Stil und Würde.

*Bei Adonoi* – es war damals meine *richtige* Entscheidung gewesen, schon so früh abzuhausen...

Amelia wollte mich schon wieder massivst daran hindern, wieder nach Berlin abzureisen.

„Mama, du wirst mich keinesfalls daran hindern, nach Berlin zurück zu fahren. In Breslau bin ich noch viel weniger sicher als in Berlin.“ stellte ich sofort klar.

„Gibt es in Berlin auch diese *gelben Bänke für Juden*??“ fragte Benjamin neugierig.

„Ja. Ein Wunder, dass sie noch keine öffentlichen, gelben Käfige mit Fressnäpfen in den Parks aufgestellt haben, wo sie alle Juden reinstecken!“ scherzte ich sarkastisch. Wenn Juden unter sich waren, wurden schon auch mal derbe Witze gerissen. Es durften aber ausschließlich *Juden* sein. Unsereins wusste ja, wie es gemeint war: Meist satirisch und humoristisch, aber eher selten unter der Gürtellinie. „Und was ich total schlimm finde: In den Läden gab es vor kurzem Weihnachtspostkarten, wo Adolf Hitler drauf abgebildet war, mit dem Kommentar: *'Das zeitgemäße Weihnachtsgeschenk ist das farbige Kunstblatt Adolf Hitler in S.A.-Uniform [...]'*“, für zwei Mark fünfzig! Schlägt das nicht dem Fass den Boden aus!? *Anstatt Jesus Christus wird der 'Führer' der Nationalsozialisten verherrlicht. Ich finde das dermaßen abartig!*“

„Sie sind Monster, seelenlose Kreaturen!“ sagte Amelia. Und sie hatte wohl Recht...

„Neulich habe ich hier in Breslau auch so einen Aufkleber gesehen, den ich heimlich abgekratzt habe. Es stand folgendes drauf: *'Gibts irgendwo eine Schieberei, Den Juden find'st Du immer dabei! Gibts schwere Arbeit, Schweiß u.[nd] Pflicht, Da suchst vergebens ein Judengesicht!'*“ berichtete Myriam aufgeregt.

„Und es wird immer schlimmer. Nur noch Verbote für uns Juden! Was dürfen wir denn überhaupt noch? *'Juden Zutritt verboten!'*, *'Juden sind hier nicht erwünscht.'*, *'Ohne Lösung der Judenfrage*

*keine Erlösung des deutschen Volkes'*, alles *'Entartete Kunst'*, *'Juden ist die Benutzung von Speisewagen untersagt'*, oder *'Deutsches Mädchen[,] Du bist zu schade für den Juden!'*. Oder Aufkleber mit dem Wort *'Jude!'*, einfach über die Anwalts-Schilder gekleistert!<sup>1</sup> Immer häufiger sehe ich diese ganzen Schilder, Aufkleber und Plakate in Berlin.“ Ich hatte mir den Wortlaut genau gemerkt, oder sogar auf kleine Zettel abgeschrieben, zur Dokumentation für mein Tagebuch.

„Wo soll das denn noch alles hinführen!?“ Amelia begann leise zu schluchzen, und sie strahlte eine unglaublich tiefe Traurigkeit aus, wie ein total verrosteter Zug auf einem verwilderten Abstellgleis, dessen ganze Passagiere brutal umgekommen waren. Ich wunderte mich über mein inneres Bild, es kam wie aus dem Nichts.

„Ihr müsst sehen, dass ihr euch *falsche Pässe* besorgt, und dann haut ihr ab, entweder nach England, Amerika, oder Australien... über den Atlantik!“ schlug ich vor.

„*Australien!* Das ist doch viel zu weit weg! Red' doch keinen Schmonzes.“ meinte Gurion verächtlich. „Aber wir müssen wahrscheinlich auch das Land verlassen. Ein Jahr haben wir wohl noch, und dann...“ Gurion verzögerte schon wieder alles. So würde das nichts mehr werden...

Während ich meinen Kaffee stoisch und bedächtig umrührte, provozierte ich jetzt, mit voller Absicht: „Wenn ihr noch länger wartet, ist es vielleicht schon zu spät. Heute Nacht habe ich von weißen Särgen mit sechseckigen Sternen drauf geträumt. *Im Ernst!* Gurion, Amelia, Benjamin, Myriam: *Ihr müsst euch beeilen!!* Ihr habt kein Jahr mehr, eher nur noch *zwei, drei Monate, maximal...* schätzungsweise.“

„Nächste Woche werde ich mich um die Pässe kümmern.“ versprach Gurion. Er schien den Ernst der Lage jetzt tatsächlich wahrzunehmen, handelte aber meines Erachtens immer noch nicht rasch genug. Zur Feuerwehr hätte er nicht gehen dürfen – da wären alle Häuser schon längst abgebrannt, bevor er eingetroffen wäre.

„Du meinst also, dass du es *ganz alleine* schaffst, in die Vereinigten Staaten zu emigrieren, raus aus all dem Schlamassel hier?“ zweifelte mein Vater.

„Ich bin ja nicht alleine. *Wir sind zu dritt. Alfons, Gerlinde, und ich.* Außerdem ist mein Alfons sehr versiert. Es ist alles schon genau geplant. Macht euch keine Sorgen. Ich schreibe euch sofort einen Brief, oder rufe euch aus Übersee an, wenn alles geklappt hat. *Und: Es gibt eine Juden-Quote auf den Übersee-Schiffen, mit langer Wartezeit.* Kommt also in die Puschen, ansonsten ist es vielleicht für immer zu spät!“ Zwanzig Sekunden lang war absolutes Schweigen. Totenstille. Man hätte eine Stecknadel fallen hören.

Zwanzig Minuten später hatte ich schon meinen kleinen Koffer in der Hand, und wartete im grauen Wintermantel, schwarzer Wollmütze und dunkelbraunen Stiefeln auf meine Familie, und auf Frau Goldhahn, die jetzt sozusagen die Chauffeurin war. Gurion hatte zudem auch noch viel zu viel Alkohol im Blut, von seiner „berauschten“ Nacht...

Zu sechst quetschten wir uns in den Wagen, zwei vorn, vier hinten. Heute war der Himmel völlig trist und bedeckt, und es war grau und kalt. Ich versuchte, mich innerlich völlig von meiner Geburtsstätte zu lösen, alles loszulassen, und es kostete mich schon eine gewaltige Überwindung. Aber ich wusste,



dass ich in Breslau ziemlich schnell als Jüdin erkannt und dann wohl recht bald von den Nationalsozialisten behelligt würde, mit womöglich tödlichen Folgen.

Während wir uns mit lautem Motorengedröhn, eher unkomfortabler Federung und im Schnee knirschenden Reifen in Richtung des Bahnhofs bewegten, hatte ich das Gefühl, dass wir von einem Automobil verfolgt würden. Ein Gefühl von akuter Bedrohung stieg in mir auf. Waren das *Nazis* in dem schwarzen Wagen, der sich immer hinter uns hielt, aber mit einem gewissen Sicherheitsabstand? *Gestapo-Schnüffler, Geheimpolizei, OrPo in Zivil??* In Berlin trat ich offiziell als *Deutsche* auf, und nicht als Jüdin. Aber in Gegenwart meiner Eltern und meiner Geschwister würden Nationalsozialisten, die mich nicht kannten, viel schneller meine Religionszugehörigkeit herausfinden, als wenn ich mit Alfons und Gerlinde zusammen war. Gut, Gerlinde hatte einen Juden in dritter Generation in ihrer Verwandtschaft... Daher saß ich immer auf heißen Kohlen, wenn ich mit anderen Jüdinnen oder Juden zusammen war. Einerseits war ich unter meinesgleichen, was mir eine gewisse Geborgenheit vermittelte, andererseits fühlte ich mich oft wie eine Aussätzige unter Aussätzigen, immer in ständiger Angst, geschnappt und verschleppt zu werden.

Mein Herz schlug mir bis zum Halse. Zum Glück war der Breslauer Bahnhof schon in Sicht.

Als wir ausstiegen, sah ich das „Verfolgerautomobil“ ebenfalls parken. Jetzt erspähte ich zwei hellbraun gekleidete Männer, die sehr streng und kritisch zu mir hinschauten. Hatten sie meine Maskerade etwa durchschaut??

„*Wir müssen schnell zum Zug, ganz rasch!!*“ sagte ich kurz und bündig. „So wie ich es sehe, werden wir beschattet! Schnell, alle aussteigen, und zum Bahnsteig!“

„Ich hatte auch immer so ein unheimliches Gefühl, während der ganzen Fahrt.“ flüsterte Amelia leise.

„Soll ich die beiden Männer ablenken?“ schlug Frau Goldhahn geistesgegenwärtig vor. Eine glänzende Idee von unserem 'Goldstück'!

„Ja!“ antwortete Gurion leise, während ich bereits samt meinem Koffer im Begriff war, auszusteigen. Sehr rasch schritt ich zum Bahnsteig, ohne mich jetzt umzudrehen. Zum Glück hatte ich ja meinen gefälschten Reisepass dabei, in dem ich als Deutsche mit 'Ariernachweis' titulierte war. Und meine Stiefel waren heute flach, damit konnte ich etwas schneller gehen, als mit ganz hohen Absätzen.

Die Passfälschung war so gut, dass niemand erführe, wer ich wirklich war. Um meine Familie nicht total unmenschlich verleugnen zu müssen, wollte ich den Abschied so schnell als möglich gestalten.

Der Zug fuhr in sieben Minuten. Die Dampflokomotive war bereits angeheizt und voll am Rauchen. Zum Glück war diese Dampflokomotive nicht jüdisch, und sie war keinesfalls mit einem Rauchverbot belegt worden. Ich behielt diesen Scherz aber für mich. Mir wurde ganz mulmig, als Frau Goldhahn die beiden Verfolger nach irgendwas fragte, und sie somit sehr geschickt ablenkte.

Wir umarmten uns alle, fest und innig, bestimmt an die zwei Minuten, während die Lokomotive plötzlich drei laute Piffe ausstieß.

Auf einmal spürte ich, dass ich meine Familie wohl *nie mehr* wieder sehen würde. Ich versuchte, diese abgründige Traurigkeit zu verdrängen, aber es ging nicht. Ich fiel in ein ganz tiefes Loch, in ein Fass ohne Boden.

*„Ich ruf euch sofort an, wenn ich wieder in Berlin bin! Und ich schreibe euch allen, wenn ich in Amerika bin, in den Vereinigten Staaten!“*

Plötzlich sah ich, wie die beiden Verfolger-Männer mit schnellem Schritt auf uns alle zukamen! Es wurde höchst brenzlich! Schnell stieg ich in den Zug ein. Es war auch wieder die dritte Klasse, mit den geschwungenen Holzsitzen. Es gab sogar noch eine *vierte Klasse*, mit eckigen, rechtwinkligen Bänken, für die ganz Armen.

Gurion hatte mir die ganze Rückfahrt gezahlt. Aber er gestand mir im Stillen, sogar unter ein paar Tränen (!!), dass ihr Lebensstandard nun dauernd und stetig am Sinken war. Es ginge ständig nur noch abwärts, ohne eine neue, aufbauende Perspektive. Abbas letzter Gesichtsausdruck war so verzweifelt, wie ich ihn noch nie gesehen hatte! Früher war er immer so voller Tatendrang und Elan gewesen, aber jetzt piff er auf dem letzten Loch. Als Mann im konservativ-traditionellen Rollenbild fiel es ihm äußerst schwer, sich das einzugestehen.

Die Zugtüren waren jetzt alle geschlossen, der Schaffner piff und winkte mit seiner grünen Kelle. Eisige Schneeflocken wirbelten wild umher. Gurion, Amelia, Benjamin und Myriam winkten mir äußerst wehmütig zu, und das knallrote, mit schwarzer Schmiere bedeckte Gestänge der Dampflokomotive bewegte sich ratternd und qualmend, unter einem deutschen, weiß-grauen Himmel, immer schneller.

Alle vier wurden immer kleiner, und die beiden mysteriösen Verfolger gestikulierten wie wild umher. Ich konnte es nicht mehr erkennen, ob die beiden mutmaßlichen Gestapo-Männer oder OrPos mit meiner Familie stritten, sie nach mir ausfragten, oder ob sie womöglich alle vier auf der Stelle verhaften würden.

Immer kleiner wurde die ganze Szenerie, und ich hatte das Gefühl, in letzter Minute entkommen zu sein. Ein winziges, blaues Wolkenloch tat sich plötzlich auf, und warme, gleißende Sonnenstrahlen trafen wie eine Tirade der Hoffnung auf mein Gesicht.

Ich würde nun alles zurücklassen, *alles*. Aber meine Familie klebte an ihrer Vergangenheit wie eine Klette mit tausend Widerhaken, die eingefahrene Mischpoke hing im starren Netz ihrer aschkenasisch-schlesischen Gewohnheiten fest, und über Gurions Firma schwebte der Pleitegeier wie ein Damoklesschwert. Die ohnmächtigen Hakenkreuz-Geier und die kontrollsüchtige, berserkerische Orion-Draco-Allianz bliesen zum ultimativen Kriegsangriff.

Viele Juden unterschätzten die Gefahr, zu heimtückisch war das braun trompetende Grauen, mit ihren Tausenden von feigen, unehrenhaften Heckenschützen aus dem Hinterhalt – erst demokratisch gewählt, und dann die Demokratie abschaffend, wie mit dämonischer Winkeladvokatie.

Der Bahnhof von Breslau war nur noch als kleines Rechteck zu sehen, es schrumpfte annähernd zu einem Punkt, und meine Familie war weg. Eine quälende Ungewissheit breitete sich in mir aus. Sagte der Dichter Friedrich Gotthold Klopstock nicht einmal, sinngemäß, dass die quälende Ungewissheit viel schlimmer sei als eine eindeutige Aussage??

Ich wartete, würde warten und werde warten, gleichsam einem Beckett'schen *Warten auf Godot*, aber nichts passierte. Godot käme nämlich nie. Doch dieses Theaterstück gab es zu meiner Zeit noch gar nicht, also zitierte ich mit Divaris „Fernblick“ aus der Zukunft. Sind sie bereits tot, leben sie noch, sind sie im Koma, lebendig tot, gar zu Zombies mutiert, oder nächste Woche bereits in den mysteriösen, weißen Särgen aus meinem Traum, im Edel-Krematorium??

Es wäre wohl etwa weniger angenehm als einmal Probeliegen bei Grieneisen.

Schwermütig versuchte ich, diese Unbestimmtheit zwischen Leben und Tod loszulassen, die ewig enttäuschte Illusion meines zukünftigen Wartens auf Gurion, Amelia, Benjamin und Myriam fallen zu lassen. Aber es ließ sich nicht abschütteln – *il n'existe aucune chance*.

Der hohe Preis für meine zu erwartende Freiheit wäre der Schatten der Ungewissheit...

\*\*\*      \*\*\*      \*\*\*

<sup>1</sup> Originalquellen: NS-Dokumentationszentrum München (2017)

## Kapitel 11

Emotional völlig geschlaucht, aber endlich wieder weg aus meinem verstaubten Geburtskaff, machte ich mir ernsthafte Sorgen, ob die Nationalsozialisten meine Familie und Frau Goldhahn am Breslauer Bahnhof festgenommen und weggebracht hätten. Es war etwas im Busch, und alle fünf waren in großer Gefahr. Nur die schöne Ische war flöten gegangen – ich hatte ungeheures Massel gehabt. Frau Goldhahn war auch deshalb in Gefahr, weil sie für Juden arbeitete, sprich für meine Familie.

Was waren das für schlimme Zeiten, eine Hiobsbotschaft jagte die nächste, jeden Tag konnte das persönliche Inferno ausbrechen. Meine Kindheit hatte so schön geborgen und harmonisch angefangen, und jetzt wurde mein Leben von Jahr zu Jahr extremer. Nein, dies war beileibe keine „Urlaubsinkarnation“, sondern eindeutig eine der schwereren. Haltet ihr auch mehrere Leben für möglich? Aber in nur *einem* Leben die Perfektion zu erlangen, das halte ich für unmöglich...

Doch jede Krise förderte auch meine Entwicklung. Wo etwas Negatives war, da gab es auch immer etwas Positives, auch wenn ich es oft erst sehr viel später erkannte.

Als ich am Görlitzer Bahnhof in Berlin in die S-Bahn einstieg, fühlte ich mich endlich wieder zu Hause. Ja, mein neues Zuhause war wirklich eindeutig *Berlin* geworden. Je näher ich jedoch der Ulmenallee kam, desto mehr beschlich mich ein ungutes, sehr mulmiges Gefühl, dass etwas ganz Schlimmes passiert sein musste...

\*\*\*      \*\*\*      \*\*\*

„Mariella, wie schön, dass du wieder da bist!“ begrüßte mich Augustin freudig, und mit sehr humorvollen Augen. Er umarmte mich kurz und herzlich. Aber kurz darauf kam ein Knaller, geballte Artillerie an der ganzen Frontlinie, die sich wahrlich gewaschen hatte. Augustin hielt eine knappe, halbe Minute inne. „Heute steht ein kleiner Artikel in der Zeitung, mit einem Photo von Valerie.“ „*Das ist ja Valerie!* – Ist sie jetzt etwa prominent geworden?“ alberte ich etwas naiv herum. Augustin hatte die Zeitung aber so gefaltet, dass ich die Überschrift zuerst nicht sehen konnte.

„*Es ist was ganz Schlimmes!!* Bitte fall' nich in Ohnmacht...“ Augustin legte auf einmal sehr freundschaftlich seinen Arm um mich. Valeries Photo in der Zeitung war sehr schön. „*Deine Valerie, Valerie Monpetit, sie hat sich gestern vom Grunewaldturm gestürzt. Sie ist tot, mausetot!*“ Augustin faltete die Zeitung jetzt ganz auf. Er überbrachte selbst diese Todesbotschaft mit der Theatralik eines guten Schauspielers, der hinter seiner Mimik verriet, dass einer Sache sowohl etwas *Negatives*, als auch etwas *Positives* abgewonnen werden konnte.

*Die eher kleine Schlagzeile auf Seite vier lautete:*

**Junge Deutsch-Französin aus Zehlendorf stürzte sich vom Grunewaldturm – Selbstmord!**

„Bei Adonoi! Das ist ja absolut grauenhaft!!“ Ich begann sofort zu weinen, denn ich hatte mich ja vor kurzer Zeit eindeutig zu Gerlinde bekannt. Sie hatte nun gewonnen, und Valerie für immer verloren. Das war wohl Augustins geheime Mimik, immer wie ein Schalk, ein Narr, der zum Hinterfragen aufforderte.

„Ich weiß, es ist wirklich kein schöner Empfang für dich, aber du hättest es so oder so erfahren. Ich denke, dass ich es noch am Neutralsten von uns allen überbringen kann.“ Er sprach jetzt so ernst und seriös wie der Chef eines Bestattungsinstituts.

Meine größte Liebe war tot, für immer. Immer wieder musste ich an die wunderschöne Zugfahrt von Breslau nach Berlin denken, im tiefsten, weißen Winter, unter dem strahlend azurblauen Himmel und der majestätischen Sonne, als ich sechs Jahre alt gewesen war. Nun war der Waggon „Caroline“ für immer und ewig abgehängt, ja sogar unwiderruflich zerstört und zertrümmert.

Eine wundervolle, jungmädchenhafte und herzerreißende Romanze, deren hehrer und geradliniger Idealismus dem von Goethe und Schiller in nicht nachstand, aber mit zu wenig Bodenhaftung. Hatte ich als junges Mädchen immer gedacht, die große Liebe *allein* reiche für eine „Traumehe“ oder „Traumbeziehung“ aus, so wurde ich jetzt eines besseren belehrt. Mir kam das Bild eines Flugzeugs, in dem Valerie und ich die schönsten Küsse, Zärtlichkeiten und erotischen Annäherungen erlebten, wenn auch nicht so tief und leidenschaftlich wie mit Gerlinde. Aber es gab keine Landebahn für dieses Gefährt! Ich war vorher rechtzeitig mit dem Fallschirm abgesprungen, todesmutig, und hatte wohlbehalten überlebt. Aber Valerie war kläglich und tödlich zerschellt, immer in dem guten Glauben, es würde schon noch alles gut gehen. Gurion und Valerie hatten hier eine Parallele: Einen gewissen *passiven Fatalismus*, mit der Einbildung, das Leben würde sich auch ohne radikales Eingreifen und Gegensteuern wieder von selbst einrenken. Doch dieses Einrenken konnte höllisch wehtun, und die griechische *harmonia* beinhaltete den Ausgleich positiver *und* negativer Kräfte. Auf gut Deutsch hieß das: Harmonie konnte auch wie ein reinigendes Gewitter sein – wenn aber der Blitz in einen selbst einschlug und man keinen Schutz gesuchte hatte, waren die Folgen eben sehr brachial. Trotzdem hatten sich die Kräfte wieder ausgeglichen, wenn auch mit dem einen oder anderen „Bauernopfer“.

Für Gerlinde und Alfons hatte Valerie immer schon den Geschmack einer unliebsamen Nebenbuhlerin gehabt. Gerlindes Konkurrentin war nun für immer unter dem Erdboden, und Alfons war einfach nur traurig. Valerie, dieses zarte Porzellanpuppen-Geschöpf, tat „Piano-Fonsi“ einfach Leid. Ich hätte nie gedacht, dass Valerie so schnell kapitulieren würde. Sie war anscheinend nicht der Typ Frau gewesen, welche aktiv und stark um ihre Liebe kämpfte, sondern eher der passiv-weibliche, welcher zu sehr großer Hingabe fähig war, aber in Krisen völlig überfordert schien.

Schlag auf Schlag lauter Negativereignisse – ich war immer noch mit dem besorgniserregenden Zustand von Gurion und Amelia beschäftigt, und schon kam der nächste Knaller!

„Mein Gott, sie ist tot, mausetot, meine liebste Valerie!! Hat sie sich etwa umgebracht, weil ich mit ihr Schluss gemacht habe?!“ Mir wurde auf einmal klar, dass meine geistige Liebe zu Valerie am allergrößten gewesen war, auch wenn sie im alltäglichen Leben oft eher die Konservative und

Angepasste schien. Aber sie kam mit ihrer und meiner sexuellen Neigung anscheinend nicht so zurecht, wie sie es gerne gewollt hätte. Wie konnte ich das denn ahnen, dass es so dramatisch und schlimm kommen würde...

„Ich weiß es nicht.“ antwortete Augustin sehr pietätvoll. „Hier, dieser rosafarbene Brief ist vorgestern für dich mit der Post gekommen. Er ist an dich persönlich adressiert. Ohne Absender. Schaut aus wie ein echter Liebesbrief...“

Ich nahm den total krakeligen, rosa Brief aus dem ebenso farbigen Umschlag und begann zu lesen. Es war wirklich schwer zu entziffern, und man merkte Valeries große Verzweiflung, am Schriftbild der blauen Tinte. Stellenweise war sie völlig von ihren Tränen verwischt. Mir zitterten die Hände.

♥ ♥ ♥ *Liebste Mariella,*

*ich sehe keinen anderen Ausweg mehr für mich. Du warst das Mädchen meiner Träume. Auch wenn so viele Männer oft glühendes Interesse an mir hatten, so war meine Liebe zu dir wohl die tiefste von allen. Aber ich musste meine abnorme Neigung völlig geheim halten, unter Verschluss, wie eine tickende Zeitbombe. Es gibt – oder gab – nur sehr, sehr wenige Frauen, mit denen ich dies überhaupt teilen konnte. Als ich herausfand, dass du gleichzeitig ein Verhältnis mit Gerlinde hast, brach für mich meine Welt komplett zusammen. Ich bin eben keine Kämpferin; ich habe einfach nicht die Energie dazu. Wahrscheinlich hätte ich um dich kämpfen müssen wie eine mutige Löwin, die ihre Jungen verteidigt.*

*Als du mich nicht zu deinem zwanzigsten Geburtstag eingeladen hattest, wusste ich, dass es für immer aus war. Mariella, du hast mir mein Herz in tausend Scherben gebrochen. Ich schreibe das ohne Vorwurf, auch wenn es wie ein sehr harter Schuldvorwurf klingt. Ich kann einfach nicht mehr. Ich denke mit höchster Freude an unsere erste Begegnung im Café Kranzler zurück. Es war so himmlisch gewesen, deine erste Berührung, dein bezauberndes, strahlend weißes Lächeln, deine wunderschön sanfte Haut. Ich werde nun für immer von euch allen gehen.*

*Mit unendlicher Sehnsucht denke ich daran zurück, wie wir uns im Zug von Breslau nach Berlin das erste Mal gesehen hatten, noch als kleine, sechsjährige Kinder. Du ganz in hellblau, und ich ganz in rosa, wie zwei Engel. Ich werde das rosafarbene Kleid und die wunderschönen Schuhe anziehen, welche ich bei unserer ersten Begegnung an hatte. Und dann werde ich über die Brüstung des Grunewaldturms klettern und fliegen! Ich werde fliegen, so frei wie ein Vogel, in die Ewigkeit...*

*Auf Nimmerwiedersehen, Adieu mon amour, Valerie Monpetit aus Zehlendorf. ♥ ♥ ♥*

„NEIN, NEIN, NEIN!!“ kreischte ich laut. „Das ist ihr Abschiedsbrief! Und ich bin schuld!!“ Ich heulte laut wie ein Schlosshund, und hatte tiefste Schuldgefühle ihr gegenüber. Genau das wollte sie wohl auch erreichen, mir als Racheaktion so richtig eine rein würgen!?! Andererseits dementierte sie das ja in ihrem Brief. Sie schien doch wesentlich labiler gewesen zu sein, als ich sie eingeschätzt

hatte. Nun war für immer von mir gegangen, und es war einfach nur grauenhaft. Zudem hätte ich ins Gefängnis kommen können, wäre der Brief von einem Nationalsozialisten gelesen worden. Aber ich hatte nicht den Eindruck, dass er unter Dampf geöffnet, und später wieder verschlossen worden war.

„*Hat sie sich wirklich da runter gestürzt!? Ich kann es fast nicht glauben...!*“ jaulte ich schluchzend. Mir blieb fast die Luft weg. Die höchst liebliche, traumhafte Porzellanschönheit war jäh in tausend Scherben zersplittert, und keiner konnte sie mehr zusammenkitten...

Gebaut für König Wilhelm I. zum Gedächtnis, samt Marmorstandbild in der Halle, war der Grunewaldturm aus rotem Backstein immerhin 55 Meter hoch, mit Blick bis nach Potsdam. Das reichte, um unten ganz zermatscht anzukommen. Gerlinde ließ sich erstaunlicherweise gar nicht blicken. Wahrscheinlich hatte sie sich heimlich in ihr Zimmer eingeschlossen, und würde abwarten, bis sich die Wellen etwas gelegt hätten. Oder sie hörte alles heimlich an der Türe mit??

*Der Lauscher an der Wand hört seine eigene Schand.*

\*\*\*      \*\*\*      \*\*\*

Am 18. Januar 1939 versuchte ich, meine Eltern in Breslau anzurufen, aber es kam dauernd nur das Tut-Tut, das Freizeichen. Keiner ging ran. Das war äußerst ungewöhnlich, denn normalerweise war früher immer jemand ran gegangen. Man hätte eine Maschine gebraucht, die meinen Anruf aufgenommen hätte, so wie die Ritznadel eine Schellackplatte erst zur Schallplatte machte, die dann auf einem Trichtergrammophon abgespielt werden konnte. Aber so etwas gab es nicht für Telephone, zu meinem Bedauern. Vielleicht waren sie ja weggefahren, zu meinen Großeltern.

An allen darauffolgenden Tagen rief ich wieder an, bis Ende Januar hindurch. Niemand ging ran. Ich fing an, mir ernsthafte Sorgen zu machen. Mehr und mehr ahnte ich, dass etwas passiert sein musste. Meine Großeltern waren zwar zu Hause, sie wohnten in der Nähe von Breslau, aber sie meinten einfach, meine Eltern wären weggefahren, oder würden ein paar Tage Urlaub (!) machen. Das konnte aber nicht stimmen, denn warum sonst hätten Gurion und Amelia einen Großteil der Möbel und wertvolleren Gegenstände im Haus verkauft, und sogar meine teuren Teddys? Sie mussten sparen, und da gab es überhaupt kein Geld mehr für Ausflüge oder gar Urlaub. Meine Großeltern versprachen mir aber, in den nächsten Wochen einmal hinzufahren und nachzusehen, was los wäre. Schließlich waren es ja ihre Kinder und Enkel.

\*\*\*      \*\*\*      \*\*\*

Am 8. Februar 1939 wählte ich erneut die Nummer meiner Eltern. *Die Leitung war tot!* Es rauschte nur noch! Ab dann wusste ich, dass bestimmt etwas ganz Unheilvolles geschehen sein musste. Brunhold hatte mir doch erzählt, dass die Nationalsozialisten ab 1940 planten, alle Juden zu „sammeln“ und dann „wegzubringen“, angeblich an einen „sicheren Ort“, was immer das auch heißen mochte. Doch es war bereits ein knappes Dreivierteljahr früher! Vielleicht hatte sich Brunhold

verhört, und es war schon 1939, und nicht 1940, mit dem Beginn dieser satanisch anmutenden „Endlösung der Judenfrage“. Höchstwahrscheinlich hatten die Nationalsozialisten ihre Geheimpläne doch schon früher begonnen...

\*\*\*      \*\*\*      \*\*\*

Am 14. Februar 1939 erreichte ich endlich einen Bekannten meiner Eltern, einen deutschen Polier namens Martin in Breslau, der meinen Vater über die Produktion von Elektrokabeln für Neubauten kannte. Ursprünglich kam er aus Kiel, ein sehr bulliger Typ, wie ein Seebär, groß, breit und kräftig, mit einer tiefen, rauen Stimme. Er erzählte mir sehr ernst, das alles ganz, ganz schlimm sei, und ich das Deutsche Reich so schnell als möglich verlassen sollte. Martin glaubte aber, dass meine Familie noch leben würde.

Das, was er mir dann am Telephon erzählte, schockierte mich zutiefst. Es ließ mir das Blut in meinen Adern gefrieren. Mir wurde klar, dass Alfons, Gerlinde und ich das Deutsche Reich *so schnell als möglich* verlassen mussten! Erst recht nach dem ominösen Vorfall mit meiner Familie am Breslauer Bahnhof.

Zusammengefasst war der Text ungefähr so, ohne meine zahlreichen Zwischenfragen und Kommentare:

*„Moin, moin, Mariella, schönes Blondmädchel! – Halt dich jetzt mal gut fest, dass du nicht gleich aus den Latschen kippst. Es gibt sehr schlechte Nachrichten, bedauernswerterweise. Es wird alles immer schlimmer. So wie ich es sehe, sind Gurion, Amelia, Benjamin und Myriam mit sehr hoher Sicherheit von den Nationalsozialisten festgenommen und weiß ich wohin verschleppt worden. Das ist aber nur meine Vermutung. Ich denke mal, dass es die Gestapo war, die Geheime Staatspolizei der Nazis. Meine Vermutung ist, dass die Informationen über die Vereinigten Staaten haben wollen, da doch Gurion diese vielen Geschäftskontakte über'n großen Teich hat. Wahrscheinlich werden sie deinen Vater unter Druck setzen und piesacken, oder foltern, um heiße Sachen aus ihm rauszuquetschen. Anscheinend hat er wohl auch Kontakte zum amerikanischen Militär. – Ich habe mir extra die Mühe gemacht, mal in eurer schnieken Villa nachzugucken, was da mal los ist. In eurer Nobelbude waren nur noch sehr wenige Möbel da, außer in der Küche. Es lagen überall Klamotten am Boden rum, ganz wild verstreut und zerfetzt, als wenn 'n olles Nordseesturmtief durch gejagt wäre. Eine total zerfetzte, jüdische Zeitung lag mitten im Wohnzimmer, da hat jemand volle Pulle drauf geschissen. Das hat gestunken wie inna Kloake, ich sag's dir! Als ob jemand dreckige Putzlumpen gefressen und wieder rausgeschissen hat! Und überall alles voller Fliegen. Im Wohnzimmer und im Schlafzimmer roch es auch überall nach Pisse und Kacke, meine Fresse, nee! Anscheinend hatten die überall auf die Kleidung gepullert und geschissen. So'n siebenarmiger Leuchter, Menora heißt das Ding doch, glaube ich, lag stark verbeult auf dem Boden. In den Wänden waren tiefe Hackspuren. Einen zerfetzten, jüdischen Kalender habe ich auch gesehen. Auf ihn hatte jemand 'n Hakenkreuz eingeritzt, wohl mit 'nem Messer. Auf dem Küchenherd stand 'ne alte Suppe, die völlig verschimmelt war, und 'n paar ungebratene Koteletts in der Pfanne, fast vertrocknet. Überall waren die Schmeißfliegen! Die*



*Küchenschränke waren komplett ausgeräumt, und das ganze Geschirr lag zerdeppert auf dem Küchenboden. Ich hatte Mühe gehabt, nicht in die ganzen Glassplitter zu treten. Auf dem Tisch war 'n Pott Milch ausgeschüttet, und alle Stühle waren in die Ecke gepfeffert. So wie ich das sehe, haben 'se deine Familie während des Mittagessens überrascht, dann haben 'se 'se verkloppt, und dann mitgenommen. Ich hab nämlich große Blutstropfen auf'm Boden gesehen, und rote Spuren! Die Haustür unten war sperrangelweit offen. Sonst hatte doch Gurion immer abgeschlossen? Im Wohnzimmer war ein total zerdeppertes, mannshoher Spiegel, da muss jemand mit 'ner Mannswut voll reingehauen haben, mit 'nem Vorschlaghammer, oder so was. Und viele Fensterscheiben im Haus sind eingeschlagen und total zertrümmert, wie nach 'm Bombenangriff. Überall zieht's wie Hechtsuppe! Im Schlafzimmer lagen mehrere aufgeschnittene Federbetten rum. Die haben da ganz schön rum gewütet, wie nach 'nem Wikingerangriff! Die ganzen Daunen und Federn lagen am Boden rum, in alle Winde verstreut. – Mariella, ich bin mir da mal todsicher, dass deiner Familie was ganz Schlimmes passiert ist. Ich kann dir aber beim besten Willen nicht genau sagen, was. Bin ja kein Hellseher oder Spökenkieker. Rechne mit dem Allerschlimmsten. Komm besser nich zurück nach Breslau, sonst wirst de wohl auch noch geschnappt, ne. – Mann, das tut mir so Leid für dich, schönes Mädchel! Als Kind warst de doch immer so fröhlich, hast kein Wässerchen getrübt, und jetzt das! Tut mir so Leid, dass ich nichts Schöneres für dich auf Lager hab, aber es is nu mal so. Ich kann's nich ändern, ne. – Moin, moin, Mariella. Lass mal den Kopf nicht hängen! Schau am besten nur noch nach vorn.“*

Erst Valeries herzerreißender, spektakulärer Freitod, und nun die nächste Hiobsbotschaft! Die Serie an Negativereignissen riss gar nicht mehr ab. Kurzzeitig verlor ich sogar die Freude am Singen und Tanzen. Doch ich merkte, dass es ein großer Fehler war, in den düstersten Stunden meines Lebens völlig zu kapitulieren. Es war vor allem deshalb eine solche Belastung, weil ich ja nicht genau wusste, was mit Gurion, Amelia, Benjamin und Myriam los war. Lebten sie noch, waren sie stark verletzt, krank, oder etwa schon tot??

Wurden sie gefoltert, verhungerten sie in einem dunklen Gefängnis, wurden sie geschlagen, verhört, in die Mangel genommen, psychisch gequält, oder wollte sie sie gar zu „Greifern“ umpolen??

„Greifer“ waren Juden, die für die Nationalsozialisten andere Juden in ihren Geheimverstecken aufspürten, an die Nationalsozialisten verrieten und auslieferten. Solch ein niederträchtiges Verhalten löste in mir eine totale Wut und Verachtung aus. Die eigenen Leute verrieten jetzt ihresgleichen, unsereins, welch eine Schande! Ich als „U-Boot“ – als im Untergrund lebende, getarnte Jüdin – war mit meinem falschen Pass noch relativ sicher. Das Ding war wohl teuer genug gewesen. Aber schließlich hielt Brunhold ja auch seinen Kopf dafür hin. Für mich war das schon ein Liebesbeweis, auch wenn ich eigentlich nicht direkt auf ihn stand. Aber seine geballte männliche Kraft, sein unermüdlicher Kampfgeist und seine Zielstrebigkeit waren schon etwas, was ich sehr an ihm bewunderte. Wurde der Kampfgeist voll für eine Sache eingesetzt, hinter der man – oder frau – stand, dann schien das im Einklang mit sich selbst zu sein. Es kam also immer darauf an, für was man – oder frau – kämpfte.

„Richtig“ oder „falsch“ waren eben sehr relativ... und genau da lag das Problem.

Am Abend schrieb ich die sämtlichen Ereignisse der letzten Tage in mein Tagebuch. Es war beschriftet mit „Tagebuch der Mariella Weiszbaum“. Tränen tropfen auf die Tinte, und ich war so verzweifelt wie lange nicht mehr. Alles um mich herum brach zusammen, meine Familie, mein Zuhause, die Wurzeln, wo ich herkam. Obwohl kein neuer Krieg im Gange war, empfand ich es bereits so. Der Krieg gegen die Juden, gegen die zarten Anfänge der Demokratie, und gegen die Freiheit des Menschen war eigentlich schon seit 1933 im Gange, und er steigerte sich von Tag zu Tag.

Ich lebte zwar nur an die dreihundert Kilometer weit weg von meiner Geburtsstadt, und meine Familie war bisher immer noch im Hintergrund präsent gewesen. Aber nun war es mir, als ob sie sich auf einem sinkenden Schiff befänden, und ich wusste nicht einmal, wo. Nach ihnen zu suchen wäre sinnlos, das würde mich geradewegs ebenso in die Hände der Nationalsozialisten treiben, und ich wäre irgendwann kein „U-Boot“ mehr, meine Tarnung als vermeintlich „reinrassige“ Deutsche würde auffliegen. Es war mir, als ob mir mein Fundament weg geschossen worden wäre.

Jetzt hatte ich „nur“ noch Alfons und Gerlinde. Und letztgenannte hatte unglücklicherweise mitgeholfen, meine liebe Valerie in den Tod zu treiben...

Nachts um elf klopfte ich an Gerlindes Tür und trat etwas schüchtern herein. Sie las gerade in Vicky Baums emanzipatorischem Liebesroman „Rendezvous in Paris“ aus dem Jahre 1935. War eines ihrer Bücher nicht in Rostock an den Schandpfahl genagelt worden??

„Hast du mal 'nen Schnaps, 'nen Korn, oder 'n Weinbrandt? Mir ist jetzt total nach Besaufen. Valerie ist tot, Selbstmord, und meine Familie in Breslau ist wahrscheinlich von den Nationalsozialisten verschleppt worden. *Gerlinde, es ist alles so schlimm!!*“

Geradezu fiel ich ihr in die Arme und weinte bitterlich, sie umarmte mich wohltuend herzlich und gab mir den Trost, den ich brauchte. Es tat so gut, ihre Wärme zu spüren. Auch wenn meine Liebe zu ihr nicht ganz so innig und tief war wie zu Valerie, so fühlte ich mich trotzdem sehr geborgen.

„*Gerlinde, wir alle drei müssen so schnell wie möglich nach Amerika!* Mit dem Zug nach Hamburg, und dann mit dem Übersee-Schiff über den Atlantik. Sie werden uns sonst alle hochnehmen! Schließlich sind wir alle drei keine Musterdeutschen, die brav nach der schwarz-braunen Pfeife tanzen. Aber als Künstler kann man sich sowieso besser durch lavieren, drei durchgeknallte Grünschnäbel halt, die in der weiten Ferne ihr Glück suchen...“

Wie ungeheuer gut es tat, von Gerlinde so liebevoll gehalten zu werden! Einerseits war sie natürlich insgeheim froh, dass sich ihre Rivalin nun *selbst* so dramatisch ins Jenseits befördert hatte, aber das würde sie nie aussprechen. *Nie!* So taktlos und schroff war Gerlinde nun auch wieder nicht, die äußerlich vermeintliche Fee, die aber auch ganz schön mit ihrer „Berliner Schnauze“ auf den Tisch hauen konnte, wenn sie sich wirklich herausgefordert fühlte.

Sie gab mir einen Korn, und ich trank das Mini-Fläschchen auf ex leer.

„*Noch einen!*“ lallte ich. Da ich den ersten so schnell herunter gekippt hatte, ging der Alkohol sehr schnell ins Blut. Mir wurde ganz schwindlig, aber das war genau das, was ich wollte.

„Mariella, liebet! – Nee, ick hab noch 'n Rotwein da. Den mach'n wa jetzt auf.“

Gerlinde zündete eine kirschrote Kerze an. Es war ganz heimelig. Draußen war es sehr kalt, und der russische Ostwind pfiff wild und unwirtlich um die Fenster. Sie legte Kohle im gusseisernen Böllerofen nach. Die orangefarbene Glut war schön anzusehen, als sie die Türe kurz öffnete.

„Hast du noch 'ne krumme Gurke da?“ Ich redete lauter komisches Zeug, schon halb angetütert.

„Nee, keene Jurke. *Biste etwa schwanger??* Aber ick glob, heute mach'n wa keenen Sex mehr. Ick bin dafür überhaupt nich inna Stimmung, nee.“

„Brunold hat doch deinen Reisepass auch schon fertig, ist es nicht so?“

„Ja, meener is och fertich. Brunhold hat zum Glück Jas jegeben. Und Alfons brauch ja eh keenen neuen, der hat jar keene Juden inna Fawandtschaft.“ Bei Gerlindes Urgroßeltern gab es tatsächlich einen Juden. Aber Alfons schien ausschließlich „reinrassige“, deutsche Vorfahren zu haben, wenngleich sie auch etwas kommunistisch orientiert schienen. Ich hatte nichts gegen die Kommunisten an der Basis, die „kleinen Leute“, aber dieser Josef Stalin hatte doch die gleichen Allmachts-Allüren wie Adolf Hitler.

Beide ließen massenweise Leute erschießen, unterdrückten die Masse und agierten mit einer extremen Propaganda, die einen *rot* eingefärbt, die anderen *braun*. „Demokratie“ war beiden ein Fremdwort, und sie verstanden es, die Massen so geschickt so manipulieren, dass es die „Menschenshafte“ gar nicht einmal merkten... so konnte man auch zur Schlachtbank geführt werden.

„In den nächsten Monaten hau'n wa ab! *Versprochen!*“ Gerlinde stieß klirrend mit mir an, es war ein heller, 1937er Rotwein aus dem Badischen. Die Flasche war inzwischen fast leer.

„*Wir schaffen dit, nich war, Jerlinde!*“ Ich machte mir selber Mut. Die Flucht nach vorn war das Einzige, was mir nun noch blieb. Und wir hatten ja noch einige Auftritte für die nächsten vier Monate in petto. Da sangen wir ausschließlich *in Deutsch*. Wir wollten kein Risiko mehr eingehen. Jiddische Lieder würden mich ja sowieso sofort verraten, und mein „U-Boot“ würde postwendend auftauchen und durch ein gezieltes Torpedo der Nationalsozialisten zerstört. Nein, auf den letzten Drücker würde ich keinen Fehler mehr machen, jedenfalls nicht einen selbst verschuldeten.

„*Jawoll, jebongt, liebste Mariella, meen Kleenet, dit schaff'n wa! So wahr ick Jerlinde Hovenspree heeße!*“ *Hovenspree* und *liebste* – zum ersten Mal hatte sie mir ihren Nachnamen gesagt, oder vielleicht hatte sie ihn anfangs gesagt, und ich hatte ihn wieder vergessen. Und sie nannte mich *liebste Mariella!* Das hatte Valerie auch in ihrem Abschiedsbrief an mich geschrieben, am Anfang.

Plötzlich hatte ich Gefühl, dass mich Gerlinde fast genauso innig liebte wie Valerie! Wahrscheinlich war die Liebe von Gerlindes Seite stärker geworden. Ihre Konkurrentin war jetzt in die ewigen Jagdgründe gewechselt, und meinen „Aufpasser“ Alfons nahm sie sowieso nicht so ernst.

Und am 5. November 1939 würde ich endlich volljährig, *einundzwanzig!* Irgendwie passte das mit unserer geplanten Emigration in die Vereinigten Staaten zusammen.

*New York City, Amerika, die Freiheitsstatue, der Broadway, der Duft der großen, weiten Welt –*

*das machte mir wieder Mut.*

\*\*\*      \*\*\*      \*\*\*

Nachts im Traum erschien mir auf einmal Valerie, als schöner, lieblicher Geist, in ihrem rosafarbenen Kleid, in dem ich sie als sechsjähriges Kind damals im Zug gesehen hatte. Valerie war weiterhin im jugendlichen Alter, wunderschön, und das Kleid war passend zu ihrer Größe, also proportional größer. Sie hatte eine rosa Schleife im Haar, eine perfekte Frisur, und weiße Lackballerinas an. In der rechten Hand hielt sie einen roten, dampfenden Hagebuttentee, in einer durchsichtigen Glastasse. Alles war wie damals.

Ich verliebte mich wieder unsterblich in Valerie, *mon amour*, aber wir verabschiedeten uns nun, jedenfalls vorerst. Sie sagte mir *telepathisch*, also über *Gedankenkraft*, dass wir uns im Jenseits auf jeden Fall *wiedertreffen* würden. Das erfreute mich ungemein. Als Abschiedsworte ließ sie noch verlauten, mit einer ungeheuren Ehrlichkeit, dass sie sich nicht den Grunewaldturm heruntergestürzt hätte, um mir Schuldgefühle zu machen und sich an mir zu rächen, sondern weil ihre Verzweiflung tatsächlich so riesengroß gewesen war, dass sie einfach keinen anderen Ausweg mehr wusste.

Das entlastete und erleichterte mich sehr. Ich war wieder glücklich! Valerie verschwand wieder, so plötzlich, es war so, als ob sie sich förmlich in Luft auflöste. Valerie war jetzt in einer anderen Dimension, für mich unsichtbar, aber trotzdem noch da. Ich spürte, dass ihre Seele nach dem Tode weiterlebte, auch wenn ich sie nicht mehr sehen konnte.



Amelia, Gurion, Myriam und Benjamin, sowie Frau Goldhahn, waren weiterhin wie vom Erdboden verschluckt. Keiner wusste, was mit ihnen geschehen war. Laut einer Nachbarin von gegenüber sollte einmal ein Bus vorgefahren sein, vor der Villa meiner Eltern, und mehrere Nationalsozialisten wären angeblich in hellbraunen Uniformen ausgestiegen. Danach hätte sie sehr lautes Geschrei im Haus gehört, extreme Flüche und ein wildes Stimmengewirr. Ende Januar 1939 war das. Die Nachbarin hatte nicht sehen können, wer in den Bus einstieg, weil er so ungünstig vor dem Eingang stand, dass er ihr den Blickwinkel versperrte.

Ich war mir aber ganz sicher, dass meine Familie in dem Bus war.

\*\*\*      \*\*\*      \*\*\*

Ende März 1939, nachdem Alfons, Gerlinde und ich wieder einige kleine, sehr erfolgreiche und lukrative Auftritte in kleineren Kneipen und Gasthäusern gegeben hatten – wie am Anfang, als ich noch vierzehn Jahre alt war – rief ich erneut bei einigen Nachbarn meiner Eltern in Breslau an, ob sie etwas wüssten, gesehen oder gehört hätten.

Tatsächlich erreichte ich *Frau Rutzkow*, die schräg gegenüber vom Haus meiner Eltern wohnte. Und erneut schlug der Blitz in mich ein! Eine neue Hiobsbotschaft erschlug mich sinnbildlich, so dass ich mehrere Tage vollkommen schachmatt gesetzt war, und sogar einen Auftritt deswegen absagen musste.

Auch hier gebe ich unser Telefongespräch stark gerafft wieder, ohne meine entsetzten Zwischenkommentare, die ihr Euch ja sowieso ausmalen könnt. Frau Rutzkow hatte einen typisch ostpreußischen Dialekt, den ihr Euch einfach dazu denken müsst. Die Firma meines Vaters war ihren Informationen nach nicht abgebrannt oder anderweitig zerstört worden, wohl aber hatten die Nationalsozialisten alle Metalle und Halbzeuge erbeutet, geplündert und abtransportiert; alles war wie ausgeraubt. Somit hatte meine Familie gar keine Lebensgrundlage mehr.

*Deshalb* machten sie all diese Notverkäufe...!

*„Mariella, liebste Marjelchen, jetzt kenne ich dich schon so lange, als du das kleine Marjelchen auf der Schaukel warst, so lieb im Garten gespielt hast und dich an den schönen Blumen erfreut hast! Ich habe dich immer gesehen, von Fenster aus, von der anderen Straßenseite. Wie süß und niedlich du doch warst! – Marjelchen, was aber vor einigen Tagen passiert ist, war absolut furchtbar. Also, euer Haus war ja schon seit Wochen leer, und deine Familie weiterhin verschollen. Marjelchen, erschrecke nicht zu Tode, was ich dir jetzt erzähle. Also, es kamen mehrere, ganz schwarze Automobile, aus denen einige Nationalsozialisten in Uniform ausstiegen, mit ihren typischen Armbinden. Etwa fünf Männer stiegen aus, jeder einen großen Benzinkanister in der Hand! Danach gingen sie in euer Haus, und haben wohl das ganze Benzin in eurem Haus verteilt. Nach etwa zehn Minuten kamen sie wieder raus, und einer der Männer warf ein brennendes Streichholz in die gelegte Benzinspur. Und dann ging alles in Flammen auf! Eurer ganzes Haus brannte lichterloh! LICHTERLOH, sag ich dir! Es brannte alles bis auf die Grundmauern nieder, nichts blieb mehr übrig. Es war ein Inferno, es brannte und rauchte wie in der Hölle. Und was das Schlimmste war: Es kam keine Feuerwehr, nein, sondern die fünf Nationalsozialisten sind mit ihren Automobilen einfach ein Stück weiter weg gefahren, haben wieder geparkt, sind ausgestiegen und haben dann auch noch begeistert gegrölt! Mir war so, als hätte ich mehrere Male die Worte 'Judensau', 'Judenstinker', 'elendiges Judenpack' und 'Judenhure' gehört. Sie brüllten, so laut und sarkastisch, ganz abartig waren ihre Stimmen! Ich hatte auch bei der Feuerwehr angerufen, und dann sagten sie, ja, ja, sie hätten im Moment aber sehr viel zu tun. In etwa einer halben Stunde würden sie einen Löschwagen vorbeischieken. Es kam aber niemand, selbst nach drei Stunden nicht. – Marjelchen, meine kleine Mariella, komm lieber nicht her, der Anblick würde dich in schreckliche Schockstarre versetzen. Bleib in Berlin, und behalte alles in Erinnerung, wie es war, als du noch ein Kind warst.“*

Es zog mir erneut völlig den Boden unter den Füßen weg. Jetzt hatte ich mir erst gerade Mut gemacht mit New York und einer neuen, möglichen Karriere am *Broadway* als Sängerin und Tänzerin, und schon kam der nächste Schlag! Ich hatte das Gefühl, Stück für Stück einen furchtbar steilen

Berghang hinunter zu rutschen, der gar nicht mehr aufzuhören schien, und unten lauerten lauter laute Bestien, Schlangen und Skorpione, die nur darauf warteten, mich zu endgültig vernichten.

\*\*\*      \*\*\*      \*\*\*

Des nachts träumte ich, wie Benjamins kleine Modelleisenbahn württembergischer Herkunft auf unserem Breslauer Dachboden völlig in Flammen aufging. Sein silberner Propeller-Schienen-Zeppelin von 1931, den er sich damals so sehnlichst gewünscht hatte, schmolz im Inferno kläglich zu einem Eisenklumpen zusammen. Meine Kindheitserinnerungen jedoch blieben, „unkaputtbar“, so wie die kleinen Miniaturleuchten eine warme, nächtliche Paradieswelt im Kleinen in geborgenheimeliges Licht versetzten, und die braven Mini-Figürchen den Archetypus eines möglichen, harmonischen Utopias abbildeten, den es jedoch nur als holden *Wunschtraum* auf dem Reißbrett gab, für immer museal eingefroren. *Hier war die Zeit stehengeblieben, und das hatte schon einen ganz besonderen Reiz.* Ich träumte, wie sich Seite für Seite des 1930er-Katalogs für „feine Metallspielwaren“ zu verkohlten, grauschwarzen Aschefetzen verwandelte. Nun ging alles in Flammen auf. Ebenfalls im Göppinger Katalog-Programm: Drei Pistolen, ein Revolver, Flakmodelle, Feldhaubitzen, Artilleriegeschütze, U-Boote mit „tadelloser Schwimm- und Tauchfähigkeit“, Ozeandampfer mit Uhrwerk- und „Mysteriös-Betrieb“, „Dampflokomobile“, und Hakenkreuz-Hoheitsabzeichen. Jeder Blinde mit seinem Krückstock merkte, dass die kriegslüsternen Nationalsozialisten an der Macht waren. Das Modell „Badezimmer Prachtausstattung“, die „Toilette“ für die feinen jungen Damen, sowie all die kleinen Spiritus-„Kochherde“ für Mutterkreuz-scharfe, aber noch unschuldig kleinen Hausfrauen-BDM-Jungmädels katapultierten sich ins Nichts.

*Ja, wir haben von nichts gewusst, nie, zu keiner Zeit, und auch kein Augenmerk auf plötzlich verschwundene Juden und andere Menschen geworfen, wir haben ja nur Befehle ausgeführt, das war doch völlig in Ordnung, immer schön obrigkeitshörig, rechte Hand brav hoch, jawoll.*

Und *wenn* wir was gesehen haben sollten, dann haben wir es so schnell wie möglich wieder vergessen. Das war dann einfach eine braune Sehstörung, eine unvorhergesehene Halluzination unseres perfekten, „arischen“ Geistes.

Alle Miniatur-Figürchen starben nun unabwendbar dahin kokelnd ihren Flammentod, diese armen, unschuldigen winzigen Dinger, kleine Männer mit Hüten, Hausfrauen mit Kinderwagen und rotem Hut, spielende Kinder, weiße Oppas mit braunem Krückstock, oder adrette, blaue Bahnwärter, nun brachial und unerbittlich getötet von ihrem überdimensionalen, fehlbaren Erschaffer, der wiederum einer wankelmütigen Kreation des spielenden Allmächtigen entsprang.

Direkt ein Wunder war es, dass es ja gar keine Figuren mit diesen speziellen Armbinden gab... oder etwa doch??

\*\*\*      \*\*\*      \*\*\*

Ich fragte mich so oft, ob es nicht besser gewesen wäre, wenn ich *ohne* jegliche Religionszugehörigkeit auf die Welt gekommen wäre, als *Heidin*, sozusagen. Solch frevlerische, aufmüpfigen Gedanken durfte ich aber anderen Juden *nie* offenbaren, sonst hätten sie mich sofort dreifach gekreuzigt. Noch dazu konnte ich ja gar nicht aus dem Judentum austreten. *Mitgefangen, mitgehungen??* Konnte der Zugang zum spirituellen Wissen und zur *Urquelle* etwa nur durch Rabbis, katholische Priester, hinduistische Brahmanen, muslimische Imame oder spiritistische Medien erfolgen? Waren diese Mittler nicht von irrlichternden Menschenschafen erfunden worden?

Im alten Rom wurden die Christen verfolgt, und in der Gladiatorenarena im Kampf gegen die Löwen getötet, seit dem Mittelalter standen die Juden auf der Abschussliste, bis heute, und in der Zukunft würden vielleicht die Muslime verfolgt und als „die Bösen“ gebrandmarkt. Oder die Zeugen Jehovas, Homosexuelle, „Krüppel“, Indianer, „Neger“... aber die beiden letzteren litten ja schon seit Mitte des 19. Jahrhunderts unter den Weißen, wenn nicht sogar noch länger.

Mir fiel auf, dass vor allem die *weiße Rasse* die Schlimmste von allen zu sein schien: All die abgemetzelten Indianer, die versklavten „Neger“ aus Afrika, der Hass der Kreuzritter gegen die Osmanen und Orientalen – gab es da auch Ausnahmen? Die Chinesen waren frech und frei die „Gelbgesichter“, die Indianer immer stereotyp die „Rothäute“, Sinti und Roma wurden verächtlich zu „Zigeunertypen“<sup>1</sup> abgestempelt, dunkelhäutige Menschen wurden in den Vereinigten Staaten abfällig als „Nigger“ oder „Bimbos“ bezeichnet, wie Zirkusaffchen – das hatte mir Alfons gesteckt –, die Asiaten galten als „Schlitzaugen“, die Indonesier als plattgesichtige „Flachnasen“, Menschen mit Behinderung wurden eiskalt als „Krüppel“, „Abschaum“ oder „unwertes Leben“ tituliert, und Juden war entweder „Volljuden“<sup>2</sup>, „Halbjuden“<sup>2</sup>, „Vierteljuden“<sup>2</sup>, „jüdisch Versippte“<sup>2</sup>, „Mischlinge ersten Grades“<sup>2</sup>, „Mischlinge zweiten Grades“<sup>2</sup> oder „Bastarde“ – als ob wir lauter Kreuzungen aus verschiedenen Hunderassen und Baumaffen wären!

Brunhold hatte mir ganz begeistert erzählt, dass viele Nationalsozialisten *Heiden* wären, „germanische“ Heiden. In der Regel wären sie ungetauft oder aus der Kirche ausgetreten, naturverbunden und tugendhaft, sehr männlich und stark, stünden total auf nordische Runen und blonde, blauäugige Frauen, und legten äußerst großen Wert auf eine „reine“ Blutlinie.

Den Grundsatz, Menschen „gleichen Blutes“ zu heiraten, gab es übrigens auch im Judentum, bei den Ultraorthodoxen, und im historischen Adel, bei den „Blaublütigen“.

Allerdings wurde jegliche „Blutsreinheit“ allein schon deshalb ad absurdum geführt, da sich die menschlichen Gene auf der Erde durch die vielen historischen Völkerwanderungen schon so weit vermischt hatten, dass sowieso inzwischen *alle Völker* genetische *Hybride* waren, abgesehen von einigen Urvölkern und Kannibalen in Papua-Neuguinea. Außerdem hatte mir mal ein Professor aus Charlottenburg gesagt, dass mangelnde genetische Durchmischung *Schwachsinn* und *Geisteskrankheiten* begünstigen würde... Also waren genetisch „gemischte“ Menschen die bessere Wahl! Obwohl ich kein Gymnasium oder eine hohe Universität besucht hatte, wurde mir klar, dass die Rassenlehre der Nationalsozialisten absoluter Schwachsinn war, allein schon deshalb, weil die evolutionären Lehren von Charles Darwin lehrten: *Survival of the fittest*. Und gerade die

„*Mischlinge*“, also die genetischen *Hybriden*, waren in der Evolution *viel, viel anpassungsfähiger*, und konnten sich daher besser durchschlagen. Alle „Mischlinge“ hatten somit einer höhere Überlebenschance! Und wer war denn *am empfindlichsten*: Jawoll, der *völlig reinrassige* (Menschen-)Hund.

\*\*\*      \*\*\*      \*\*\*

Anfang April besuchte ich nochmals Brunhold, weil ich etwas über den Verbleib meiner Eltern herausfinden wollte. Seine Eltern waren in der Oper, in der Innenstadt, irgendwas Opulentes von Richard Wagner. Brunhold war sehr erfreut, dass ich wiederkam, und umarmte mich mit festem, männlichen Griff. Einerseits mochte ich seine Stärke, andererseits machte sie mir auch Angst.

„Brunhold, du weißt doch bestimmt, was mit meinen Eltern passiert ist. *Sag es mir, bitte!*“ Gespielt erotisch legte ich meinen Arm um seinen Hals, und setzte mit meinen zinnoberroten Lippen zu einem Kuss an. Diesmal kam ich mir wirklich vor wie *Mata Hari*, die an geheime Informationen wollte. Geertruida Zelle aus den Niederlanden war jedoch keinesfalls mein Vorbild, auch wenn sie zu Lebzeiten recht gut ausgesehen hatte. Für mich war sie letztendlich eine gescheiterte Existenz.

„Meine liebste Mariella, ich weiß es leider selbst nicht. Aber ich kann dir verraten, dass sie wahrscheinlich in *Polen* anfangen werden, die Juden zu sammeln. Vielleicht geht es ja schon Ende 1939 los... Schlesien grenzt ja an Polen an, da liegt es nahe, dass... Aber ich vermute, dass sie deinen Vater wegen seinen guten Kontakten in die USA geschnappt haben. Und deine restliche Familie ist sozusagen das lebendige Pfand. Und wenn er nicht redet, dann werden sie... na ja, lassen wir das.“ Brunhold sagte das so nüchtern, als würde im fernen Asien gerade ein lascher Sack Reis umkippen. Mir schauderte. Wenn Gurion nichts lieferte, würden meine Mutter oder meine Geschwister womöglich gefoltert oder bestialisch umgebracht werden!

Wie heimtückisch und bösartig das doch alles war...

„Könntest du für mich herausfinden, wohin sie verschleppt wurden? *Bitte!*“ Brunhold wurde ganz heiß, sein Gesicht strahlte die pure Wollust aus, und ich sah, wie sich sein großer Penis mit voller Wucht immer stärker in der Hose erigierte.

„Hmm, schwierig. Also gut, aber als Bedingung... *du weißt schon, was, Mädell!*“ Er lachte etwas verwegen. Natürlich wollte er Sex! Manchmal fühlte ich mich in Brunholds Armen fast wie eine Hure, meistens war es wie ein Geschäft, Informationen gegen Sex. Brunhold würde mich aber nie an seine Oberen verraten. Jedenfalls schätzte ich ihn so ein. Er liebte mich, auf einer sehr körperlichen Ebene. Er fasste mir zwischen die Beine, und ich war gleich erregt.

Er fuhr fort: „Es gibt aber ein Problem. Wenn du wüsstest, wo deine Familie ist, und du würdest dorthin fahren, um sie zu retten, dann liefest du geradezu ins offene Messer. Dann wäre der Ofen aus. Dann könntest du deine Emigrationspläne vollends in der Pfeife rauchen!“

„*Ich rauche doch gar nicht Pfeife!!*“ Wir beiden lachten laut drauf los, und er warf mich angezogen aufs Bett. Seine geballte männliche Kraft war eine Qualität, die weder Alfons, noch Gerlinde oder Valerie hatten, respektive gehabt hatten. Diese Kraft war mir einerseits sehr unheimlich, aber



andererseits faszinierte sie mich auch. Es war wie ein Ritt auf des Messers Schneide. Oft stellte ich mir vor, wie ich Männer und Frauen zuerst ganz heiß machte, und dann ließ ich sie ganz kurz vorher abblitzen, bevor sie mich „überfielen“. Es machte mir durchaus Spaß, mit meinen weiblichen Reizen zu spielen und zu kokettieren. Da war es wirklich fast ein Wunder, dass ich noch nie vergewaltigt worden war...

Wieder einmal lag ich mit meinen ganz hochhackigen, rot-goldenen Schuhen auf seinem Bett, und er war im Begriff, mir förmlich meine roten Kleider und meinen rosa Büstenhalter vom Leib zu reißen. Ich zog mich freiwillig aus, und eine Welle von sehr starker, zielgerichteter Kraft rollte unaufhaltsam auf mich zu, wie eine Dampfwalze. Brunhold warf sich gierig vor überschäumender Lust auf mich, mir blieb fast die Luft weg, und schon drang sein bestes Stück brachial in mich ein.

Schon wieder sah ich diese ganzen schwarzen, kämpferischen Drachenwesen, und ich erinnerte mich an Divaris Aussage im Traum. Brunhold stieß geradezu unerbärmlich in mein Inneres vor, und es tat auch etwas weh. Ich schrie leicht auf und täuschte ihm einen Orgasmus vor. Ich stöhnte laut, und sein Samen spritzte energisch in meine Vagina. Seine Zunge drang in meinen Mund ein wie eine Giftschlange mit gezogenen Zähnen. Jetzt bekam ich auch Lust, aber für eine richtige Orgasmuswelle bis zu meinem Scheitel reichte es nicht. Er wackelte schwer und rhythmisch auf meinem zarten, aber doch sehr athletischen Körper, wie ein Doppelzentner-Sack Zement, und in eben diesem Takt presste er mir die Luft aus meinem Brustkorb, ich fühlte mich erneut wie in einem sehr eng geschnürten Korsett, das kontinuierlich auf und zu ging. Selten trug ich auch einmal ein stark tailliertes Mieder während meiner Auftritte, doch ohne ließ es sich einfach brustbetonter singen.

„Brunhold, Brunhold, du gehst ja ganz schön ran!“ stöhnte ich, leicht gepresst, mit einer Mischung aus Schmerz und Lust. Sein Bett knirschte und wackelte, synchron im Takt.

„Na, *wenn schon, denn schon!*“

„Du hast eine Kraft in dir, die raubt einem ja fast den Atem!“

„*Und du hast die Kraft einer Urwald-Amazone!*“ Ich versuchte, mich einfach fallen zu lassen, und es gelang! Mein Schmerz verschwand urplötzlich, und ich spürte eine ganz starke Orgasmuswelle in mir aufsteigen. Ich stöhnte aus Leibeskräften, was Brunhold sehr gefiel. Es heizte ihn zu Höchstform an. Auf einmal hatte ich das Gefühl, ganz tief zu fallen, als ob ich von einem fünfzehn Meter hohen Haus springen würde. Mir wurde schlagartig bewusst, dass die nationalsozialistische Ideologie immer aus einem sehr tiefen *Ohnmachtsgefühl* heraus agierte, dass sie ihre versteckte Minderwertigkeit nur durch ein *extrem überhöhtes Machtstreben* überkompensieren konnten.

Es war aber nur eine einzige Orgasmuswelle, welche nun langsam abebbte. Gegenüber dem „Gurken-Doppelstecker“ mit Gerlinde war dies hier eine sehr kurze Angelegenheit, wenn auch äußerst intensiv. Brunhold zog seinen Penis schon wieder aus meiner Scheide heraus, so abrupt. Das regte mich am Sex mit Männern jedes Mal aufs Neue auf, dieses Hastige, Ungeduldige. Ich hätte mir gerne noch etwas mehr Zärtlichkeit gewünscht.

Das war es letztendlich, was mich Geschmack am *Sex mit Frauen* finden ließ: Dort konnte ich meine Zärtlichkeit voll und ganz ausleben, *mehrere intensive Orgasmuswellen hintereinander erleben*, was mir mit einem Mann in diesem Leben übrigens noch nie gelungen war. Es lag vor allem daran, dass die meisten Männer immer zu schnell kamen, und ich gar nicht genügend Zeit hatte, meinen Orgasmus *in meinem Rhythmus* kommen zu lassen.

Aber das würde Brunhold sowieso nie verstehen, deshalb sparte ich mir jeglichen Kommentar. Es war nur ganz selten, dass ich mit einem Mann *gleichzeitig* einen Orgasmus bekam. Mit Alfons hatte ich das ein einziges Mal hinbekommen, weil er eben nicht sofort gekommen war.

„*Mensch, Mariella, war das 'ne geile Nummer, ey! Mann!!*“ Brunhold sprang auf und wollte gleich duschen gehen. Das war eben typisch Mann: Schnell rein, schnell wieder raus, und danach keine Zärtlichkeiten mehr. Die sachten, leisen Töne verstand Brunhold sowieso nicht...

„Ja, es war echt schön.“ Ich übertrieb extra, um ihn nicht zu verärgern.

„Also, ich werd' mich auf jeden Fall erkundigen, wo deine Familie ist. *Versprochen!* Aber ich würde dir trotzdem abraten, dorthin zu fahren, wenn ich den genauen Ort rausfinden sollte. Es könnte dein sicherer Tod sein...“

„*Tod!?*“

„Ja.“

„Was bedeutet diese *'Endlösung der Judenfrage'*? Brunhold, du weißt es doch! *Bitte, sag es mir!*“

„Willst du das wirklich unbedingt wissen?!“

„*Ja, unbedingt.*“

„Also gut. Aber behalt' es bitte absolut für dich. *Das ist eigentlich geheime Verschlusssache.*“

„Versprochen.“ Brunhold war wohl aber insgeheim klar, dass ich es doch weiter erzählen würde. Das kalkulierte er wahrscheinlich mit ein.

„Alle Juden sollen ab dem nächsten Jahr in speziellen Lagern gesammelt und konzentriert werden, zum Beispiel in Warschau, in Theresienstadt, oder Auschwitz. Und danach... hat der 'Führer' angeordnet, dass alle Juden, die das Deutsche Reich noch nicht verlassen haben, umgebracht werden sollen. Deportationen in verschiedene Lager, Zwangsarbeit, Erschießungen... das ist die *'Endlösung der Judenfrage'*.“ Brunhold berichtete mir das mit einer eiskalten Nüchternheit, die mich sehr erschreckte.

„*Bei Adonoi! SEID IHR DENN ALLE WAHNSINNIG?!*“ Ich war kurz davor, ganz laut zu schreien, und gleichzeitig loszuheulen.

„Befehl ist Befehl! – *Mensch, Mariella, ich liebe dich doch!* Das sind streng geheime Dinge, die ich dir hier erzähle. Die lynchen mich, wenn das raus kommt, dass ich dir das...“

Ich unterbrach ihn mitten im Satz und trommelte wie wild mit meinen beiden Fäusten auf seine Brust, während ich ungehemmt drauflos heulte.

„*Ihr wollt meine Familie umbringen!! Ihr Nationalsozialisten seid doch alle wahnsinnig!* Warum behandelt ihr die Juden wie den letzten Dreck, wie Abschaum aus der Gosse, und all die Kommunisten, die SPDler, die Dunkelhäutigen, die 'Zigeuner' und 'Krüppel'...“

„Mariella, reg dich ab.“ Ganz kühl und besonnen nahm er meine beiden Hände mit festem Griff, und stoppte meine Attacke. Brunhold hatte sehr viel Kraft in seinen Händen, es war wie in einem festen, eisernen Schraubstock. Seine eiskalte Nüchternheit schreckte mich immer wieder aufs Neue ab. Langsam fragte ich mich, ob ich eine Hassliebe mit ihm hätte, aber ich konnte mir diese Frage nicht eindeutig beantworten.

„Ich habe mir das nicht ausgedacht. Aber ich bin 1933 in dem guten Glauben in die NSDAP eingetreten, um das Deutsche Reich endlich aus dieser versauten, elendigen Misere rauszuholen. Die vielen Arbeitslosen, die Hyperinflation, die völlig am Boden liegende Wirtschaft, diese verfluchten Reparationszahlungen an die Alliierten, alles versank im Chaos... Du weißt doch, was im Herbst 1929 los war! Der schwarze Freitag an den Börsen...“

„*Aber das berechtigt euch doch nicht, alle Juden umzubringen!!*“

„Ich muss dir ganz ehrlich sagen, dass ich mit der 'Endlösung' unseres 'Führers' auch nicht ganz übereinstimme. Ansonsten hätte ich wohl kaum die zwei gefälschten Pässe für euch besorgt, und ich hätte dir überhaupt keine Chance gegeben, aus alledem raus zu kommen. Ich hätte dich sofort gemeldet, du wärst auf einen Schlag kein 'U-Boot' mehr gewesen, und wir hätten dich umgehend verhaftet.“

„*Dann geh' doch in den Widerstand! Steig aus!!*“

„Haha, meine Liebste! Weißt du, was sie dann mit mir machen? Ich werde sofort standrechtlich erschossen, oder vorher schon zu Tode gefoltert, von der SS. Und zwanzig Kameraden schauen verächtlich dabei zu, und machen mich vorher noch so richtig zur Sau. Wirklich kein schöner Tod!“

„Aber du wärst dann ein echter Märtyrer!“

„*Ein deutscher Märtyrer, um dieses eklige, elendige Judenpack zu retten?! Das ist keine Option für mich, tut mir Leid. – Mariella, ich liebe dich von ganzem Herzen, ehrlich, deine tollen Auftritte, deine erotische Stimme, deinen tollen Körper, deine wunderschönen Beine, dein Tanzen, deine Leichtigkeit des Seins... wie gerne hätte ich dich auf der Leinwand gesehen, im UFA-Kino. – Du bist mir ehrlich gesagt zu schade, um einfach abgeknallt und verheizt zu werden, oder in einem dieser vom 'Führer' neu geplanten Juden-Lager zu verhungern, oder an Zwangsarbeit ausgezehrt zu krepieren. Außerdem bist du von deiner ganzen Art doch wie eine richtige Deutsche. Durchsetzungsstark, erotisch, kraftvoll, rotblond, weiße Haut, ein echtes Zugpferd. Eben keine ängstliche, klägliche Judenmemme. Mann ey, ich liebe dich über alles, und ich riskier' dauernd meinen Kopf für dich, du überirdische Schönheit! Geht das endlich in deinen verdammten Schädel rein?!*“

„Ja. Ich habe es jetzt verstanden. Ich werde gerettet, und meine Familie wird wohl dabei draufgehen.“ Ein Tränenstrom floss meine Wangen herunter, und meine Schminke verlief im ganzen Gesicht.

„Das ist eben der Preis. Entweder ihr krepiert alle zusammen, oder du emigrierst mit Alfons und Gerlinde in die Vereinigten Staaten. Mensch, Mariella, nutze diese einmalige Chance! *Am Broadway in New York City wirst du zum Superstar! Echt!*“

Ich glaubte Brunhold sogar. Das war eben der Preis. *Ein sehr hoher Preis.* Kurzzeitig überlegte ich, ob es diesen Preis wirklich wert war.

„Hast du meine Familie eigentlich schon mal gesehen?“ fragte ich.

„Nein. – Noch nie, ehrlich. Ich will sie auch gar nicht sehen.“

„Trotz alledem – ich danke dir für die Hilfe, und für die beiden Pässe.“

„Du bist was Besonderes, und deshalb bekommst du diese einmalige Chance von mir.“

Ich beruhigte mich wieder und erkannte, dass Brunhold wohl Recht hatte. Entweder ich würde mit Gurion, Amelia, Benjamin und Myriam *zusammen* in den Tod gehen, oder ich würde es *alleine* schaffen, der 'Endlösung' zu entkommen. War das allzu egoistisch, meine Familie im Stich zu lassen?? Aber was konnte ich denn groß tun, außer sie in den sehr wahrscheinlichen Exitus zu begleiten? Es war eine ethisch sehr schwierige Frage für mich. Andererseits war es ja noch gar nicht sicher, ob Brunhold ihren genauen Aufenthaltsort überhaupt herausfinden würde.

„Aber sag bloß nicht, dass *ich* dir das mit der 'Endlösung der Judenfrage' gesteckt habe! Sonst bin *ich* nämlich dran, meine Liebe! *Ich bleibe völlig anonym*, offiziell existiere ich in deiner Welt gar nicht. *Verstanden!?*“ Er packte mich ganz fest am rechten Arm. Wenn er gewollt hätte, hätte er ihn mir brechen können.

„*Schwöre!!*“ befahl er, total hart und schroff, wie ein zackiger, höherer Wehrmachtsoffizier, der er ja auch war.

„Ich schwöre bei meinem Leben, dass ich dich nie verraten werde, Brunhold!“ Ich machte das Schwurzeichen mit den zwei nach oben zeigenden Fingern.

„Gut. Bist doch ein echtes, deutsches Mädel!“

Brunhold schätzte nach seinen Informationen die Zahl der im gesamten Reichsgebiet untergetauchten Juden, der „U-Boote“, auf etwa 10000 bis 12000. Sie lebten in ständiger Angst vor Denunzierung und Verhaftung, genauso wie ich.

\*\*\*      \*\*\*      \*\*\*

Brunholds Nachforschungen ergaben tatsächlich, das sagte er mir zwei Wochen später am Telephon, dass meine Familie von SA-Leuten „in Richtung Osten weggebracht“ worden sei. Sie seien angeblich noch alle vier am Leben. Den genauen Ort könne er mir aber nicht fernmündlich mitteilen. Ich wusste in meinem tiefsten Inneren, dass er den Ort kannte! Vielleicht hatte Brunhold Angst, die Leitung würde von der Gestapo angezapft, also abgehört??

Es war sehr kräftezehrend und aufreibend für mich, nun Schritt für Schritt meine Heimat zu verlieren, unser Haus, mit dem ich so schöne Kindheitserinnerungen verband, meine Familie, die Nachbarn, und das ganze jüdische Umfeld. Auch wenn ich vorher immer weg wollte aus Breslau, so war doch immer noch eine Möglichkeit gewesen, im Notfall zurückkehren zu können.

Jetzt war diese potentielle Rückzugsmöglichkeit wahrscheinlich für immer verbaut. Es war alles zerstört, in Schutt und Asche, die Firma meines Vaters aufgelöst, Gurion, Amelia, Benjamin und Myriam nach Nirgendwo verschwunden. Ja, es war so, als ob mir mein eigenes Fundament weggenommen worden wäre, und alles darüber nun schief und einsturzgefährdet. Kurzzeitig fühlte

es sich so an, als wäre ich vierzig Jahre älter, meine Eltern für immer im Grab, und meine Geschwister irgendwo in weiter Ferne, verschollen in Neuseeland, oder auf dem Grund der Tiefsee.

Plötzlich konnte ich das Schicksal all der Heimatvertriebenen aus den Ostgebieten des Deutschen Reiches nachvollziehen, oder aus dem ehemaligen Österreich-Ungarn. Sie hatten zum Teil alles verloren, waren physisch entwurzelt, nun auf der Suche nach neuen Ufern. Aus ihren Ländereien vertrieben, geflüchtet, durch kriegerische Auseinandersetzungen gebrandmarkt, waren sie meist auch traumatisiert, in ihrem Wesen geschwächt, und immer auf die Hilfe und die Akzeptanz anderer Mitmenschen angewiesen. Ohne Alfons, Brunhold, Gerlinde, Valerie, Augustin, Isolde, Frau Wolowicz und meinem begeisterten Publikum wäre ich jetzt nicht da, wo ich eben gerade war.

Divaris ominöser, aber auch immer wieder faszinierender „Fernblick“ zog im Traum den Vergleich zu dem mir völlig unbekanntem Begriff „Flüchtlingskrise“, der wohl erst in sehr ferner Zukunft Bekanntheit erlangen würde.

Doch gab es schon jetzt drei Parallelen: Ich war zwar nicht direkt heimatvertrieben, sondern war ja schon freiwillig mit vierzehn von zu Hause weg. Nun war das Zuhause meiner Kindheit zerstört, meine Familie verschollen, und ich bekam keine finanzielle Unterstützung von meinen Eltern mehr. Ich war *unterm Strich* in der gleichen Lage wie andere Vertriebene oder Geflüchtete: Ich war geradezu dazu gezwungen, ganz mutig in die Zukunft zu blicken, nicht willenlos zu resignieren, und somit meine ganze Kraft auf etwas *Neues* zu richten, das aber noch gar nicht existierte.

Doch ich wollte meinen *Traum* unbedingt wahr machen, *Star am Broadway* zu werden. Somit ermutige ich Euch immer wieder:

Habt *Träume*, habt *Visionen*, behaltet aber immer auch *das Wohl aller Menschen* mit im Auge. Lasst Euch keineswegs entmutigen, auch wenn die Lage noch so schlimm ist. Steckt den Kopf nicht in den Sand, egal ob schwarz, weiß, rot oder gelb, egal ob Jude, Christ, Muslim, Buddhist, Hinduist, Shintoist oder Indianer, egal, ob Freidenker, Atheist oder zweifelnder Querdenker. Lasst euch Eure Würde nicht nehmen, auch wenn ihr in ein Gefängnis, einen Verhörraum, ein Lager oder in ärgste Zwangsarbeit gesteckt werden solltet.

Bleibt Euch selbst immer treu, egal welchen Glaubens, egal welcher Philosophie, oder welcher sonstigen Lehre ihr seid! Bleibt Euch selbst immer treu, auch im Angesicht des Todes.

*Bleib Dir immer selbst treu, auch in den dunkelsten Zeiten.*

*(Mariella Weiszbaum/April 1939)*

<sup>1</sup> Originalquellen: NS-Dokumentationszentrum München (April 2017)

<sup>2</sup> Quelle: Wikipedia (Mai 2017)

## Kapitel 12

Inzwischen war es der 10. Mai 1939, und die Bäume in dem großen Garten von Frau Wolowicz schlugen im schönsten Lindgrün aus. Wie zart diese winzigen Blättchen doch waren, wie schön sie im Sonnenlicht schimmerten, und wie bezaubernd sich das strahlende, kosmische Licht in den Tautropfen der frühen Morgenstunden in allen Regenbogenfarben spiegelte! Ein strahlend azurblauer Himmel ließ geradezu eine Jakobsleiter vom Himmel zur Erde wachsen, und ich konnte die Verbindung zu den Schöpferkräften wahrnehmen.

Es war Zeit, loszulassen. Unter Tränen erinnerte ich mich an den Albtraum von heute Nacht, als mir Gurion, Amelia, Benjamin und Myriam erschienen und mir mit sehr ängstlichen Gesichtern mitteilten, dass sie von den Nationalsozialisten in eine Art Geheimgefängnis in der Nähe von Warschau gebracht worden wären. Ja, es würde ihnen den Umständen entsprechend einigermaßen gut gehen, sie würden alle zu essen und zu trinken bekommen, sie wären zu viert in der Zelle, mit einem primitiven Plumpsklosett, und es gäbe sogar ein klitzekleines Fenster, durch das Sonnenlicht kommen würde, wie ein winziger Vorbote auf eine mögliche Freilassung. Allerdings wäre diese Öffnung so klein, dass selbst Myriam nicht durchpassen würde. An Flucht war nicht zu denken.

In der Tat wollten die Nationalsozialisten in meinem Albtraum Informationen von Gurion über die Amerikaner, und er schien weit mehr zu wissen, als ich anscheinend je geahnt hatte. Die Betonung lag auf *alle*. Amelia, Myriam und Benjamin bestätigten mir, dass sie tatsächlich als „lebendiges Pfand“ dienten. Wenn Gurion nicht auspacken würde, dann ginge es meiner Mutter und meinen Geschwistern an den Kragen. Mein Vater verleugnete mich zwar, aber die Nationalsozialisten schienen zu wissen, dass ich emigrieren wollte, und das schien ihnen gerade recht zu sein. Sie wollten das Deutsche Reich völlig „judenfrei“ machen, und jede Auswanderung von Juden war ausdrücklich erwünscht.

Angeblich wollten die Schergen des „Führers“ meine Familie spätestens im Herbst diesen Jahres wieder freilassen. Ich glaubte nicht so recht an diesen Hoffnungsschimmer... aber die Hoffnung starb bekanntlich immer zuletzt. *Träume sind Schäume...*

Amelia gab mir im Traum einen sehr liebevollen Kuss auf die Wange. Sie forderte mich ausdrücklich auf, für alle vier zu beten, dass sie wieder freigelassen würden. Ich hatte den Eindruck, dass sie noch nicht wussten, dass ihr Haus völlig abgebrannt und die Firma meines Vaters völlig geplündert war. Sie schienen noch in dem Glauben, nach einer möglichen Freilassung wieder nach Breslau zurückkehren zu können. Vielleicht war es in manchen Situationen tatsächlich besser, nicht alles zu wissen. Sonst würde einem die letzte Hoffnung auf eine rettende Perspektive noch völlig genommen.

Aber diese blutjungen, wunderschön im Gegenlicht leuchtenden Blätter an dem Bäumen und Büschen im Garten waren Boten des Lebens, des Lichts, und sie setzten den für mich im Moment so

wichtigen Kontrapunkt zu den Szenerien des Bösen, welche das Deutsche Reich überrollten wie die Knute des Satans. Ich schaute kurz in die Sonne. Mir wurde bewusst, dass unser Universum immer aus positiven *und* negativen Anteilen bestand. Der „liebe Gott“ der Christen war wohl eine Fiktion.

Ich spürte, dass Adonoi im Gegenzug wirklich *alles* enthielt. Deshalb war er ja auch allmächtig. Es kam aber immer darauf an, wie die Menschen mit diesen positiven, „grauen“ und negativen Dingen umgingen. Manchen wurde ihnen ihr Glück sogar zu viel, sie hatten alles, schwammen egoistisch und habgierig im Geld, und jammerten trotzdem immer noch herum. Somit waren sie dann doch wieder unglücklich. Andere wiederum versanken in stummer Apathie und Resignation:

*Wir können ja doch nichts machen, die Nationalsozialisten sind so übermächtig, dass jeglicher Widerstand sinnlos erscheint.*

Und die dritte Fraktion versuchte, im Meer des Dunklen die *Lichtinseln* auszuloten, sie zu verstärken und Lösungen zu finden, die Herrschaft der gleichgeschalteten, kreativitätslosen und monokulturellen Schwarmintelligenz der schwarz-braunen, satanischen Drachen zu brechen.

Diktatur war immer ein absolut *künstlich geschaffenes*, wackeliges Konstrukt, in dem verantwortungslose, tumbe Befehlsempfänger ihre Macht völlig an eine gleichgeschaltete Obrigkeit abgaben, die aber *immer in ohnmächtiger Kontrollwut und Angst* agierte. Sie hatte Angst vor dem Volke! Jegliches Vertrauen war über Bord geworfen worden, die bindende Kraft der Liebe schien nahezu ausgelöscht. Doch solche Strukturen würden sich über kurz oder lang wieder von selbst zerstören, da sie mit Leben, Kreativität und schöpferischer Vielfalt nichts mehr gemeinsam hatten.

*Harmonia* würde eingreifen und solch eine vermeintliche „Hochkultur“ notfalls zerstören.

Selbst die Tausende von Blättern eines Baumes waren nie zu hundert Prozent identisch, sprich „keineswegs gleichgeschaltet“. Sondern jedes Blatt war immer *minimal verschieden vom anderen* – genau so bei den Blumen, bei den Wolken oder bei den Wogen des Meeres.

Gleichschaltung, Bücherverbrennungen und totale Kontrolle töteten die göttlichen Prinzipien so weit, dass eine *leblose, starre Statik* entstand, in welcher das Bewusstsein förmlich zum Stillstand gekommen war. Jegliche Entwicklung und Dynamik hatte aufgehört. Aber dieser Zustand war keinesfalls das Paradies, auch nicht das „Paradies des Satans“, sondern es war ein höchst abgetrennter, lebloser Seins-Zustand, welcher den Kontakt zu den Schöpferkräften fast vollständig verloren hatte. *Sünde* kam von *Abtrennung*, die Abtrennung von der göttlichen Urquelle, sprich von Adonoi. Alle Diktatoren und ihre zutiefst dummen „Menschenschafe“ erstarrten zu Eissäulen.

Aber dann kam das Schwert der allmächtigen Schöpferkräfte und zermalmte die ohnmächtigen Eissäulen des „Statik-Satans“ unter dem Donnergetöse einer unabwendbaren, kosmischen Katharsis. Kleingeistige Kontrolle, Angst, Gewalt und Kreativitätslosigkeit verschwanden, sie wurden völlig zerstört, und die Kraft der achtsamen, gelassenen Liebe kehrte wieder auf den Planeten Erde zurück. Doch noch viele Aufwärtsspiralen wären wohl vonnöten, um das monotone Hamstertretrad von diktatorischer, krankhafter Herrschsucht, Technik-Fetischismus, fanatischem Religions-Wahn, Geld-Kontrolle und dem luziferischen Griff nach immer neuen Monster-Kriegen zu verlassen.

Ja, die Menschheit war verrückt, und ich als Künstlerin Mariella war wahrscheinlich eine von jenen, die noch am wenigsten „verrückt“ waren...

\*\*\*      \*\*\*      \*\*\*

Isolde schlug vor, im Garten zu frühstücken, und wir griffen diese Idee begeistert auf. Augustin, Gerlinde, Alfons und ich trugen Geschirr, heißen Muckefuck und Schwarztee, Schrippen und Brötchen vom Bäcker, Marmelade und Käse die Treppe herunter in den Garten, wo alles in wundervollem Lindgrün austrieb. Ein wahrlich sehr heilsamer Kontrast im Gegensatz zu dem, was sonst um mich herum passierte.

„Was für ein wunderbarer Tag heute, nicht wahr?!“ rief Frau Wolowicz, aus ihrem geöffneten Fenster im Erdgeschoss lehnd. Ihre silberne Nickel-Lesebrille funkelte wie ein Diamant in der Sonne. Sie hatte ein Buch in der Hand, es war, glaube ich, Siddhartha von Hermann Hesse, aus dem Jahre 1922. Ich hatte das Buch schon damals mit vierzehn in nur wenigen Tagen verschlungen, und war ganz begeistert von dem Brahmanensohn aus Indien, der als *Samana* einer Asketensekte auf der Suche nach dem Sinn des Lebens durch die geistigen Welten wandelte. Sogar den *Gautama Buddha* hatte Siddhartha getroffen...

Ich fand es sehr schön, dass Frau Wolowicz ein spirituelles Buch las, und nicht Groschenromane, oder allzu billige, oberflächliche Allerweltsliteratur.

„Ja, ein strahlend schöner Tag, Kaiserwetter! Und die Vögel zwitschern wie im Paradies.“ antwortete Isolde zurück. Sie war von den Verfolgungen der Nationalsozialisten gar nicht betroffen, denn sie war summa summarum die „germanischste“ von uns allen. Aber sie würde mich bestimmt nicht verraten. Wenn sie es wollte, hätte sie es ja schon längst tun können.

„Heute ist der sechste Jahrestag der Bücherverbrennungen vom 10. Mai 1933.“ begann Augustin das Gespräch. Hinter den Büschen sah ich langsam einen großen, markanten Mann mit blonden, kurzen Haaren auf dem Bürgersteig entlanggehen. Nach ein paar Sekunden war er weg.

„Ja, es ist grauenhaft, dass Studenten in Berlin, München und anderen Orten Werke von *Karl Marx*, *Heinrich Mann*, *Erich Kästner*, *Sigmund Freud*, *Kurt Tucholsky* und *Heinrich Heine* verbrannt haben. Studenten und Professoren machten das, das musst du dir mal vorstellen!“ entgegnete ich ganz entsetzt. „An sich sollten die jungen Leute doch *rebellieren* gegen diese verfluchte Diktatur, ein *Motor für Neues* sein, und was machen die anderen?? *Laufen mit und verbrennen Weltliteratur!*“ „Pass bloß auf, dass dich nicht ein Nazi-Spitzel am Gartenzaun hört!“ scherzte Isolde.

„Wo war'n dit, 1933 in Berlin? Dit war doch auf'm *Opernplatz*, gloob ick?“ fragte Gerlinde vorsichtig.

„Ja, exakt.“ bestätigte Augustin. Politische, markante Ereignisse speicherte er akribisch in seinem wachen Gehirn.

„In München, in Bayern, sollen sie ja ganz laute Marschmusik gespielt haben, mit nächtlichem Fackelzug und patriotischen Liedern. – *Die Fahne hoch, die Reihen dicht geschlossen...*“ begann



Isolde theatralisch zu singen, mit ganz tief gestellter Stimme. Frau Wolowicz schaute plötzlich ganz kritisch zu uns herüber.

„*Isolde, bitte!*“ ermahnte ich sie sofort. Sie lachte und hörte auf, weiter zu singen. Wahrscheinlich wollte sie mich einfach provozieren.

„Zum Glück kann man Musik nicht verbrennen.“ meinte ich.

„*Aber die Noten!*“ antwortete Augustin schnell, mit seiner geistigen Gewandtheit. Ich schmierte mir eine Schrippe mit roter Marmelade und beneidete das Brötchen, das ganz unschuldig sein Dasein fristete. Doch gleich käme das „Raubtier“ Mariella, und aus wäre es mit dem allzu kurzen Leben der Schrippe!

„Musik und Tanz bleiben doch immer eine *universelle Sprache*.“ philosophierte ich. „Überall auf der Welt wird sie verstanden, egal, welche Landessprache, Hautfarbe oder Religion die Menschen haben. Wenn ich Schriftstellerin wäre, würden meine Bücher bestimmt auch alle verbrannt werden, restlos!“ Ich malte mir aus, wie es wäre, wenn ich anstatt Sängerin und Tänzerin vom literarischen Fach wäre.

„Na ja, vielleicht schreibt jemand in ferner Zukunft dein Tagebuch als Roman um, in hundert oder zweihundert Jahren! Mariella Weiszbaum *post mortem*, als weltweiter Superstar!“ feixte Augustin.

„Dein rabenschwarzer Humor macht den Briten ernste Konkurrenz. Bis dahin werde ich wohl für immer vergessen sein. Für immer und ewig. *Eins achtzig unter der Erde, aus die Maus!*“ erwiderte ich, ausnahmsweise einmal ganz staubtrocken. „Nein, ich glaube nicht, dass sich später jemand groß mit meinem Tagebuch abgeben wird. Wenn es denn überhaupt überlebt, die Wirren der ganzen, nächsten Jahre. Wer weiß, was noch alles auf uns zukommt. Vielleicht werde ich ja morgen verhaftet, interniert, und mein Tagebuch wird in den infernalischen Flammen des Bösen atomisiert, oder in einem neuen, großen Krieg, für immer vernichtet von den schwarzen Drachen aus der Unterwelt!“ fuhr ich theatralisch fort. Gerlinde, die neben mir saß, näherte sich mir vorsichtig an und gab mir einen Kuss auf die Backe. Hoffentlich beobachtete uns niemand von der Straße.

„Immerhin bist du schon 'ne lokale Berühmtheit, wa, und 'n toller *Spökenkieker* dazu!“ lobte mich Gerlinde. Wahrscheinlich spielte sie auf meinen „U-Boot“-Status an – ja, das war in der Tat ein geheimes Doppelleben! MARIELLA auf der Bühne – und Mariella Weiszbaum „unter See“.

„Eher 'ne tolle Lokal-Berühmtheit in Berlin, immer am Puls der Zeit, wa!“ Ich lächelte strahlend.

„Du bräuchtest jemand, der dir zum Durchbruch verhilft, also so richtig, *weltweit*.“ dachte Augustin nach. „Vielleicht lernst du ja jemand in New York kennen. Wenn alles klappt.“

„Es gibt ja in der Tat überhaupt keine Ton- oder Filmaufnahmen von mir, absolut nichts! Leider. Und wenn ich irgendwann mal ins Grab falle, oder in einem Gestapo-Geheimgefängnis ende, dann werde ich für immer verschwinden, für immer aus dem Weltengedächtnis gelöscht sein.“ schauspielerte ich. Plötzlich dachte ich an den Traum mit meinen Eltern, und an die gescheiterte UFA-Geschichte mit Brunhold Böllermann. Ich begann zu weinen, und keiner wusste so recht, warum. „Meine Eltern sind verschleppt, meine Zuhause total abgebrannt, das UFA-Angebot ist hopps... jetzt habe ich nur noch euch. Das 'nur' ist natürlich in Anführungszeichen zu sehen!“

Gerlinde tröstete mich, strich an meinem Arm entlang und sagte: „*Aber du lebst noch, meene Liebste!*“

„Hoffentlich klappt das mit Übersee. *Ich habe keine Lust, als künstlerischer Rohrkrepierer in der 'Endlösung' der Nationalsozialisten zu landen, beim Henker, verdammt noch mal!*“ Meine Tränen verwandelten sich augenblicklich in Wut.

„*Dreifach ist der Schritt der Zeit: Zögernd kommt die Zukunft hergezogen, pfeilschnell ist das Jetzt entfliegen, ewig still steht die Vergangenheit.*“ zitierte Augustin Friedrich Schiller, und er sprach es sehr gut, wie ein exzellenter Bühnenschauspieler.

„Friedrich Schiller, nicht wahr?“ erkannte Isolde sofort. „Nichts über die alten, deutschen Klassiker! – Augustin, vielleicht ist ja später doch noch mehr drin bei dir, als nur Kabarett und Satire?“

„*Auf lodernnd' Flammen ward er geworfen, mitsamt seinen entarteten Versen, entkleidet bis aufs letzte Messer, abgeschnitten seine zwiespältige Zunge, verkohlt seine feuerroten Haare, und verboten sein bedrohlich' Verstand.*“ Augustin verhohnepielte sich gerade selbst, und das auf hohem Niveau. Das war das, was mir so ungeheuer gut an Augustin gefiel: Er konnte immer auch herzlich über sich selbst lachen, was die Nationalsozialisten und ihre blutigen Vasallen *nie* konnten, dies war sogar unter ärgster Strafe verboten. *Sie hassten Satire, welche sie ja selbst auf den Arm nahm, wie der Teufel das Weihwasser.* Wer die „Braunen“ aufs Korn nahm, war sehr schnell im Visier. Das gab entweder Gefängnis, Kreuzverhör durch die Gestapo, oder man wurde womöglich gleich erschossen. Ich musste an Gurion denken, wie er wahrscheinlich verhört wurde: Eine helle Lampe blendete ihn ins Gesicht, beißender SS-Zigarrenqualm im Bunker der Selbstgerechten, und drei scharfe Revolverschnauzen, die ihn drangsalierten wie tollwütige, deutsche Schäferhunde.

„Sag mal, hast du gerade *aus dem Stegreif* gedichtet, Augustin, oder von wem war das??“ fragte Isolde beeindruckt nach.

„Nein, das habe ich gerade *selber* gedichtet.“ Augustin sagte das völlig belanglos, ohne sich selbst damit zu brüsten.

„Toll!“ erwiderte ich. „Wenn du so begabt bist, dann schreibe mir doch ein Lied! Aber bitte nicht zu satirisch.“

„Ich werd's vorher beim hochwohlgeborenen Herrn *Alfred Rosenberg* zur Überarbeitung einreichen. Danach wird wohl nur noch ein leeres Blatt übrig bleiben.“ lächelte Augustin sarkastisch.

Wir alle lachten ungehalten und laut drauf los.

„*Rosenberg??* Das ist doch der Leiter des Außenpolitischen Amtes der NSDAP, und der Beauftragte von Adolf Hitler, für die Überwachung der gesamten geistigen und weltanschaulichen Erziehung der NSDAP!“ warf Isolde sofort ein.

„Genau. Was *seinen* Stempel bekommt, ist *höchste Kunst*, wohlfeil, glatt wie ein Aal, ohne jegliche Ecken und Kanten. – Egal, ob rüpelhafte Trumpet Player, osmanische Ziegenficker oder 'Pygmäen'-Nachfolger, ob Stalinisten, Leninisten, Mussolini-Anhänger, Franco-Verehrer, oder Marionetten des werten, Braunauer Schnauzbarts selbst: Sie liegen alle, mehr oder weniger, auf einer ähnlichen Linie. *Demokratie abschaffen, jetzt!* Und alle Rebellen sofort aufs Schafott, Kopf ab! *Vive la revolution!*“ analysierte Augustin postwendend, akribisch und äußerst zynisch.

„Und dann hat der *Rosenberg* auch noch einen Namen *jüdischen Ursprungs*?!“ erkannte ich sofort.

„Hat der überhaupt seinen 'Großen Ariernachweis' machen lassen??“ Wir alle lachten munter

weiter. Galgenhumor war manchmal das einzige, was noch half, das schier Unerträgliche doch noch auszuhalten, immer einen Millimeter vor dem Abgrund.

„*Genie und Wahnsinn* liegen eben oft nur 'n Handbreit aus'nander, wa.“ Gerlindes leiser Kommentar war nicht schlecht!

„Wundert mich auch, dass sich zum Beispiel *die* Nationalsozialisten, die ursprünglich *jüdisch* geprägte Namen haben, sich nicht sofort selber umbenennen.“ sinnierte ich. „Wie wäre des denn mit Nachnamen wie *Braunmann...*, *Eisenkreuz...*, *Kruppwotan...*, *Schrägghand...*, oder *Goebbelsschnauz?!*“ Und wieder ertönte eine neue Lachsalve. Frau Wolowicz, die ab und zu durch das weiterhin geöffnete Fenster zu uns hinüber sah, schmunzelte und grinste. Ihr gefiel unser sarkastischer Humor bestens.

Isolde zog jetzt die Notbremse, mit gedämpfter Stimme. Ihre langen, glatten blonden Haare leuchteten wie Feenhaar in der Sonne. „Wir sollten jetzt aufhören, meine Lieben. Es laufen immer wieder Spitzel der Gestapo in der Stadt herum, auch in den Villenvierteln. Also, ich würde einen Themenwechsel empfehlen, meine werten Damen und Herren...“

„*Jawoll, Fräulein Offizier! Mach'n wa doch umjehend, stets zu Jehorsam!*“ Ich machte den Soldatengruß, mit waagrechter Hand an meiner rechten Schläfe.

„*O meen Jott, beim Henker noch maa, die Einberufung!!* Wat is, wenn die Deutschen in den nächsten Monaten mobil machen?? *Dann könnt ick ja jar nicht mehr mit, nach Amerika!*“ Alfons, der bis jetzt erstaunlich ruhig gewesen war und immer nur zugehört hatte, meldete sich jetzt zum ersten Mal zu Wort, aber umso ernster.

„Das ist in der Tat ein Problem. Wir müssen einfach sehen, dass wir schnell genug hier weg kommen. Aber wir müssen noch zusammenlegen, damit Gerlinde *auch* nach Übersee mitkommen kann. *Nicht wahr, Gerlinde, du möchtest doch auch Broadway-Star in New York werden?!*“ Ich sagte das mit völligem Ernst.

„Ja, so isset.“ sagte Gerlinde etwas schüchtern, aber mit einem glänzenden Leuchten in den Augen. „Ick bin euch für eure Solidarität sehr, sehr dankbar. It fehlt ja ooch nich mehr viel, nur noch 'n paar Maak. 'N paar jute Auftritte noch, und allet is jeritzt.“ Sie hatte Recht. Es fehlte nicht mehr viel.

Alfons Beltreter würde im Falle einer Mobilmachung leider sofort eingezogen. Und als Deserteur, auf gut Deutsch *Fahnenflüchtiger*, würde er sofort standrechtlich erschossen!

Nein, alledem mussten wir unbedingt zuvorkommen.

\*\*\*      \*\*\*      \*\*\*

Etwa eine Woche später lag ein an mich adressierter Brief ohne Absender im Postkasten, *ohne Briefmarke*. Er war aus grau-weißem Papier, sehr nüchtern und schlicht. Ich öffnete ihn, und ein weißer, schnöder Zettel, mit Bleistift in Blockbuchstaben beschriftet, kam zum Vorschein:

*Mama Wildblum,*

*deine Familie ist in der Nähe von Warschau, also in Polen, an einem sicheren Ort untergebracht. Sie wollen Informationen von deinem Vater, über den Feind in Übersee. Nach meinen Informationen sollen alle vier aber wieder freigelassen werden. Wann, weiß ich nicht. Sie haben genügend zu essen, und sie werden versorgt. Ich darf dir den genauen Ort allerdings nicht nennen.*

*Begeisternd Bewundern.*

Ich wusste sofort, dass der anonyme Brief nur von Brunhold Böllermann sein konnte. „Begeisternd Bewundern“ waren ja die Anfangs- und Endbuchstaben *seines* Namens. Und „Mama Wildblum“ – das waren die End- und Anfangsbuchstaben *meines* Namens, Mariella Weiszbaum! Sehr einfach, aber gut verschlüsselt, da es schon *zu* offensichtlich war.

Aber so groß konnte seine Liebe wohl doch nicht sein, da weder ein Herz darauf gemalt war, noch das Wort „Liebe“, oder irgendetwas Sentimentales drauf geschrieben war. Wahrscheinlich wollte Brunhold immer den starken Mann markieren, und ja keine Schwäche zeigen. Dieses Pseudo-Gehabe war auch etwas, das mich oft an Männern nervte: Immer waren sie die *Größten, Besten* und *Unfehlbarsten!* Und wenn sie mal einen Fehler machten, wurde er gleich bagatellisiert und heruntergespielt. Machte aber eine *Frau* einen Fehler, dann wurde das meistens gleich zum halben Weltuntergang hochstilisiert. Nein, dieses *mit zweierlei Maß messen* war mir schon immer zuwider gewesen.

Ein bisschen sauer war ich schon, dass Brunhold nicht den genauen Ort genannt hatte. Andererseits würde ich mich in ernste Gefahr begeben, wenn ich dorthin führe. Mich wunderte, dass der Ort außerhalb des Deutschen Reiches war, *in Polen!* Ich konnte mir gar keinen Reim darauf machen. Aber Brunholds Informationen deckten sich in etwa mit meinem kürzlichen Traum. Meine Familie war gefangen, und die Nationalsozialisten wollten brisante Informationen von Gurion...

\*\*\*      \*\*\*      \*\*\*

Mitte Juni 1939 – wir hatten wieder ganz erfolgreich einige deutsche Liederabende in der Stadtmitte aufgeführt – klopfte es am späten Abend so energisch an die Haustüre im Erdgeschoss, dass wir alle aufschreckten. Das Herz schlug mir bis zum Halse, und ich witterte plötzlich eine sehr große Gefahr.

*„Aufmachen, Juden-Kontrolle! Öffnen Sie sofort die Tür, ansonsten stürmen wir!“*

Ich wusste sofort, dass das *SA-Männer* sein mussten. Blitzschnell rasten mir Tausend Gedanken durch den Kopf.

*War ich etwa aufgefliegen?? War ich verraten worden?? War Brunhold mir untreu geworden?? War das nun mein sicherer Tod?? War das der Anfang vom Ende, Verhaftung, Gefängnis, Endstation!?*

„Ja, ich komme doch schon!“ rief Frau Wolowicz laut, und öffnete die Tür.

Ich hörte eine scharfe, deutsche Revolverschnauze weiter sprechen: „*Juden-Kontrolle!* Wir überprüfen Ihr Haus, ob sie *JUDEN* beherbergen oder verstecken. Wenn Sie Widerstand leisten, machen Sie sich natürlich sofort verdächtig. Haben Sie *Juden* im Haus!“ Der Mann sagte das Wort *Juden* so abschätzig und verächtlich, als ob die *Pest* im Hause wäre!

„Nein.“ log Frau Wolowicz. In diesem Moment war mir danach, aus dem Fenster zu springen und mich sofort in Luft aufzulösen. Aber ich wusste, wenn ich *jetzt* fliehen würde, dann würde ich sofort als verdächtig eingestuft werden!

Nein, jetzt käme die Stunde der Stunde, wo Brunholds gefälschte Reisepässe für Gerlinde und mich auf die FEUERPROBE gestellt werden würden. Wenn es jetzt schiefginge, dann wäre die Überfahrt nach Amerika wohl für immer im Allerwertesten, frei nach Götz von Berlichingen: *Am Arsch*.

Ja, dann bliebe mir nur noch berühmte der Spruch des Schwaben: *Leckt mich doch am Arsch*.

Und schon stürmten vier SA-Männer in voller Montur, mit ihren typischen, schwarz-weiß-roten Hakenkreuzbinden, rumpelnd und polternd mit ihren klobigen, dunkelbraunen Soldatenstiefeln in alle Zimmer, und schließlich auch zu uns in den ersten Stock. Es waren alle zu Hause, wir waren in unseren Zimmern. Ich hatte meine Tür einen Spalt breit geöffnet, und lugte misstrauisch hindurch. Mir gefror das Blut in meinen Adern, ich geriet fast in eine Art Schockstarre.

*„Sind hier Juden im Haus?! Alle Bewohner sofort vortreten, Ausweiskontrolle, zack, zack, die Heimat-Flak!“*

Und schon rüttelten die SA-Männer wie begast an Augustins Tür. Warum hatte er denn zugeschlossen?? Ich schaute heraus und wurde sofort blöd angeraunt.

„Schönes Blondmädchel, zeig mal deinen Ausweis, ob du ein '**J**' drinstehen hast! *Dalli, dalli!*“ Die beißende Ironie des Nationalsozialisten jagte mir pure Angst ein. Ich bemühte mich, fast zur Salzsäule erstarrt, 'coole' Contenance zu bewahren. Wie hatte doch Brunhold einmal zu mir gesagt: Ich sähe wie eine echte Deutsche aus, ich wär' doch ein *echtes, deutsches Mädchel?!* Ich stellte mir nun vor, diese Rolle perfekt zu spielen...

„Jawoll, meine Herren, mach ick sofort.“ sagte ich souverän auf Berlinerisch, und holte meinen Reisepass.

„*MARIA ELKE WEIß*, geboren in Berlin, fünfter November 1918, kein '**J**' vorhanden, ausgestellt in Berlin... 'Ariernachweis' bis in die dritte Generation vorhanden! Fräulein, Sie sind ja 'ne Deutsche wie aus 'm Bilderbuch! – *Ach, Sie sind doch der Revuestar aus Berlin, MARIELLA!* Hab Sie schon jesehen, ick erinnere' mich, neulich, mit Ihrem '*Deutschen Liederabend!*“ Der SA-Mann war plötzlich überraschend freundlich.

„Ja, dit is natürlich meen Künstlername, wa. Ick hab ihn ebend aus *Maria* und *Elke* jebildet. Maria-Elke jibt MARIELLA.“ Ich spürte plötzlich eine aufkeimende Selbstsicherheit in mir. Mein total aufgeregtes Herzrasen verringerte erleichternd seine Frequenz.

„Na ja, *Maria-Elke* klingt ja auch ein bisschen holprig, nicht wahr? – Haben Sie etwa einen elendigen '*Juden-Sack*' in Ihrem Zimmer versteckt, so ein *zinseszinsentreibendes, todgeweihtes Stück Oberscheiße!*?“

„Nein. Aber Sie dürfen gerne nachsehen, wenn Sie wollen.“ Wie schlimm dieser Nationalsozialist uns Juden betitelte... *absolut grauenhaft!*

Gerlinde, Isolde, Augustin und Alfons wurden ebenfalls genauestens kontrolliert, und alle Zimmer höchst akribisch durchsucht. Bettkästen, Schränke, Kommoden – sogar alle *Wände* wurden laut und genauestens mit den flachen Händen auf mögliche Hohlräume abgeklopft.

„*Gerlinde Habertreu...*, *Alfons Beltreter...*, *Augustin...*“ hörte ich die SA-Worte aus den Zimmern der anderen schallen.

Nachdem der „nette“ SA-Mann mein Zimmer durchaus gründlich durchsucht hatte, war er plötzlich sehr zufrieden, *doch nichts* gefunden zu haben.

„Satz mit X, war wohl nix!“ scherzte er. „Alles in Ordnung, Fräulein MARIELLA. Sie können wieder auf Ihr Zimmer!“

„Danke.“ Mir fielen riesige Externsteine vom Herzen. Es war eine nahezu unbeschreibliche Erleichterung, die sich jetzt in mir breitmachte.

„*Kontrolle in den anderen Zimmern: KEINE JUDEN!*“ schrie ein anderer SA-Mann, mit einer geradezu brachial militärischen Stimme, die mir total Furcht einjagte.

„*Frau Wolowicz, der Dachboden fehlt noch! Bitte öffnen Sie umgehend die Luke!*“ kam es im sehr straffen Befehlston.

„Jawohl. Ich komme schon!“ rief Frau Wolowicz. Sie hatte den Haken für die Dachluken-Leiter in der Hand, und holte nun langsam die Ausziehtreppe herunter. Und schon schnappte sich einer der Sturm-Abteilungs-Männer den Haken und zog die Leiter in Windeseile aus, rapide wie die Feuerwehr. Er hastete polternd die Stiege hoch, so dass das Buchenholz störrisch laut knarzte.

Ein zweiter Nationalsozialist der Sturm-Abteilung folgte nach. Es polterte und rumpelte laut, sie wendeten anscheinend das Unterste zum Obersten. Nach ein paar Minuten war die Durchsuchung des Speichers beendet.

„*Keine Juden im Dachboden! Das Haus ist judenfrei!! Wir ziehen ab! 'Heil Hitler!'*“ rief der leitende Mann der braunen SA-Truppe, und ich war so erleichtert, wie ich es Euch gar nicht rüber bringen kann... wie eine blütenweiße Feder im Wind fühlte ich mich.

„Den Keller haben wir ja schon durchsucht.“ sagte der Leiter barsch.

Alle braun Uniformierten liefen lautstark die Treppe herunter ins Erdgeschoss, und verabschiedeten sich von Frau Wolowicz.

„*'Heil Hitler!'*“ rief der Anführer des Quartetts.

„Heil Hitler.“ erwiderte Frau Wolowicz, aber in sehr gemäßigtem Tonfall. Es klang nicht sehr überzeugend. Sie stimmte ja auch nicht damit überein! Ob sie auch die *rechte Hand* schräg nach oben ausstreckte, konnte ich aus meinem Blickwinkel aber nicht sehen. Wäre das wichtig für Euch gewesen, ihre mögliche Schauspielerei? Aber Frau Wolowicz war doch inzwischen eine brave Witwe, die niemandem etwas zu Leide tat...

Als die Sturm-Abteilung unsere Villa wieder verlassen hatte, waren wir alle überschäumend und überschwänglich übergücklich, dass die „Feuerprobe“ für unsere gefälschten zwei Reisepässe so gut geklappt hatte! Das verdiente ja fast eine edle Flasche Schampus...

*Nun wäre der Weg nach New York endlich frei!*

„Mann, dit is ja jrad noch maa jut jejangen, wa! *Meene Fresse noch maa...!*“ sagte Gerlinde ganz salopp und souverän. Sie war inzwischen auch gereift, nicht mehr so gläsern und zerbrechlich wie vor ein paar Jahren.

Wir ließen uns beide auf mein Bett fallen, im Kerzenschein einer weißen Kerze, die ich zur Feier des Abends angezündet hatte.

„Ick gloob, jetz mach'n wa uns 'ne Flasche Rotwein uff! Dit war jetz uns're *Feuerprobe*, issit nich so, liebste Jerlinde?!“ sagte ich gekonnt im lokalen Berliner Dialekt.

„Deen Berlinerisch wird ooch imma bessa, meen Liebstet! Echt jut, Klasse, Mensch! Wirst ja doch noch eener von uns Berliner Bären, wa! Besser jesaacht *eene Bärin!*“

\*\*\*      \*\*\*      \*\*\*

Am nächsten Schabbat, also am Freitag Abend, erinnerte ich mich an das *Jedid Nefesch*-Gebet, ein Gebet aus der *Kabbala*, in welchem besonders auf die Sefirah *Tiphereth* Bezug genommen wird. Schönheit, Harmonie, die Sonne, die Zahl sechs, und der katholische Erzengel Michael sind dessen Entsprechungen. Die *Kabbala*, die *mystische Tradition des Judentums*, mündlich überliefert und im *Tanach* wurzelnd, stand mir wesentlich näher als Gurions exakte Befolgungen sehr strikter Schabbat-Regeln, welche mir oft etwas übertrieben und konservativ erschienen.

Für mich war die *Absicht* und die *Intensität* wichtig, mit der ich mich *Adonoi* zuwendete, und nicht frömmelerische Kleinkrämerei in irgendwelchen Ritualen. Die Grundlage der *Kabbala*-Tradition war die Suche des Menschen nach der Erfahrung einer *unmittelbaren Beziehung zu Adonoi*, also zu Gott oder Gottvater, in christlichen Begriffen gesprochen. Da die *Kabbala* per se aber keine Dogmatik oder einen abprüfbaren Lehrinhalt beinhaltete, gab es auch keine allgemeingültige kabbalistische Lehre.

Der kabbalistische Lebensbaum mit seinen zehn *Sephirot* gefiel mir sehr. Vor allem die *Sephirah Tiphereth* hatte es mir angetan, da ich ja selbst auf der Bühne immer mit *Schönheit, Harmonie* und meinem *sonnigen Gemüt* im Einklang war, oder mich zumindest bemühte, jeden Auftritt von Herzen vorstatten gehen zu lassen.

So betete ich das *Jedid Nefesch Aw haRahaman*, übersetzt betitelt mit *Geliebter meiner Seele*, das ich mit damals in der Breslauer Synagoge mit zwölf Jahren von einem jüdischen Gemeindemitglied aufgeschrieben hatte:

*Jedid Nefesch Aw haRahaman, m'shokh Awd'kha el R'zonekha,  
jaruz Awdekha k'mo Ajal, jishtachaveh el mul Hadar'kha,  
je'ärav lo Jedidutekha, miNofet Zuf v'khol Ta'am.*

*Hadur naeh Siv haOlam, Nafshi cholat Ahawatekha,  
ana El na r'fa na lah b'har'ot lah No'am Sivekha,  
as titchasek v'titrafe, v'haj'ta lah Sim'chat olam.*

*Vatik jehemu na Rachamekha, v'chusa na al Ben ahuwekha,  
ki seh kamah nikhsaf nikhsafti, lir'ot m'herah b'Tiferet Us'kha,  
eleh Chamdah Libi, v'chusa na v'al tit'alem.*

*Higale na ufros Hawiwi alaj, et Sukath Sh'lomekha,  
tair Ärez miKhwodekha, nagilah v'nism'chah bakh,  
maher ehow ki ba Mo'ed, v'chanenu kiJmej Olam.*

*Geliebter meiner Seele, barmherziger Vater, ziehe deinen Diener zu Deinem Willen, dass er zu dir hinlaufe wie die Gazelle, niederfallend angesichts deiner Pracht, Deine Freundschaft sei ihm angenehmer als Honig und alle Köstlichkeiten.*

*Prächtig und schön ist der Glanz der Welt, meine Seele aber sehnt sich nach deiner Liebe. Bitte, G'tt, schaffe ihr Heilung, in Gewahrnehmung der Schönheit deines Glanzes. Dann werde ich gestärkt sein und geheilt werden und ewige Freude wird meiner Seele sein.*

*Erhabener, es ströme Deine Barmherzigkeit und erbarme Dich über Dein geliebtes Kind. Wie sehr habe ich mich danach gesehnt, die Herrlichkeit deiner Macht zu schauen! Dies ist es das Sehnen meines Herzens: Erbarme Dich und verbirg Dich nicht.*



*Offenbare dich und breite, mein Geliebter, das Zelt Deines Friedens über mir aus. Erleuchte die Erde in Deiner Ehre, dann werden wir jubeln und uns an Dir freuen. Eile zu Lieben, denn die Zeit ist gekommen, erbarme dich über uns wie in den Tagen der Vorzeit.*

*(kabbalistische Hymne von Elieser Azikri, 1533-1600, Z'fath)*

Während ich das *Jedid Nefesch* leise in meinem Zimmer betete – immerhin hatte ich sieben weiße Kerzen angezündet, wenn auch nicht an einem Menora – dachte ich gleichzeitig darüber nach, ob die Nationalsozialisten auch irgendjemand, oder irgendetwas anbeteten.

Vielleicht wilde, bärtige Naturgeister aus den großen, deutschen Wäldern, Dämonen, schwarze Drachen aus dem All? Oder waren sie etwa völlig gottlos, beteten nur ihren fehlerhaften „Führer“ an, als ob er von Gottes Gnaden eingesetzt worden wäre, gleich Ludwig XIV., dem „Sonnenkönig“?

Manchmal hatte ich das unterschwellige Gefühl, die in sich eigentlich verlorenen Nationalsozialisten beneideten das jüdische Volk insgeheim ungeheuer um Adonai bzw. Adonoi, sowie um seine uralte, Jahrtausende alte spirituelle Weisheit, und bildeten sich ein, Adonoi mit auszulöschen, wenn sie alle Juden in Europa auslöschen würden. Ich fand diesen Gedanken völlig absurd, „das Böse“ alleinig im jüdischen Volk verorten zu wollen. Für die Römer waren die Urchristen „die Bösen“ gewesen, für die Kreuzritter die Osmanen bzw. Muslime, oder für die Japaner waren die Chinesen die „Monster“.

Traditionelle, orthodoxe Juden anerkannten in Jesus Christus keinesfalls einen Reformator der alten, jüdischen Lehre. Das Prinzip der christlichen Nächstenliebe hatte im Judentum wohl nicht den Zuspruch gefunden, den sich Jesus von Nazareth seinerzeit gewünscht hätte. Aber deshalb waren doch nicht alle Juden lieblose und unterkühlte, kalte Menschen. Auch die Nationalsozialisten konnten mit dem Begriff der *Nächstenliebe* nichts anfangen, ja sie traten ihn mit ihren braunen Soldatenstiefeln zu Tode.

Doch mir wurde bewusst, dass das Christentum auch einen wahrhaftigen Schlüssel hätte, um all diese Querelen zwischen den Religionen zu lösen, und das war eben die (religionsübergreifende) *Nächstenliebe*. Das primitive Prinzip *Auge um Auge, Zahn um Zahn* war eigentlich völlig überholt, es entstammte aus uralten, steinzeitlichen Kämpfen, wo es noch keine modernen Massenvernichtungswaffen gab. Und das dachte ich nun als sehr progressive Jüdin, dauernd zwischen den Stühlen, fast entwurzelt, immer in dem mörderischen Dilemma, entweder als offen Glaubens-Bekennende umgehend deportiert und wahrscheinlich sogar getötet zu werden, oder als „U-Boot“ mit unendlich viel Glück die Emigration ins Ausland zu schaffen. Dort müsste ich allerdings ganz bei *Null* anfangen, nur mit einem Koffer, meinen Kleidern und meinem goldenen Schmuck am Leib...

Aber ich hatte noch meinen Glauben an Adonoi, an die „guten“ Anteile in den Menschen. Brunhold Böllermann hatte uns geholfen, obwohl er ein Nationalsozialist war, Frau Wolowicz nahm das große Risiko auf sich, mich als „U-Boot“ in ihrer Villa aufzunehmen, Alfons kümmerte sich um

mich wie ein gütiger, junger Vater, das deutsche Publikum war uns weiterhin gewogen, Gerlinde würde mit uns mitkommen, und die Sonne schien noch genauso wie vor zwanzig Jahren.

Ich konnte nur noch überleben, indem ich den Fokus auf das Positive in meinem Leben richtete. Ansonsten wäre ich völlig zugrunde gegangen.

*„[Adonoi], schaffe ihr [der Erde] Heilung, in Gewahrnehmung der Schönheit deines Glanzes.“*

*(Jedid Nefesch Aw haRahaman)*

\*\*\*      \*\*\*      \*\*\*

<sup>1</sup> Originalquellen: NS-Dokumentationszentrum München (2017)

<sup>2</sup> Quelle: Wikipedia (Mai 2017)

<sup>3</sup> vgl. auch: <http://www.onomastikblog.de/artikel/namen-spiegel/juedische-familiennamen-1/> (Datum: 27. Mai 2017)

## Kapitel 13

Inzwischen hatten wir für die letzten Monate unserer Gesangs- und Tanzauftritte im Deutschen Reich sogar einen Gitarristen angeheuert, *Reinhardt* hieß er, mit seinem eher ungewollten Spitznamen „Sprossi“, weil er so viele Sommersprossen hatte. Er war etwa zweiundzwanzig Jahre alt, hatte kurze, braun-rötliche Haare, eine sehr helle Haut, und spielte sehr gut. Vom Teint und seiner Ausstrahlung her hätte er auch ein Ire oder Engländer sein können. Und er war für jeden Spaß zu haben. Allerdings würde er, als sehr gerne hier lebender Deutscher, nicht mit uns dreien nach Amerika mitkommen, das war schon so sicher wie Kloßbrühe.

Mit gängigen und schönen Liedern wie *Ännchen von Tharau* von *Simon Dach* aus dem Ostpreußen des 17. Jahrhunderts, oder *Ich bin von Kopf bis Fuß auf Liebe eingestellt* von Friedrich Hollaender, welches Marlene Dietrich bereits 1930 als *Lola Lola* im Film *Der blaue Engel* sang, hatten wir das deutsche Publikum natürlich voll auf unserer Seite. Auch die von mir nachgesungene Version von Marlene Dietrichs *Nimm dich in acht vor blonden Frauen* aus dem Jahre 1930 kam sehr gut an. Ich probierte mich auch mehrere Male an dem Kunstlied *Am Brunnen vor dem Tore* aus, mit dem Text von Wilhelm Müller, und der Musik aus Franz Schuberts *Winterreise*. Es mutete sehr lieblich an und klang mit meiner jungen Frauenstimme meines Erachtens sogar viel besser als die „männliche“ Version, sehr transzendent und engelhaft. Aber ich merkte, dass das Kunstlied auf Dauer nicht meinem Temperament und Wesen entsprach. Es war mir einfach zu steif und ernst.

Sogar das „grausame“ deutsche Volkslied *Schwarzbraun ist die Haselnuss* hatten wir im Repertoire, was besonders den Nationalsozialisten sehr gut gefiel, oder das militärische *Flieger, grüß' mir die Sonne* von Hans Albers, in einer von Alfons adaptierten Version, von mir und ihm im Duett gesungen. Auch hier ernteten wir immer wieder brausenden Beifall – denn die Energie eines möglichen, neuen großen Krieges lag geradezu in der Luft, sie schien schon zum Greifen nahe.

Auch wenn die Liedtexte nicht immer ganz mein persönlicher Geschmack waren, so interpretierte ich sie doch sehr gekonnt und versiert. Wir alle mussten seit November 1938 einen Kompromiss aus künstlerischer Darbietung, Geldverdienen und den Zensurbestimmungen der Nationalsozialisten schließen. *Ein ganzes Jahr* Musik und Tanz unter starker Zensur ging mir schon gewaltig auf den Senkel. Aber bald wäre damit für uns Schluss!

Mitte August 1939 sollte dann noch, ganz brandneu, *Lili Marleen* von *Lale Andersen* dazukommen, allerdings ohne Soldaten-Männerchor im Hintergrund, aber immerhin mit einem Trompeter, den wir sogar extra für die soldatischen Fanfarenstöße engagiert hatten.

Auf jeden Fall fielen wir mit all diesen Liedern überall positiv auf, ohne den Nationalsozialisten zu sehr in den Arsch zu kriechen. Ich stellte mir einfach vor, ein *Chamäleon* zu sein, das in New York sehr bald wieder auf den „englisch-amerikanischen Modus“ umschalten würde...

Als letztes, neu einstudiertes Lied würde ich mich Ende August 1939 aber dann doch wieder an ein englisch-amerikanisches Lied wagen, noch auf deutschem Boden, nämlich an das wunderbare, unschuldige, zu Tränen rührende *Over The Rainbow* von *Judy Garland*, aus der Filmmusik zum Musicalfilm *Der Zauberer von Oz*. Judys himmlisch-zarter, feenhafter Mädchengesang würde von einer anderen Welt sein, von der ja auch ich immer träumte, seit 1933 schon.

Alfons hatte unseren Schiffsreisetermin bereits für den 31. August 1939 eingeplant, und der „Countdown“, wie man auf amerikanisch so schön sagte, lief ab jetzt!

\*\*\*        \*\*\*        \*\*\*

Mitte Juli 1939 bekam ich einen Brief, der mich sinnbildlich vom Hocker haute. Aber nicht wegen des Aussehens, sondern wegen des Inhalts. Die neue Hiobsbotschaft war ohne Absender, aus mausgrauem Papier, wie ein armseliger Fetzen, auf dem mit Müh' und Not gerade noch mein Name und die Anschrift der Villa Wolowicz stand, und die Briefmarke klebte, kurz vor dem Auseinanderfallen. Er war mit „An Mariella Weiszbaum“ beschriftet. Laut Augustin klingelte der Postbote und meinte, dass diese Person ja wohl *nicht* hier wohnen würde, aber Augustin nahm den Brief natürlich entgegen und sagte, sie wäre zwar schon länger verzogen, aber er würde den Umschlag auf jeden Fall weiterleiten. Als mir Augustin dies später erzählte, bestätigte ich ihn sehr lobend in seinem sinnvollen Handeln. Da Gurion und Amelia gar nichts von meinem Tarnnamen wussten, adressierten sie natürlich alles auf die „alte“ Art. Das war, zugegebenermaßen, eine gefährliche Schwachstelle. Mein neuer „Tarnpass“ war aber erst vor kurzem fertig geworden... Am Klingelschild stand jetzt seit kurzem „Maria Elke Weiß“. Hoffentlich merkten die Nationalsozialisten nicht, dass „Maria Elke Weiß“ in Wirklichkeit *Mariella Weiszbaum* war!

Als ich den inliegenden, grauen Lappen auseinander faltete, traute ich meinen Augen nicht. Das ebenso steingraue Briefpapier wirkte genauso trostlos wie sein Äußeres.

*Der Brief war von meiner Familie!*

*Mariella, unsere Allerliebste,*

*sei herzlichst begrüßt! – Leider gibt es keine guten Nachrichten. Deine Mutter Amelia schreibt dir, auch stellvertretend für Gurion, Benjamin und Myriam. Es war absolut furchtbar, was wir die letzten Monate durchgemacht hatten! Nun sind wir aber vorerst in Freiheit, bei einem polnischen Weizenbauern, südlich von Warschau. Und wir sind alle noch am Leben! Wir dürfen dort bei den Bauern wohnen, es ist zwar alles ganz einfach, aber zum Glück einigermaßen sauber. Im Gegenzug helfen wir den Bauern bei der Ernte, die jetzt ansteht. Endlich wieder Sonne und blauen Himmel! Und wir haben genug zu essen! Sie sind wirklich ganz nett, die Polen, auch wenn sie nur sehr wenig Deutsch können, und wir im Gegenzug fast kein Polnisch. Und sie haben nichts gegen uns Juden.*

*Wir wurden Ende Januar 1939 von den Nationalsozialisten mit roher Gewalt aus unserem Haus geholt, kurz nachdem du mit dem Zug nach Berlin zurückgefahren bist. Ich war gerade beim Zubereiten des Mittagessens, als SS- und SA-Leute unser Haus in Breslau stürmten, alle Zimmer verwüsteten, und uns sofort nach Polen verschleppten, mit einem grauen Bus. Wir durften nichts mitnehmen, absolut gar nichts! Es war so schlimm, meine Mariella...*

*Eine ewig lange Fahrt in dem fensterlosen Laderaum des Transporters folgte. Es kam mir vor wie vier Stunden, oder noch länger. Sie ließen uns noch nicht einmal austreten! Myriam und ich mussten so dringend, und uns blieb nichts anderes übrig, als mitten auf die Ladefläche zu pullern. Zum Glück ging nur wenig in unsere Kleidung, aber wir mussten die ganze Zeit in dem stinkenden Laderaum ausharren, in der Pisse. Ich habe mich so geschämt, und war die ganze Zeit am Heulen. Essenspause gab es auch keine. Leider hattest du vollkommen Recht mit all deinen heftigen Warnungen – wir waren einfach in allem zu langsam, in Bezug auf eine mögliche Emigration. Gurion war total am Boden zerstört und redete dauernd nur noch von Selbstmord. Benjamin und Myriam schwiegen fast die ganze Zeit.*

*Schließlich wurden wir, nur mit unseren paar Kleidern am Leib, in so eine Art Bunker gebracht, in ein kaltes, ungeheiztes Loch ohne Fenster, und nur mit einem stinkenden Plumpsklo. Nach Gurions Vermutungen war es ein Geheimbunker in der Nähe von Warschau. Du kannst dir gar nicht vorstellen, wie grauenhaft und schlimm es ist, ein halbes Jahr lang ohne jegliches Sonnenlicht zu sein. Ganz selten gab es ein paar Kerzen. Wenn die Nazi-Wärter die Tür aufgemacht hatten, um uns etwas zum Essen zu bringen, kam wenigstens ein bisschen Licht herein.*

*Ich habe Schaden genommen, meine Seele und meine Lunge leiden auch heute noch unter dieser Isolationshaft, auch wegen der schlechten Luft in dem Bunker. Ich wache nachts mit Alpträumen auf, und ich kann nicht mehr durchschlafen. Gurion ist ganz depressiv und resigniert, er lacht auch jetzt so gut wie gar nicht mehr, obwohl wir ja wieder frei sind. Benjamin und Myriam haben es anscheinend noch am besten von uns allen überwunden, und sie versuchen immer wieder, uns aufzumuntern, dass wir schon noch gerettet werden würden. Fragt sich bloß, von wem??*

*Ein knappes, halbes Jahr wurden wir nun in diesem elendigen, stinkenden, dunklen Loch festgehalten, von Ende Januar bis Mitte Juli 1939. Die SS-Leute wollten geheime Informationen von Gurion über die Amerikaner. Anscheinend wusste dein Vater gewisse Dinge, auch militärisch, über seine mannigfaltigen Firmkontakte. Ich habe davon aber nie etwas mitbekommen.*

Ab jetzt wurde die Schrift sehr krakelig, als ob meine Mutter Mühe gehabt hätte, überhaupt noch weiter zu schreiben:

*Aber dann ging es erst richtig los. Sie haben Gurion gefoltert... diese SS-Bestien... sie haben über vierzig glühende Zigarettenkippen in seinem Gesicht ausgedrückt, dein Vater ist jetzt völlig entstellt im Gesicht, voller Narben und Wunden! Und sie haben ihm zwei Finger gebrochen, ganz brutal mit einem Hammer darauf geschlagen. Ich habe seine verzweifelten Schreie bis ins unsere Zelle, oder besser gesagt, unser finsternes Bunker-Loch, gehört. Meistens saßen wir ja im Dunklen, ganz selten*

wurden uns ein paar Kerzen gebracht, als „Belohnung“, wenn Gurion wieder etwas ausgeplaudert hatte.

Mariella, es war so furchtbar!! Ich hatte immer Angst, er würde sterben! Es ist ein Wunder, dass er überhaupt überlebt hat. Benjamin haben sie eine Glatze geschoren, und ihn mit einem orange glühenden Eisen zwei Löcher in seine beiden Achseln gebrannt, wahrscheinlich als Straffaktion. Und Myriam haben sie immer wieder gedroht, ihren beiden kleinen Finger abzuschneiden, wenn ihr Vater nicht genügend kooperieren würde. Die SS-Monster haben herum gebrüllt wie Berserker. Nach dir hat nie niemand gefragt, eigenartigerweise. Wir haben dich aber auch nicht erwähnt, um dich nicht in Gefahr zu bringen. Ich denke, du wirst uns unsere Verleugnung in Bezug auf dich verzeihen.

Nun wurde Amelias Handschrift, es war die Sütterlin-Schreibschrift, wieder leserlicher:

Mariella, ich flehe dich an, besuch' uns lieber nicht, sondern sieh zu, dass du es wenigstens schaffst, zu emigrieren, und dieses Teufelsloch Deutsches Reich endlich zu verlassen. Zum Glück ist Myriam wenigstens nichts passiert, jedenfalls nicht körperlich. Anscheinend haben die SS-Leute gegenüber uns Frauen gerade noch Gnade walten lassen.

Mitte Juli wurden wir dann mit verbundenen Augen aus dem Bunker gebracht und in der glühenden Hitze mitten an einem großen Weizenfeld hinausgeworfen, ohne einen einzigen Tropfen Wasser. Wir wurden schlechter behandelt als Straßenkötter!

Meine Liebste, ich weiß nicht, ob wir es überhaupt schaffen, wieder nach Breslau zurückzukehren. Der Gutshof, auf dem wir im Moment sind, ist etwa dreißig Kilometer südlich der Stadtgrenze von Warschau, in der Nähe von Grójec, etwa in der Mitte zwischen Warschau und Radom. Die Bauern heißen Schleschenowski mit Nachnamen, oder so ähnlich. Natürlich würden wir vier dich sehr gerne wiedersehen. Andererseits habe ich eine sehr dunkle Vorahnung, dass du dann wahrscheinlich vorher von den Nationalsozialisten geschnappt werden würdest, und uns wohl nie mehr treffen könntest.

Entscheide selbst, was du tust. Rette dein Leben, es ist in Gefahr! Ich weiß nicht, wie es mit uns weitergehen wird. Jetzt sind wir erst einmal Erntehelfer, in Polen sind so große Weizenfelder, bis zum Horizont! Und ich lerne, Kühe zu melken! Bei Adonoi, das ist alles so verrückt. Aber ich danke Ihm, dass wir noch leben. Vielleicht können wir uns ja in Polen eine kleine, neue Existenz aufbauen.

Bleib dir immer selbst treu, auch in den dunkelsten Zeiten.

Deine Mutter Amelia, Gurion, Benjamin und Myriam.

Jeder hatte am Schluss selbst seinen Namen geschrieben. Darunter waren ein paar Herzen gemalt. Ich begann die Hände vor mein Gesicht zu halten und zu weinen, vor Trauer, und vor Freude.

Es waren die Hundstage, draußen war es brütend heiß, und alle Badeseen in und rund um Berlin waren gesteckt voll, vor allem natürlich das Wannseebad. Die Menschen waren aufgeheizt von der Sonne und ziemlich aggressiv. Draußen flog sogar ein Zeppelin! Alfons, Gerlinde, Reinhardt und ich hatten einen Liederabend im Berliner Gasthaus „Jagdflieger“. Oben an der Decke hingen lauter Flugzeugmodelle deutscher Jagdflieger aus dem Weltkrieg: Fokker, Albatrosse, einige andere Doppeldecker und Dreidecker, sowie eine *Fokker DVII mit Davidstern!* Immerhin hatten im Weltkrieg ja an die 85000 Juden unter Kaiser Wilhelm II. gedient, und sogar 300000 Juden in den k.u.k. Streitkräften gekämpft. *Wilhelm Frankl* und *Fritz Beckhardt* waren mehr oder weniger bekannte jüdische Flieger im Weltkrieg gewesen.

Ich knutschte mit Alfons, als Gerlinde gerade auf dem Klo war. Ein intensiver, männlicher Kuss mit galanter Noblesse, ein paar Minuten vor unserem Auftritt, konnte doch keinesfalls schaden. Zwei erregende Liebesschauer durchzuckten meinen ganzen Körper, von meinen roten Lippen bis zu meinen knallrot lackierten Zehenspitzen. Meine Weibsbilder und Mannsbilder, war ich diesmal erregt vor dem Bühnengang! Irgendetwas war heute anders als sonst. Schnell kippte ich ein Gläschen Weißwein auf ex, einen guten Riesling aus der Pfalz, um mich noch ein bisschen mehr in Stimmung zu bringen.

Gerlinde kam wieder, in ihrem aufsehenerregenden, türkis-silbernen Glitzerkleid, ihren so unschuldig-schönen, türkisfarbenen, mittelhohen Sandaletten-Schühchen, und ihren absolut wunderbaren, mittelbraunen langen Feen-Haaren. Als ich auf ihre atemberaubenden, perfekt lackierten türkisblauen Fuß- und Fingernägel blickte, wurde sofort meine Muschi feucht. Und sie war wirklich tadellos geschminkt. Ich verliebte mich jedes Mal neu in Gerlinde, wenn ich sie derartig toll und aufreizend sah! Mein Blut geriet in heißblütige Wallung, und all meine Liebeshormone stiegen in mir auf.

Wir starteten unseren Auftritt mit Marlene Dietrichs *Nimm dich in acht vor blonden Frauen*, und fuhren mit dem Lied *Allein in einer großen Stadt* aus dem Jahre 1933 fort, welches damals Franz Wachsmann geschrieben hatte. Auch wenn ich sexuell tendenziell mehr auf Frauen stand als auf Männer, sang ich auch leidenschaftlich Lieder, in denen Frauen ihre *Männer* geradezu abgöttisch liebten. Insgeheim musste ich immer wieder darüber schmunzeln, warum Frauen oft *Männer* so extrem anbeteten und sich ihnen bedingungslos zu unterwerfen schienen, obwohl das Gehirn dieser angebeteten, fragwürdigen „Herren der Schöpfung“ oft nicht größer als eine vertrocknete Walnuss zu sein schien. Warum gab es eigentlich keine „Damen der Schöpfung“??

Sollte auf gut Deutsch heißen: Die Frauen brauchten ganz schön lange, bis sie sich selbst befreiten und emanzipierten, ihre eingebildeten Kandaren-Machos und bleiernen Patriarchen abschüttelten.

Ich interpretierte das Marlene Dietrich-Lied mit einem leichtem Hauch Berliner Schnauze, mit einem schwachem Dialekt der preußischen Hauptstadt, so dass es frech nach *Berliner Göre* klang. Das kam sehr gut an – die Leute mochten es sehr, wenn ich in ihrer lokalen Mundart sang!

Marlene Dietrich war bei allen Deutschen, und auch bei den Nationalsozialisten sehr beliebt, so dass wir nicht viel falsch machen konnten. Ich interpretierte ihre Lieder aber nicht so traurig und sentimental wie sie, sondern versuchte, sie fröhlicher wirken zu lassen, sang sie meistens auch einen Tick schneller, und ein, zwei Tonarten höher. *Mariella sang Marlene*.

Als nächstes stimmten wir den militärischen Hans Albers-Hit *Flieger, grüß' mir die Sonne* an, in der von Alfons als terzversetztes Duett adaptierten Version. Unser temporärer Trompeter war diesmal auch dabei. *Das zog!*

Mit meinem goldenes Glitzerkleid und den sehr hohen, ebenfalls golden glitzernden Schuhen war ich eindeutig *der* Star des Abends, und ich schwenkte dazu immer wieder einen golden verzierten, schwarzen Zylinder. Meine orange-blonden Haare waren heute schön spiralförmig gewellt, sie fielen mir wie Engelshaar über die Schultern. Vor allem die Männer waren wie hypnotisiert von uns beiden jungen Frauen. Heute saßen besonders viele Nationalsozialisten und SA-Leute im Publikum, es wimmelte geradezu von diesen schwarz-weiß-roten Hakenkreuzarmbinden, welche mich entfernt immer an ein Sanitätskorps erinnerten.

Alle klatschten und sangen mit, johlten und waren hellauf begeistert, bis es einen „kleinen“ Zwischenfall gab. Ein Mann in einem leicht abgewetzten, schwarzen Anzug, schmalen Gesicht und runder Nickelbrille regte sich und setzte an, etwas in die bis auf den letzten Platz voll besetzte Gaststätte zu *brüllen*, während wir auf unserer leicht erhöhten Bühne weiter sangen. Ich ahnte, dass der Mann *Jude* war. Sein Gesicht erinnerte mich sehr an jüdische Verwandte meines Vaters Gurion.

„Sie singen hier *Kampflieder* aus dem Weltkrieg, das verdammte, zutiefst patriotische *Albers-Fliegerlied*, und die Nationalsozialisten deportieren Tag für Tag klammheimlich Juden, verbieten ihnen alles, stigmatisieren sie, und werden sie womöglich auch noch alle umbringen! *Sie sollten sich schämen, Kampflieder zu singen!*“ Mir schwante Böses. Der Mann wäre ab jetzt wohl die Zielscheibe der „Braunen“ – was wollte er überhaupt mit seiner Aktion erreichen??

„*Ruhe!!*“ brüllte ein SA-Mann lautstark zurück, während wir munter weiter drauf los spielten und den Mann anfangs ignorierten. „Oder wir nehmen Sie sofort in Gewahrsam! Eine Unverschämtheit ist das, so zu stören!“

„*Ihr Nationalsozialisten seid alle Schweine, Mörder, Drecksäue, Judenverräter, Gojim!!*“ rief der Mann mit dem schmalen Gesicht weiter. Und schon stand einer der SA-Männer auf und boxte den Armen zu Boden, so dass er blutete. Noch spielten wir weiter, während sich unerwarteterweise einige Männer mit dem mutmaßlichen Juden solidarisierten.



„*Judenpack, elendiges! Dir werd' ich's zeigen, du 'Judenschwein'!!*“ war der eine SA-Mann äußerst erbost und trat mit seinen Stiefeln auf den inzwischen am Boden liegenden Mann ein. Ich betete im Stillen zu Adonoi, dass er nicht starb, sondern überleben würde. Ein anderer Mann in Zivil griff nun den Sturm-Abteilungs-Nationalsozialisten von hinten an und warf in ebenfalls zu Boden. Die ersten Bierkrüge fielen schäumend um, und die Gäste fluchten wie wild. Es entwickelte sich im Nu eine wilde Schlägerei zwischen den SA-Männern und den Zivilisten!

Ich gab den anderen Musikern die Anweisung, dass wir sofort aufhören sollten zu spielen, und uns am besten in ein Hinterzimmer verziehen sollten, bis sich die extrem angeheizte Stimmung wieder gelegt hätte. Alle stimmten mir zu. Inzwischen flog der erste Bierkrug nur knapp an Alfons vorbei, er zerschellte klirrend am Klavier, und der Wirt, Herr Mannstesky, schaute ganz bedröppelt. Nein, ich wollte nicht auf den letzten Drücker von einem Bierkrug aus Ton oder einem umherfliegenden Stuhl erschlagen werden. Schnell flüchteten wir Musiker in das Hinterzimmer. Zwei junge Mädchen kamen gleich mit.

„*Scheiß Nazis, dreckige!!*“ brüllten die einen. Mir schien fast, dass es Widerstandskämpfer oder Kommunisten waren, die wütend und kampflüstern einfach alle aufmischen wollten, aber ich war mir nicht ganz sicher.

„*Elendiges 'Judenpack', euch werden wir's zeigen!*“ brüllten die Männer der Sturm-Abteilung in voller Rage. So laut wie es dort draußen krachte, flogen wohl schon die Tische umher. Ich öffnete die Tür einen Spalt, und zwei weitere junge Frauen kamen verzweifelt zu uns herein. Sie bluteten am Arm, und am Kopf. In der Gaststube flogen jetzt tatsächlich auch Tische, und es hatte auch eines der Mikrophone erwischt. Zum Glück hatte Reinhardt seine Gitarre mitgenommen!

„*Hier sind zwei verletzte Frauen!*“ rief ich laut. „Schnell, ein Taschentuch, oder zwei, zum Verbinden!“

Gerlinde hatte ihre Handtasche mitgenommen, und holte rasch zwei ihrer hellblauen Taschentücher heraus. Ganz ängstlich schaute sie zu mir herüber.

„Mein Gott, dass das *so* eskaliert!“ rief Gerlinde etwas ängstlich. „Warum musste der Mann die SA denn so herausfordern?? Der hat doch gar keine Chance gegen die!“

„*Wissen Sie, wie es ist, als Jüdin verfolgt zu werden!?*“ rutschte es der einen verletzten jungen Frau heraus. Sie wirkte fast schon beleidigt.

„*Sind Sie ein 'U-Boot'?!*“ fragte ich sie. Sie schaute mich total entsetzt an, mit ganz großen Augen, als ob ich sie völlig enttarnt hätte. Der Begriff „U-Boot“ war ja auch ein judeninterner Schlüsselbegriff, genauso wie „Greifer“...

„*Um Himmels Willen, woher wissen Sie das??*“ antwortete sie total eingeschüchtert zurück, nach zehn Sekunden Schweigen.

„Keine Angst, ich verrate Sie nicht.“ beruhigte ich sie, ohne ihr zu sagen, dass ich eigentlich auch ein „U-Boot“ war...

„*Wirklich nicht??*“

„Nein, auf keinen Fall. Ich halte dicht, absolut.“ Die Frau hatte tatsächlich den Akzent, den die Leute in Breslau sprachen!

„Kommen Sie etwa aus *Breslau*?!“ fragte ich sie in meinem Breslauer Dialekt.

„Ja..., *woher wissen Sie das??*“

„Ich komme selbst von daher, ich bin dort geboren.“ Der Gesichtsausdruck der jungen, hellblonden Frau wandelte sich in der Art, als ob ein Kind vertrauensvoll zu seiner Mutter hinaufschaute. Eine wohlige Wärme durchflutete mich, die in dieser Form schon lange nicht mehr gespürt hatte. Es war wie ein Reminiszenz an meine Kindheit, eine Rückschau in verklärendem Sepia, als noch alles „in Ordnung“ war...

Ich merkte, dass ich irgendwie etwas gut machen konnte bei den Juden in Berlin. War ich etwa schon „zu deutsch“ geworden, zu wenig auf der Seite meiner Religionsgenossinnen und -genossen? Nein, eine Märtyrerin war ich gewiss nicht. Pragmatismus und mein Wille, zu überleben, zählten dann doch mehr als purer Idealismus, mich als offene Zielscheibe zu präsentieren nach dem Motto: *Hallo, ich heiße Mariella Weiszbaum, bin JÜDIN, vogelfrei und zum Abschuss freigegeben!?*

Öfter hatte ich über Friedrich Nietzsches herausfordernden Spruch „*Gott ist tot!*“ nachgedacht, und über einen möglichen, religionsübergreifenden, fast schon heidnischen, gottlosen *Humanismus*, der die alten religiösen Traditionen völlig über Bord kippen würde. Sozusagen eine neue, *weltweite Ethik*, ohne jegliche Religionskriege und Köpfe-Einschlagen, wer denn nun die „bessere“ und „richtigere“ Religion hätte. Aber der Humanismus schien mir dann doch eher wie eine *Renaissance-Kopfgeburt*, mal mit, mal ohne Schöpfer, genauso wie diese komische Kunstsprache *Esperanto*, 1887 geschaffen von dem Augenarzt Ludwik Lejzer Zamenhof, unter seinem Pseudonym *Doktoro Esperanto*. Doch wurde aus seiner „Plansprache“ ebenso ein Rohrkrepiierer.

Genauso würde doch ein klassischer Christ, Muslim, Jude oder Hindu seine Religion auch nicht einfach so in die Tonne kloppen, seinen Gott für einen konstruierten, weltweiten „ethischen Humanismus“ verheizen. Demnächst würden die Anhänger Adolf Hitlers und Stalins auch noch ihren speziellen „Humanismus“ kreieren, schön braun, schwarz, rot oder grün verbrämt? Identitär bewegt, alt right, heimatverbunden, öko-diktatorisch, kontrollbesessen, und zukünftig immer heimlich durch die Hintertür. Ich gebe zu, *Divari* aus dem Jenseits hatte mir das eine oder andere Wort eingegeben, auch wenn ich nicht im Geringsten wusste, was es eigentlich bedeutete.

Doch wäre, im Gegenzug, auch ein echter Humanismus *unter der Knute des Kapitals* überhaupt denkbar, mit einem sklavisch arbeitenden Zinses-Zins-System, das das Vermögen immer wieder von unten nach oben schaufelte und die Reichen begünstigte, man sagte, „*das Geld arbeitete*“? Stimmt die Mär, dass wir Juden *die* Finanzgenies seien, die Erfinder des Geldsystems? Aber die *Medici* in Italien waren doch eigentlich die Erfinder der Banken gewesen...

Eine Welt ohne Schöpfer oder Schöpferin wäre doch eigentlich völlig sinnlos... oder nicht??

„*Echte[n][Humanisten waren vor allem] begnadete Polemiker,  
Selbstprofilierer, Ab- und Ausgrenzer in jeder Hinsicht.*“

In meiner Situation von Verfolgung, ständigem Untertauchen und Todesgefahr machte ich mir eben über so etwas Gedanken. *War das etwa verboten??*

Inzwischen war der Wirt, Herr Mannstesky, ebenfalls ins Hinterzimmer gekommen. Wir warteten ab. Nach etwa fünf Minuten war es plötzlich total ruhig, und wir wagten uns alle hinaus.

Ein Bild der Verwüstung bot sich uns. Tische, Stühle, zerbrochene Bierkrüge, lauter Wein und Bier am Boden, verstreutes Essen... und: Ich sah eine schwarze, herrenlose *Brieftasche* in der Ecke liegen! Alle hatten die Gaststätte inzwischen verlassen. Die SA hatte die „Querulanten“ wohl alle abtransportiert, und die beiden jungen Frauen hatten wir erfolgreich verarztet.

„Fräulein Weiszbaum, Mann, Sie sind vielleicht 'ne tolle Frau geworden! *Sie sehen ja wirklich umwerfend aus!* Ich könnte mich glatt in Sie verlieben!“ lobte mich Herr Mannstesky. Er kannte mich schon, als ich mit vierzehn nach Berlin gekommen war.

„Danke für das schöne Kompliment.“ bedankte ich mich.

„Und wer bezahlt mir jetzt den Schaden??“ fragte der Wirt.

„Vielleicht müssen Sie sich an den Gauleiter wenden!“ warf Alfons ein.

„Die werden den Schaden wohl voll auf den *Initiator* abwälzen, auf diesen *mutmaßlichen Juden*, der den ganzen Krawall angezettelt hatte.“ meinte Reinhardt, mit seiner Gitarre in der Hand.

„Wat hatte sich dieser komische Nickelbrillen-Typ eigentlich davon versprochen, wa? Sich so über dit harmlose *Fliejerlied* vom Hans Albers aufzuregen? Da gibt it doch, weiß Jott, Schlimmeret!“ kritisierte Gerlinde.

„Das war wohl eher der Aufhänger. Vielleicht hätte der Mann ja auch etwas anderes zum Anlass genommen, einen Krawall anzuzetteln.“ kommentierte unser Trompeter Hans.

Nun war die ganze Gaststätte wirklich völlig menschenleer, außer einer Bedienung in schwarz-weißer Arbeitskleidung, die jetzt gerade wieder von draußen reinkam.

„Die ham alle abtransportiert, die Zünder, diese unjehörigen Krawallmacher. Und die anderen Jäste sind komplett jeflüchtet.“ sagte sie kurz, mit ihrem dicken Gesicht und leicht zerzausten, braunen Haaren.

„Der Mann, der das ganze angezettelt hatte und später zusammen geschlagen wurde, ist auch weg!“ bemerkte ich. Zügig schritt ich in die Ecke, aber mit Vorsicht, um mit meinen hohen Stöckelschuhen nicht im Bier auszurutschen, und hob die schwarze Brieftasche auf.

„Gehört die jemand von Ihnen, oder von euch?“ fragte ich kurz.

„Nein.“ oder „Nee.“ antworteten alle zurück.

Ich öffnete die Geldbörse, und es war kein Hinweis darauf enthalten, wem sie gehörte. Aber es waren immerhin vierhundert Mark darin!

„*Da sind vierhundert Mark drin!*“ rief ich. „Sollen wir das zum Fundbüro bringen?“

„Nee, Fräulein Mariella, kommen Sie! Ich glaube, das regeln wir anders.“

Herr Mannstesky nahm das Geld und teilte es einfach unter uns allen auf. „So, ihr Musiker bekommt jetzt 100 Mark für euren Auftritt, wenn auch vorzeitig durch höhere Gewalt beendet, und ich nehm' mir die restlichen dreihundert! Schließlich habe ich ja den größten Schaden davon getragen. Auf dem Fundbüro krallt sich das doch sowieso irgendeiner von den Beamten. Sie glauben doch nicht im Ernst, dass die das Geld aufheben, bis der echte Besitzer vorbei kommt! Noch dazu, wenn es womöglich einem JU...“

„Schon gut.“ schnitt ich ihm sofort das Wort ab.

Nun hatten wir das Geld für die Überfahrt so gut wie zusammen. Ich nahm es gerne, und wollte weitere Diskussionen vermeiden. An einer Stelle war sogar eine kleine Blutlache zu sehen. Hatte der zusammengeschlagene Mann überlebt?? Immerhin hatte ich ja für ihn gebetet...

Wir alle halfen dem Ehepaar Mannstesky noch beim Aufräumen und Wischen. Einige Stühle und ein Tisch waren auch kaputt. Frau Mannstesky erschrak zuerst beim Anblick der Blutlache, wischte sie dann aber doch souverän auf. Nach einer dreiviertel Stunde sah alles wieder einigermaßen ansehlich aus. Das Mikrofon hatte leider eine leichte Delle bekommen, funktionierte aber noch einwandfrei. Alle Instrumente wurden eingepackt, und wir verabschiedeten uns.

„Und wann kommt nun die große Fahrt, *nach Übersee?*“ fragte der Wirt neugierig.

„So wie es aussieht, Ende August. Es ist schon alles geplant.“ erwiderte Alfons fröhlich.

„Na ja, das ist der Vorteil von euch Musikern: Ihr habt keinen Betrieb, keine Immobilie oder Firma, ihr seid eben *flexibel!* Das meiste habt ihr ja im Kopf, auswendig, oder in den Fingern, oder in der Stimme.“ fuhr Herr Übelreuther fort.

„Das ist unser großer Vorteil, in der Tat.“ antwortete ich. „Nur die Gunst des Publikums, die lässt sich nicht erzwingen. Entweder die Leute sind uns gewogen, oder eben nicht.“

„Da haste Recht, Mariella!“ bestätigte Gerlinde kurz.

„Na dann! Frau Mannstesky, Herr Mannstesky, das wird wohl unser letzter Auftritt bei Ihnen gewesen sein, im *Jagdflieger!*“ sagte ich, fast mit schon mit Sentimentalität, und leicht feuchten Augen. „Wir sagen Ihnen nun allen Adieu!“

„Euer letzter Auftritt war wohl der spektakulärste, *wie im echten Gefecht* – und wenn schon ein Abgang, dann aber richtig!“ lachte Herr Mannstesky mit seiner tiefen, bärenhaften Stimme.

Gerlinde, Alfons, Reinhardt, Hans und ich verabschiedeten uns mit einer kurzen Umarmung bei dem Wirts-Ehepaar. Schließlich hatten wir ja schon einiges Geld in dem „Schuppen“ verdient gehabt.

Mit unseren Instrumenten und Noten begaben wir uns in eine laue, warme Sommernacht. Am Boden war noch eine Blutspur zu sehen, welche dann plötzlich aufhörte. Wie in einem Kriminalfilm...

Der Mond schien, die elektrischen Laternen waren angeschaltet, und für den naiven Beobachter hatte es – im Gegenzug – fast etwas Anheimelndes.

„Hast Du Dir mal gewünscht, kein Jude zu sein?“

(aus: *Der Jude mit dem Hakenkreuz/atb Verlag/Lorenz S. Beckhardt/14.01.2016*)

\*\*\*      \*\*\*      \*\*\*

In der Nacht vom 15. auf den 16. August 1939 träumte ich wieder von Valerie Monpetit. Sie tauchte aus einer mausgrauen Wolke auf, die eine sehr große Niedergeschlagenheit, Resignation und Apathie ausstrahlte. Ich bemitleidete sie fast schon, dass sie in solch einem Zustande im Jenseits verweilte, und ich ja indirekt an ihrem tödlichen Liebeskummer beteiligt gewesen war.

Über Gedankenkraft, also telepathisch, brachte sie mir herüber, dass es ihr heute Nacht ganz kurz gestattet sei, die trostlose Zone, in die alle Selbstmörder und Selbstmörderinnen für einen gewissen Zeitraum kamen, zu verlassen. Das schien sie sehr zu freuen, und der morbide, todtraurige Schleier des Stillstands schien kurzzeitig völlig von ihr abzufallen. Anscheinend konnte ihn die Kraft der Liebe auflösen...

Ich sah Valerie in einem ihrer hellrosa Kleider wortlos auf mich zu schweben, unglaublich strahlend schön, scheinbar wie makellos. Die Verliebtheits-Stimmung war wieder wie damals im Café Kranzler, mit majestätischem Blick auf die damalige Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche.

Ganz langsam näherte sie sich mir an, barfuß dahin schwebend, und unsere rot geschminkten Lippen fingen ganz zart an, sich zu berühren. Völlig von Sinnen war ich, am ganzen Körper elektrisiert und orgiastisch erregt. Ich hatte das Gefühl, mich ganz aufzulösen und in das unendliche Meer des Kosmos einzugehen! Es war eine unglaublich wunderschöne, höchst ätherische Erfahrung, die ich auf Erden noch nie erlebt hatte.

Ganz langsam schoben sich unsere beiden Körper durcheinander hindurch, ich konnte es nicht anders beschreiben. Ein rosa-golden-weißes Strahlen umgab uns wie die Korona der Sonne. Und es gab auch keine Hilfsmittel wie Salatgurken, Finger oder ähnliches. Unsere beiden Energien vermischten sich zu einer Einheit, wir *verschmolzen* förmlich miteinander, und wir lösten uns gleichzeitig auf. Eine unvorstellbare Woge des Glücks erfasste mich, ein Gefühl von unendlicher Geborgenheit, Hingabe und Angenommensein durchflutete jede Zelle meines Traumkörpers, wie in einer Art „Lichtkörper-Vereinigung“. So müsste sich wohl das Paradies anfühlen, die Sehnsucht eines jeden Menschen nach Erfüllung im Göttlichen.

Ich ließ mich völlig fallen, ein totales Loslassen ließ mich meinen Verstand im Traum für einige Zeit völlig verlieren. Auch hatte ich gar kein Geschlechtsempfinden mehr, es war, als ob sich alles

in einem gewaltigen Strahlen von universellem Licht vereinigte, *männlich, weiblich, androgyn, kindlich, unschuldig, selig, wonnig, liebevoll* und *glücklich*, alles gleichzeitig.

Ja, meine Beschreibung mochte hier nur ein sehr grober Abklatsch sein, als ob Ihr die Sonne durch ein ganz dunkel gefärbtes Glas betrachten würdet, gefesselt an die bleierne Schwere der Materie.

Doch in meinem jetzigen Zustande war es völlig gleich, ob ich diese Leichtigkeit des Seins mit den Begriffen von *Adonoi, Jahwe, Jehova, Gott, Jesus Christus* oder *Gottvater* umschreiben würde – nein, diese rational-kettenden, eisernen Wortungetüme waren in diesem Augenblick völlig von mir geworfen, als ob all dieses rationale Geplänkel nur Beschäftigungstherapie für menschliche Tanzmäuse wäre, im Irrenhaus der weltlichen Welt.

Als sich unsere beiden Körper durcheinander durch geschoben hatten, trennten sich unsere Energien wieder aus dem seligen Glück der kosmischen Verschmelzung, aus einer Einheit wurden wieder zwei Seelen, und Valerie entschwebte wortlos ins Nichts. Es war, als würde sie auf einen Schlag unsichtbar. Ihre optische Erscheinung schien nun in eine andere Dimension zu gehen.

Aber ihre Präsenz war noch zu spüren. Wie ein Sopran-Nachhall in einer riesig großen Kathedrale des Schöpfers wurde ihre Schwingung immer schwächer, ganz sanft und sachte, um schließlich vollends zu verstummen.

Ich wachte um fünf vor fünf in der Frühe auf und schrieb alles sofort in mein Tagebuch, allerdings so neben der Kapsel, dass ich mein Gekritzel später nur noch mit Mühe wieder entziffern konnte...

\*\*\*        \*\*\*        \*\*\*

Unser allerletzter Musikauftritt auf dem Boden des Deutschen Reichs war in Berlin am 17. August 1939. Im März 1930 war der traditionelle Künstlertreff *Café Josty* vom Potsdamer Platz in die Friedrich-Ebert-Straße gezogen. Durch die Zensur der Nationalsozialisten war vom ursprünglichen Flair natürlich nicht mehr viel übrig. Nicht weit vom Brandenburger Tor, das man durch die Straßenflucht von hier ganz klein von der Südseite sehen konnte, hatten wir heute unseren letzten Liederabend, mit Varieté- und Tanzelementen vermischt. Und wir sollten, seit langer Zeit, wie gewagt, auch wieder einmal ein *englisches Lied* spielen, besser gesagt *Over The Rainbow* von Harold Arlen.

Es passte zu unserem geplanten Abschied aus der Höhle des Löwen. Dauernd munkelten die Leute von einem neuen, möglichen Krieg, der anscheinend bald kommen sollte. Hoffentlich würden wir den Absprung noch rechtzeitig schaffen... Und wir waren gar nicht weit weg von einer Stelle, die in ferner Zukunft einmal ein Mahnmal für uns gestorbene Juden sein sollte.

Als das *Café Josty* früher noch am Potsdamer Platz gewesen war, gaben sich hier allerlei namhafte Künstler, Literaten, Vertreter des Expressionismus und der Neuen Sachlichkeit ein Stelldichein. Sogar Erich Kästner hatte mit *Emil und die Detektive* 1929 ein Denkmal im „Josty“ hinterlassen.

Auch wenn wir heute Abend nicht mehr direkt am Potsdamer Platz auftraten – was wir früher einige Male getan hatten – so sei ein Rückblick in *Paul Boldts* Sonett aus dem Jahre 1912 erlaubt. 1939 war das „ewige[m] Gebrüll“ durch die stetig wachsende Zahl der Automobile natürlich noch weiter angestiegen:

*Der Potsdamer Platz in ewigem Gebrüll  
Vergletschert alle hallenden Lawinen  
Der Straßentrakte: Trams auf Eisenschienen,  
Automobile und den Menschenmüll.*

*Die Menschen rinnen über den Asphalt,  
Ameisenemsig, wie Eidechsen flink.  
Stirne und Hände, von Gedanken blink,  
Schwimmen wie Sonnenlicht durch dunklen Wald.*

*Nachtregen hüllt den Platz in eine Höhle,  
Wo Fledermäuse, weiß, mit Flügeln schlagen  
Und lila Quallen liegen – bunte Öle;*

*Die mehren sich, zerschnitten von den Wagen. –  
Aufspritzt Berlin, des Tages glitzernd Nest,  
Vom Rauch der Nacht wie Eiter einer Pest.*

Sein Sonett passte irgendwie auch in die braun zensierte Zeit von 1939. Der „Eiter einer Pest“ war sinnbildlich die gleichgeschaltete, kreativitätslose Unterdrückung, das „Gebrüll“ der immer stärker werdende Sog der scheinbar heilvollen, aber letztendlich doch unheilvollen, sklavischen Technisierung, und sein „Menschenmüll“ charakterisierte doch so schön all die tumben Mitläufer-Schafe, die sich der Schlachtbank der schwarzen „Tier“-Drachen fast willenlos ergaben.

Doch war es der Müll der Menschen, oder waren die Menschen gleichsam zu Müll geworden, wie seelenlose, blutsaugende Vampire der Nacht??

„Aufspritzt Berlin“ – hoffentlich würde es beim jäh hochwirbelnden Dreckwasser bleiben, und sich nicht in das erschreckende Blut all der Schuldigen und Unschuldigen *in spe* verwandeln...

Doch nun zurück in die Friedrich-Ebert-Straße, wieder etwas näher heran an den vierspännigen Puls der Quadriga. Beendet sei der Rückblick in die verflossene Hoffnung, und den nun zerstörten, einst so hoffnungsvollen Pseudo-Aufbruch der „Goldenen Zwanziger Jahre“. *Hoffnung* war eben immer nur eine *schale Krücke*, die half, die Aussichtslosigkeit der Zukunft zu verdrängen. Daher versuchte auch ich, während des Singens nicht an die Zukunft oder die Vergangenheit zu denken, sondern

mich ganz auf das *Hier und Jetzt* zu konzentrieren. In einer Zeit, wo ich morgen vielleicht schon abgeholt und deportiert werden könnte, lohnte es sich, jede Sekunde im Zeitpunkt der Gegenwart zu verbringen, ihr kurzweiliges Glück zu genießen.

Heute Abend, wie schon gesagt, am 17. August 1939, waren wir alle nahezu genauso schillernd-schön angezogen wie vor ein paar Wochen, und das Publikum dankte es uns. Die nationalsozialistischen „Schießhunde“ saßen auch heute wieder in den Reihen, und es schienen immer mehr zu werden! Unserer voraussichtlich letzter Auftritt auf heimischem Boden, das war schon ein sehr eigenartiges Gefühl.

Trotz der „braunen Gefahr“ wagten wir es, als unseren allerletzten Titel das himmlisch-ätherische *Over the Rainbow* zu singen. Judy Garland aus den USA hatte es als bezauberndes Mädchen in dem amerikanischen Musicalfilm *Der Zauberer von Oz* interpretiert, welcher vor zwei Tagen am 15. August gerade Filmpremiere in Übersee gehabt hatte.

Ich fing an, und Gerlinde gesellte sich später als engelhafte Zweitstimme dazu.

*Somewhere over the rainbow way up high  
there's a land that i have heard of once in a lullaby  
somewhere over the rainbow skies are blue  
and the dreams that you dare to dream really do come true*

*Someday i'll wish upon a star  
and wake up where the clouds are far behind me  
where troubles melt like lemon drops  
way above the chimney tops that's where you'll find me. [...]*

*(Musik: Harold Arlen/Text: E. Y. Harburg/1938)*

Unser Publikum war absolut hingerissen und forderte prompt eine Zugabe. Sogar alle Nationalsozialisten klatschten, und sie schienen sich nicht so stark an dem englischen Text zu stören, wie ich es anfangs geglaubt hatte. Brunhold Böllermann saß auch in den vorderen Reihen, und er klatschte natürlich besonders laut. Es kam eben doch immer alles anders, als erwartet. Heute hatten wir kein *Fliegerlied* im Programm, nach dem Tohuwabohu in der letzten Gaststätte.

Ich beschloss unsere Zugabe mit Marlene Dietrichs *Ich bin die fesche Lola* aus dem Jahre 1930. Es war inzwischen zehn Uhr abends, und draußen braute sich ein Sommergewitter zusammen. Das Grollen kam immer näher, und es begann heftig zu regnen. Es war mir so, als ob die dicken, fetten Tropfen all die Tränen über die bisher durch die Nationalsozialisten umgekommenen Juden symbolisierten. Hoffentlich blieb es bei dieser Symbolik, so viele Tropfen, wie nun herunter prasselten...



Brunhold umarmte mich mit festem Griff, und gab mir einen sehr leidenschaftlichen, begierigen Kuss. Da Gerlinde jedoch in der Nähe war und sehr argwöhnisch schaute, beließ er es bei dieser kurzen Annäherung. Ein Hauch von Wehmut legte sich über den Wehrmachtsoffizier und mich. Wir verabschiedeten uns mit innigem Nachdruck, und er wusste, dass unsere Überfahrt am 31. August stattfinden sollte. Jedoch hatte die HAPAG in Hamburg unseren Auslauf-Termin überraschend auf den *21. August 1939* vorverlegt, was uns zeitlich etwas in Bedrängnis brachte.

Natürlich war Brunhold sehr traurig, aber ihm war auch klar, dass unsere Beziehung eigentlich ohne jegliche Zukunft war. Wir stammten aus *völlig gegensätzlichen Lagern*. Im Falle eines drohenden, neuen Krieges würde er sowieso umgehend eingezogen werden. Eingezogen für eine mögliche Mobilmachung eines wahnsinnigen Diktators, der es geschafft hatte, die Massen überaus versiert und magisch zu hypnotisieren, sehr viele zum Mitlaufen zu bewegen, und ein starker Antriebsmotor mit sehr fragwürdigen Aussichten zu sein.

Ob „Endsieg“, „Endlösung“ oder Untergang – die kommenden Jahre des Deutschen Reiches wären sehr ungewiss, jedenfalls nahm ich das in meinem Inneren so wahr. Ende August würden Alfons, Gerlinde und ich endlich diesem dunklen Schmelztiegel entfliehen, der Mausefalle des Bösen, welche jederzeit ohne Vorwarnung zuschnappen könnte.

Alfons könnte im Falle eines Kriegsausbruchs plötzlich eingezogen werden, mein „U-Boot“ könnte unerwarteterweise auftauchen, und Gerlindes entfernter, jüdischer Vorfahr war immer noch ein verstecktes, potentiell Damoklesschwert...

\*\*\*      \*\*\*      \*\*\*

## Kapitel 14

Endlich war es soweit! Am 18. und 19. August 1939 packten wir, Alfons, Gerlinde und ich, was das Zeug hielt! Die wichtigsten Kleider, inklusive dem „Kleinen Schwarzen“ von Coco Chanel, Unterwäsche, Schuhe, Schuhcreme, Schminke, Taschenspiegel, Kosmetika, Zahnbürsten, Schmuck, Wecker, Hüte, Noten, die wichtigsten Lieblingsbücher, ein Mikrophon, eine Stimmgabel, unsere Zeugnisse, Fotos, ein Fernglas, ein Opernglas, Tagebücher, Füllfederhalter, Adressbuch, Bargeld, Pässe, unsere Visa, ein Englischlexikon, einen Stadtplan von New York City, unsere Schiffstickets, die Bahn-Billets *Berlin-Hamburg*, und, und, und...

Hoffentlich würde alles gutgehen. Wegen der „Quote“, also wegen der begrenzten Einreisekontingente für Juden in die USA, hätten wir theoretisch knapp drei Jahre (!) warten müssen. Da wir aber offiziell als „reinrassige“ Deutsche reisten, ging es wesentlich schneller.

Allerdings konnte jeder von uns „nur“ vier Koffer pro Person für die Überseefahrt mitnehmen, inklusive der Hutkoffer. Für uns zwei Frauen war das sehr wenig, was da mitkonnte nach Übersee. Ansonsten wäre es zu teuer geworden, selbst für die III. Klasse. Ich erhielt ja auch keine Unterstützung von meinen Eltern mehr.

Natürlich hatten wir uns alle möglichst große Koffer besorgt, und sie dann mit Gurten gesichert. Wir mussten also ziemlich eng und akkurat packen. Alfons schaffte es tatsächlich, alles in *drei* Koffern unterzubringen, wobei der Notenkoffer der allerschwerste war. Aber Musiknoten waren teuer, und wir hatten ja auch einige spezielle Adaptionen von Alfons dabei. Nur das Klavier musste in der Villa Wolowicz bleiben, schließlich gehörte es ja auch der Hausherrin. Ein so schweres Instrument zu verschiffen war zudem sehr teuer.

„Ick hab im Keller noch 'n altet Fahrrad zu stehen, 'n Kleiderständer, und 'n verrostetet Moped.“ scherzte Gerlinde.

„Da lach ick ma 'n Ast! Günstich leben in New York – Rad fahren, Taxe sparen!“ antwortete ich belustigt zurück. „Oder besser jesaacht: *Cycling instead of Yellow Cab driving*.“

„Oder hab ick ma wohl jeirrt? – Ick hatte hier doch noch zwee kleene Kofferschlüssel zu liejen jehabt!“ war Gerlinde am Suchen. „Ach, da sinse ja!“

„Gelbe Bänke müssen wa ja zum Glück nich mitnehmen, wa, und auch keen Essen! Dit jibt it allet an Bord.“ meinte Alfons. Das mit den Bänken war natürlich eine versteckte Anspielung auf die speziellen Parkbänke für Juden.

„*Hat der Mensch einen Knüppel, wird sich immer ein Hund zum Prügeln finden*. Jüdisches Sprichwort. Und *das Butterbrot fällt ufs Ponim*. Also immer auf's Gesicht!“ sagte ich.

„Dit is leider beidet wahr, Liebstet.“ erwiderte Gerlinde sofort. „*How terrible our world had become the last years, my beloved Mariella, isn't it? I hope that we will be welcome in overseas, in New York City*.“ Ihr Englisch wurde immer besser, hatte aber eindeutig noch einen starken Berliner Akzent!

„Well. Your English is getting better, from day to day, really. But the German accent from Berlin is very remarkable. Every New Yorker will shout out at once: here she is, our well-dancing and singing *Gerlinde*, Miss *Habertreu* from Germany!“ antwortete ich ganz trocken zurück.

„Icke jeb dir gleich 'ne *Habertreu*, du *Maria Elke White*!“ scherzte sie weiter, nun alles mit gespielter, amerikanisch-englischen Akzent.

„Regrettably, we cannot take Mrs. Wolowicz' piano with us!“ warf Alfons belustigt ein.

„It's too heavy, and too expensive to ship. And Mrs. Wolowicz is the owner, and not we three poor musicians!“ erwiderte ich umgehend.

„I hope that we *won't* forget how to speak German in future. *Heaven's sake!*“ machte Gerlinde nun eine britische Lady nach.

Wir alle drei lachten und kicherten laut drauf los. Bald wären wir endlich befreit von dem braunen Hexenkessel, der Tag für Tag immer heißer brodelte!

\*\*\*        \*\*\*        \*\*\*

Am nächsten Tag bestellten wir per Telephon zwei Taxen zum Lehrter Bahnhof, nachdem wir ein letztes Mal in der Villa Wolowicz gefrühstückt hatten. Ja, 'n echter Berliner saachte *Taxe!*

„Frau Wolowicz, Sie schauen ja wie sieben Tage Regenwetter!“ rief ich aus.

Sie konnte ihre Tränen nicht unterdrücken. „*Mein Gott, lassen Sie sich umarmen, alle drei!* Ich hab Euch alle so tief in mein Herz geschlossen, aber ich wusste ja, dass irgendwann der Abschied kommen würde. Aber besser ein gutes Ende in Übersee, in Amerika, als ein böses Ende unter Adolf Hitler. Sie wissen schon – man munkelt ja, dass sie alle Juden deportieren wollen, und dann...“

„Ja, Brunhold hat es mir gesagt. Es ist grauenhaft. – Ich habe das Gefühl, wir fahren mit dem allerletzten, regulären Schiff. Der Termin wurde ja überraschend um zehn Tage vorverlegt!“ antwortete ich. „Zum Glück sind wir ja so flexibel! Andere Leute können vielleicht gar nicht anders, und dann...“

Wir alle wussten, dass eine vergeigte Abreise für einen Juden, oder eine Jüdin, unter den jetzigen Verhältnissen den *sicheren Tod* bedeuten könnte! Noch dazu nach der letzten, furchterregenden Juden-Durchsuchung hier im Hause...

„*Sie werden weltberühmt werden, am Broadway!*“ rief Frau Wolowicz begeistert aus.

„Na ja, man soll den Tag nicht vor dem Abend loben.“ sagte ich, etwas bescheiden.

„Dit stimmt, leider.“ meinte Gerlinde.

„Aber it is alles jertzit jetz. *Taxe*, Zuch, Hotel in Hamburch für eene Nacht, und dann der Dampfer! *New York* heißt se, unsere Jute!“ stellte Alfons ganz sachlich fest.

„Ein Schiff namens *New York!* Na, wenn *das* kein gutes Omen ist!“ Unsere Hausherrin freute sich überschwänglich für uns, und ihre Abschiedstränen begannen schon wieder zu trocknen.

Nach den intensiven, drei Umarmungen hupten unten schon die beiden schwarzen Taxis, pardon – Taxen. Frau Wolowicz war fast wie eine Ersatzmutter für mich geworden. Was hatte ich in dem

schönen, großen Haus und seinem Garten alles erlebt – mich sexuell ausprobiert, geküsst, gesungen, getanzt, schnell gestöckelt, wie wild Gerlinde verführt, leidenschaftlich mehrere Salatgurken geschält, 'ner Gurke im Winter das Fliegen beigebracht, exzellent gegessen und gebechert, Texte auswendig gelernt, diskutiert, debattiert, mit Augustin geschäkert, heimlich gelitten, verbotene Bücher gelesen, Briefe gelesen, Antwortbriefe geschrieben, sehnlichst auf Telephonanrufe gewartet, im Kerzenschein über Adonoi und die Welt sinniert, mit der SA gerungen, Todesangst vor Einbrechern gehabt, „KJ“s Leiche entdeckt, und anheimelnde Blicke nach draußen auf die funkelnden Weihnachtsbaumlichter im Schnee geworfen. Nichts für unjut: Dit waa jetz der erste und letzte überlange Satz, *entschuldijung, aber dit musste jetz ma sein, ausnahmsweise, wa!*

Nun folgten noch zwei äußerst intensive Umarmungen, mit Isolde, und mit Augustin. Man merkte Isolde an ihrem Gesicht und ihrer Körpersprache an, dass ihr unser Abschied sehr nahe ging. Sie versuchte es wegzudrücken, aber es gelang ihr nicht.

„Nun sag ich Euch für immer Adieu!“ sagte Isolde und brach in einem Weinkampf aus. Sie verschwand auf ihr Zimmer, als ob sie sich für ihre Tränen schämte. So hart, wie sie manchmal tat, war sie eben doch nicht – harte Schale, weicher Kern.

„*Isolde...!*“ rief ich ihr laut, aber sehr wohlwollend nach. „Wir schreiben euch einen ganz langen, tollen Brief, wenn wir gut angekommen sind.“

„Solange ihr nicht die Zwillingsschwester der TITANIC erwischt, ist doch alles in Butter!“ feixte Augustin herum. Ich gab ihm eine sachte, angedeutete Kopfnuss.

„Aber du hast sogar Recht – unsere Route geht ja auch über den Nordatlantik. Und da gibt es auch große Eisberge, bei Neufundland!“ fuhr ich fort. Gerlinde schaute plötzlich etwas ängstlich.

„Spuckst du nach Lee, geht's in die See. Spuckst du nach Luv, kriegst du es druff! *Mast- und Schotbruch!*“ sagte Augustin zwei Segelsprüche auf, nett nach Schema F auswendig gelernt.

„Mensch, wir fahren auf einem *Dampfer!*!“ belehrte ich ihn umgehend. Allerdings sollte ich hiermit nur teilweise Recht behalten.

„Ach so. – *Mein Boot, mein Boot, warum hast Du mich verlassen?!*“

„Augustin, es reicht!“ sagte ich bestimmt.

\*\*\*      \*\*\*      \*\*\*

Als wir drei am Lehrter Bahnhof in den Dampfzug von Berlin nach Hamburg einstiegen, ein moderner Durchgangszug, auch D-Zug genannt, beschlich mich eine Mischung aus nostalgischer, in Sepia gefärbter Wehmut und hoffnungsvoller Aufbruchsstimmung.

Einerseits waren New York und die Vereinigten Staaten für uns das neue, „gelobte Land“, andererseits musste ich alles bisherige völlig loslassen!

Und es stand in den Sternen, ob ich deutschen Boden jemals wieder betreten würde...

Es wäre wohl eher unwahrscheinlich, dass Alfons, Gerlinde und ich in Amerika als „arme Schlucker“ in der Gosse enden würden, von grauen Ratten angenagt, und von zugereisten Chicagoer Gangstern schließlich bestialisch ermordet. Denn wir drei hatten wirklich *Talent*, und wir sahen alle

drei sehr gut aus. Ich war realistisch genug, zu erkennen, dass wir drei wirklich eine *echte Chance* hätten, mehr als nur eine lokale, wenn auch sehr versierte Künstlertruppe zu sein.

Marlene Dietrich hatte es geschafft, Charlie Chaplin lavierte sich mit ungeheurer Narren-Maskerade durchs Leben, und Judy Garland würde nun einen Senkrechtstarter hinlegen: *Over the Rainbow*...

Im Grunde gab es nur *drei* weitere Möglichkeiten. Wenn ich im Deutschen Reich bliebe, würde ich mit meiner Familie wohl zusammen untergehen, wir würden wahrscheinlich alle deportiert werden, und dann erschossen, zu Tode gefoltert, oder sonst wie ins Jenseits befördert.

Meine Familie nach Übersee mitnehmen – nein, dazu waren sie leider viel zu träge, zu langsam und zu materialistisch. Am ehesten hätte wohl noch Benjamin mitkommen können, ihm würde es in New York City bestimmt sehr gut gefallen, allein schon wegen der neuen, amerikanischen Automobile. Und die ewig hohen *skyscraper* fände er bestimmt auch klasse...

Aber die dritte Möglichkeit, dass ich auf dem Boden des Deutschen Reiches *allein als Jüdin* überleben würde, meine Familie hingegen komplett umkäme, wäre wohl die unwahrscheinlichste.

War meine geplante Emigration nur purer, selbstrettender Überlebens-Egoismus meinerseits, wie eine flinke Maus, die dem argwöhnischen Raubgeier in allerletzter Sekunde entkommt – oder hätte ich meine Familie in Polen aufsuchen sollen, ihnen in der Landwirtschaft helfen, und dann??

Aber das Beispiel hinkte, denn der Raubgeier tötete aus Hunger, zur reinen Selbsterhaltung, während die Nationalsozialisten die Juden aus reiner, verblendeter *Ideologie* verfolgten.

Tiere hatten aber keine Ideologien!

Welche Version wäre, von Standpunkt der Mitmenschlichkeit aus gesehen, oder aus *Adonais* Warte, also „*die beste*“ gewesen? Dauernd stellte ich mir innerlich diese Fragen, hatte oft ein schlechtes Gewissen, meine Familie nun völlig im Stich zu lassen.

Summa summarum handelte ich also wie ein flüchtendes Tier, allerdings mit höherem Verstand begabt. Ich rettete meine eigene Haut, oder war gerade im Begriff, dies zu tun, mit Raffinesse, Strategie und einem starken Überlebenswillen. Manchmal erschienen mir alle Menschen wie *Tiere* – mehr oder weniger mit einer Möglichkeit, einer *Option auf Vernunft* begabt, welche aber nur eher selten zum Einsatz kam. Das Lustbetonte, das hedonistische Gefühls-Erleben überwog dann doch – (Fr)essen, saufen, „stecken“, lachen, weinen, zittern, aufregen, abregen, lieben, balzen, genießen, tanzen...

Nun hatten wir unsere sage und schreibe *elf Koffer* mit Müh' und Not in das Zugabteil gezwängt, und das rote Gestänge des großen Dampfrosses setzte sich laut zischend in Bewegung.

Die klassische Abschiedsszene am Bahnsteig zog nun alle emotionalen Register – wie im Film:

Einige Freunde und Freundinnen, Alfons' Kommilitonen und Kommilitoninnen, meine Gesangslehrerin, der schwule Tanzlehrer Martin, und weitere Musikusse winkten uns sehr tränenreich mit weißen, beige und hellblauen Taschentüchern zu. Wir drei winkten ebenso gefühlvoll zurück. Unser Abschied hatte sich so schnell herumgesprochen wie ein Lauffeuer. Ein bisschen prominent war ich ja schon, eine lokale Lokal-Berühmtheit – was für ein schönes Wortspiel – aber eben noch kein Weltstar. Noch nicht.

\*\*\*      \*\*\*      \*\*\*

Unsere Reisezeit betrug etwa dreieinhalb bis vier Stunden. Spandau, die große S-Bahn-Baustelle, Falkensee, Wittenberge, Ludwigslust und Büchen rauschten vorbei wie im Fluge. Man konnte sogar erstmals Telefongespräche aus dem fahrenden Zug führen, was wir aber aus finanziellen Gründen unterließen. Solche „Scherze“ waren eher reichen Leuten vorbehalten. Einst hatte ich ja auch einmal zu deren Gattung gehört, doch nun war ich wohl eher an der Basis angelangt – auf American English nannte man das auch „*underdog*“. Die fernen, hohen Gefilde einer weltfremden Diva im Wolkenkuckucksheim würde ich wahrscheinlich nicht so schnell erreichen.

Ich musste wieder an Benjamins verbrannte Modelleisenbahn und seinen zusammenschmolzenen *Schienen-Zppelin* denken, *luftgetrieben durch einen Flugzeugmotor!*

Und jetzt fuhren wir genau dieselbe, lange Strecke von 257 Kilometern, welche dieses silberne, pfeilschnelle Gefährt am 21. Juni 1931 zwischen Hamburg-Bergedorf und dem Lehrter Bahnhof in Berlin mit *230 km/h* in nur *98 Minuten* gerast war. Rückwärtsfahrten gingen nicht, und die starke Strömung des Propellers am Bahnsteig „bewarf“ die Fahrgäste und ihre feinen Lederkofferchen mit viel Staub und Steinchen, was wohl weniger gut angekommen sein dürfte.

1939 wurde der Prototyp ausgemustert, und nach dem 21. März 1939 einfach gnadenlos verschrottet, ohne ihm ein angemessenes, luftiges Museum zu gönnen. Aber immerhin hatte unsere schnellste Dampflokomotive „05 002“ ja am 11. Mai 1936 mit drei D-Zug-Wagen und einem Messwagen, zwischen Vietznitz und Paulinenaue, mit *200,4 km/h* einen neuen Weltrekord für Dampflokomotiven aufgestellt.

Nein, Technik-Fetischistin war ich sicherlich nicht, aber ich hatte durchaus Interesse an Eisenbahnen, Zeppelin und Flugzeugen, so zum Beispiel auch an der *Junkers Ju 52* „Tante Ju“, mit *Sauerstoffmasken* für Flüge über 3000 Meter, und einer Gipfelhöhe von 6300 Metern.

*Guten Flug!* Da wurde man ja fast ohnmächtig und höhenkrank!

Aber auch die Elektrizität, Glühbirnen, Mixer und Waschmaschinen erregten mein Interesse.

Man und frau konnte durch die neuen *Elektrizitäts-Geräte* letztendlich Zeit einsparen, und das faszinierte mich ungemein. *Zeit ist Geld?* So hatte ich auch mehr Muße für Geschäfte-Bummeln, Schaufenster angucken und meine schönen Künste, anstatt mich mit Waschbrett, Wäscheklopfer,

Teppichstange und der Hafer-Fütterung von Kutschpferden zu beschäftigen. Doch Pferde waren ganz, ganz liebe und sensible Tiere, ich mochte sie sehr.

„Ist einer von euch beiden schon mal mit einem *Schienen-Zeppelin* gefahren??“ fragte ich Gerlinde und Alfons, während draußen die sattgrünen Bäume und Wiesen der früheren Mark Brandenburg an uns vorbeizogen. Wie befreiend sich diese Fahrt doch anfühlte... Hamburg nahte, das Tor zur großen, weiten Welt!

„*Nee – nie jehört! Wat is'n dit??*“ fragte Gerlinde, während sie in einer Frauenzeitschrift las. Sie senkte wieder ihren Kopf in die schönen Modebildchen.

„Gehört hab ick schon davon. 1931 ist dat Ding doch auf uns'rer Strecke jefahr'n, Hamburg - Berlin! *Weltrekord mit 230 km/h!*“ Alfons als Mann wusste es natürlich...

„Mein Bruder Benjamin hatte mal eine Modelleisenbahn auf dem Speicher, und eben auch ein Modell eines Schienen-Zeppelins... Ich find das schon was ganz Exotisches!“

„Wär schon mal jern damit jefahr'n. Aber war bestimmt recht teuer, so 'ne Fahrt, wa?“ Alfons war der gleichen Meinung wie ich.

„Nun ist das Ding wahrscheinlich eingeschmolzen, und die ganze, wunderschöne Modelleisenbahn auch.“ sagte ich leise.

„Ja, ihr alle und euer Spielzeuch habt wirklich een schweret Schicksal erlitten. – Aber nu sin wa auf 'm Weech in die Freiheit!“ erwiderte Alfons fröhlich und leicht ironisch, während ich an Gurion, Amelia, Benjamin und Myriam dachte. Was mochten sie wohl gerade tun? Die Weizenernte in Polen war ja nun eingebracht. Kühe melken, Eier sammeln, Ausmisten, putzen, Sachen reparieren, auf bessere Zeiten hoffen...

\*\*\*      \*\*\*      \*\*\*

Ich war kurz eingeschlafen, oder auch länger. Jedenfalls erreichten wir endlich Hamburg. Die Stadt hatte eine eher kühle, hanseatische Ausstrahlung, und war nicht so ganz mein Fall. Das Kreative und leicht „Verrückte“, das Berlin hatte, fehlte hier völlig. Hamburg war eben eine Stadt der Kaufleute, Händler und Seefahrer, eher nüchtern, klar, sehr strukturiert, aber auch *weltoffen* und berühmt durch seinen *riesigen Hafen*, welchen ich ja noch heute Nachmittag bewundern könnte.

Nachdem wir unsere elf Koffer in einem einfachen Hotel im Stadtteil *St. Pauli* untergebracht hatten, eher fast schon einer billigen Absteige, machten wir einen erholsamen Stadtbummel. Die schon seit 1840 bestehende David(s)wache und das Kurtisanenviertel waren nicht weit. Die unzähligen Seiler und Taumacher gingen ihrem Handwerk nach, die *Reepschläger* auf ihrer „Reeperbahn“ bzw. der „Reiferbahn“. Die interessante Speicherstadt prangte mit ihren unzähligen Backsteinhäusern. Und die Fischhändler an den Landungsbrücken von St. Pauli würden morgen früh fröhlich und munter um die Wette schreien.

Aber die Frauen des horizontalen Gewerbes schliefen tagsüber. Alfons sollte am Abend bloß keine leichtfüßige Dummheit begehen!

So bummelten wir weiter über den ganz netten *Spielbudenplatz* mit seinen historischen Häusern, besichtigten das Hamburger Rathaus mit seinen französischgrünen Dächern und dem großen Vorplatz, die *Binnenalster* und *Außenalster*, sowie all die schönen Einkaufspromenaden. Ich hatte unglaubliche Mühe, mein für New York gedachtes Geld nicht schon vorher in den Schuh- und Kleidergeschäften der Hansestadt auszugeben. Gesegneterweise hatten wir Glück mit dem Wetter. Ein blau-weißer Himmel bescherte uns einen sehr angenehmen Tag.

Auf einmal dachte ich daran, *Albert Einstein* in New Jersey zu besuchen, wenn alles glatt gehen würde! Von New York City aus war das ja nur ein Katzensprung. Er würde sich bestimmt riesig freuen...!

\*\*\*      \*\*\*      \*\*\*

Am Abend gingen wir dann alle drei zum Hamburger Hafen. Noch nie hatte ich einen so riesigen und ausladenden Hafen gesehen! Angeblich sollte ja nur noch *Rotterdam* in Holland größer sein... Diese vielen Schiffe mit ihren großen, schwarz-weißen Schornsteinen, die winzigen Schlepper, die flachen Touristen-Barkassen, die monströs hohen, gigantischen Kräne, dauernd in hektischer Bewegung, all die unzähligen Ladebehälter, und die rauchenden Fabrikschornsteine im Hintergrund... Noch dazu die ganzen, überaus gesellig besuchten Fischbuden, und der überall präsente, penetrante Fischgeruch.

*Der Duft der großen, weiten Welt lag in der Luft.*

„Und wo liegt nun unsere schöne 'New York'?“ fragte ich, während die Sonne im warmen Licht des Westens in anheimelnden, rot-orangen Farben unterging, umrahmt von einigen Wolken, die wie im Lichte eines romantischen Turner-Gemäldes umher schwebten.

Alfons dozierte: „Soviel ick weef, legt die wohl erst morjen inna Früh an. Dann wird se erst ma entladen, und dann wieder neu *beladen*. Dauert 'n paar Stunden. Soll ja sojar einije Juden jeben, die ihr janzet Mobiliar von zu Hause aus verschiffen, wa! Die Passagiere dürfen dann erst später rinn, so um Mittags rum. Auf unseren Billets steht jedenfalls *12 Uhr mittags* druff.“

„Glaubste, dat die da'n Klavier haben, oder sogar 'n Flügel, auf 'm Dampfer?“ fragte Gerlinde neugierig, heute in einem weißen, schlichten Kleid und flachen, weißen Sandalen.

„Gloob ick eher nich, aba wer weef.“ meinte Alfons, während ich mir an einem Souvenirstand zwei Postkarten kaufte, eine mit dem Hamburger Spruch „*Sturm ist erst, wenn die Schafe keine Locken mehr haben!*“, und eine zweite mit dem witzigen Satz: „*Regen ist erst, wenn die Heringe auf Augenhöhe vorbei schwimmen.*“

„Ach, du meenst, wir könnten dann vielleicht *auftreten?*!“

„*Warum 'n nich?* Mariella kann wat auf Englisch singen, oder wat auf Jiddisch...“

„Keene schlechte Idee, wa! Und vielleicht krieg'n wa sogar noch 'n paar Piepen dafür!“

„Wie lange sind wa denn unterwegs?“

„Etwa 'ne Woche. – Ach, dann sollt ick vielleicht in unserer Absteige 'n paar Musiknoten raus holen, für den Fall der Fälle, wa?“



„Ja, mach dit, Alfons. Ick denke, dit Publikum hat nüscht gegen Kultur beim Dinner, im Speisesaal.“

„*Speisesaal – wie vornehm und jehoben dit klingt!* Als ob wa in *Sanssouci* wär'n! Dabei ha'm wa doch nur dritte Klasse jebucht.“

„Aber essen tun wa alle im gleichen Saal – oder hat die erste Klasse etwa 'ne Extrawurst, für die feinen Pinkel?“

„Weeß ick nich. Die ha'm bestimmt ihr'n Prunksaal, allet verjoldet, und auf Hochglanz jeschniejelt.“

„Hallo ihr beiden! Ich habe mir ein paar Postkarten gekauft, als Andenken.“

„'N Andenken an dit Land der braunen Juden-Schächter?“

„Vielleicht ändern sich die Zeiten ja irgendwann mal wieder. Vielleicht wird Adolf Hitler ja umgebracht, und die Welt dann gerettet? – *Tausend Jahre macht dat jarantiert nich... wetten wa?!*“

Wir setzten uns bei einem Fisch-Imbiss an ein schlichtes, weißes Tischchen, und holten uns drei Fischsemmeln mit Hering, drei Orangen-Brausen, und etwas Senf mit bei. Es war sehr schön, dem Farbenspiel des Sonnenuntergangs zuzusehen. Irgendwie war die Atmosphäre recht entspannt, aber ich hatte das ungute Gefühl, dass noch eine blöde, olle ungeahnte Hürde zu überstehen wäre.

Hauptsache, wir würden einfach drüber springen – oder sie eiskalt wegschieben!

„*Na, ihr drei?* Seid wohl aus *Berlin*, is ja nich zu überhör'n. *Touristen, Verwandtenbesucher, oder Emigranten?*“ fragte uns ein bärtiger, uriger Mann um die fünfzig, in Kapitänsuniform, mit dem typischen Hamburger Dialekt.

„Ja, wir sind tatsächlich Emigranten aus Berlin. *Aus Charlottenburg!*“ antwortete ich. „Wissen Sie, ob die *New York* schon eingelaufen ist?“

„*Der große HAPAG-Kahn von der Blohm&Voss??* Nee, die *New Yoorch* kommt erst morgen früh, ne. Morgen wird wohl ihre letzte Fahrt nach *New Yoorch* sein, und danach ist erst ma Schluss.“

„*Wat!?*“ war Alfons ganz erstaunt. „Und danach, wat is dann?“

„Es wird gemunkelt, dass der 'Führer' einen Kriech plant. Da braut sich gerade was zusammen, im Osten. So wie ich das sehe, werdet ihr das Glück haben, mit einem der *letzten regulären Liniendampfer* nach Übersee zu schippern.“

„Ach was!“ sagte ich. Mir schwante, dass morgen *unbedingt* alles klappen *musste*, und wenn es mit Hängen und Würgen wäre...

„Es kann sein, aber dat ist noch nich' ganz sicher, dass die *New Yoorch* später für militärische Zwecke eingesetzt wird, genauso wie die fast baugleiche *Hamburch*, und die *Hansa*, die ja früher *Albert Ballin* hieß. Aber das ist nur meine Vermutung. Man hört ja so einiges, in unseren Fachkreisen.“

Der „Kapitän“ sprach das „a“ so aus, wie es für Norddeutsche so typisch war. Kein ansässiger Berliner würde es so aussprechen, es sei denn, er – oder sie – wäre aus Schleswig zugereist.

„Dit allet klingt ja nu recht abenteuerlich, wa! Und Sie gloob'n tatsächlich, it könnte bald 'ne Mobilmachung im Reich jeben?“ fragte Alfons, der berechtigter Weise Angst hatte, noch einberufen zu werden, bevor wir den amerikanischen Kontinent erreichen würden.

„In der Tat. Passen Sie auf, dass Sie ma nich' in letzter Minute doch noch antreten müssen. – Na, ich muss dann ma wieder! *Tschüss, allesamt!*“

„Danke für Ihre heißen Informationen!“ bedankte ich mich. Er schien gute Kontakte zu haben.

„Nichts zu danken, Junge. *Gute Raiise!*“ schob der Käpt'n noch nach. Ja, die Uniform war die eines Kapitäns, jetzt war ich mir ganz sicher.

Als die Sonne ganz untergegangen war und es langsam dämmerte, kam eine leichte Brise, und einige Mücken stürzten sich blutsaugend auf uns. Die „*blue hour*“ brach mystisch an, elektrische Lichter erstrahlten Schritt für Schritt, und ein schönes Ultramarin näherte sich über ein schwindendes Orange-Rot dem preußisch-blauen Meerwasser.

\*\*\*      \*\*\*      \*\*\*

Am nächsten Morgen gingen wir um acht Uhr in den sehr spartanischen, etwas schmutzigen Frühstücksraum und aßen Marmeladenbrötchen, hartgekochte Eier, Schinken und Wurst. Schwarzer Tee, ein sehr mittelmäßiger Kaffee und Orangensaft rannen durch unsere Kehlen. Wir waren alle sehr aufgeregt und schnatterten wild durcheinander.

Aber ich ahnte, dass noch etwas dazwischen kommen würde.

Leider hatte ich Recht. Als wir wieder auf unsere Zimmer hoch gingen, fehlte plötzlich mein Visum! Ich bekam totale Panik, das alles auf die letzte Sekunde doch noch scheitern könnte...

„Verdammt, das gibt's doch gar nicht! *Mein Visum ist weg!*“ rief ich verzweifelt umher.

„Aber im Zuch hattest du doch noch jehabt, oder?“ fragte Gerlinde.

„Ich habe es gestern noch gesehen! Ganz sicher!“ fuhr ich fort. Ich bat Adonoi in einem stillen Gebet ganz intensiv um Hilfe. Hatte jemand etwa heimlich unsere Koffer und Taschen durchsucht??

„Wir müssen allet auf 'n Kopf stellen! It hilft nüsch, jeden Millimeter, wa!“ ordnete Alfons an.

Es war schon elf Uhr vormittags, und die Zeit wurde immer knapper! Schließlich mussten wir spätestens um Mittags am Kai sein, und keine Minute später! Aber ich hoffte, dass dieser böse, dämonische Geist vernichtet würde, der mir in der letzten Minute noch einen Strich durch die Rechnung machen wollte. Ich bekam Herzklopfen, denn uns rannte die Zeit weg, *beim Henker!*

„*Wo ist denn nur dieses verdammte Visum?!*“ Ich war mir inzwischen ganz sicher, dass jemand heimlich in unser Zimmer eingedrungen war und unser Zimmer durchsucht hatte. Bei einem meiner Koffer waren die Gurte gelöst gewesen, und ich hatte den Eindruck, dass die Gegenstände auf meinem Nachtkästchen anders da lagen, als ich sie vorher hingelegt hatte... Aber es war kein Geld geklaut, da wir, in weiser Voraussicht, *alles* Bargeld mit dabei hatten, bis zuletzt, als wir die Fischbrötchen am Hafen gegessen hatten.

Um elf Uhr dreißig bat ich noch einmal intensiv Adonoi um Hilfe, und setzte mich auf das Ehebett. Gerlinde saß neben mir und schaute mich mit einem ganz verzweifelten, treuen Hundeblick an. „Wir müssen das verdammte Papier finden, diesen blöden Wisch!“ fluchte ich lautstark herum. Gerlinde fasste intuitiv in die Besucherritze des Bettes. Sie war gerade mal einen schlappen, halben Zentimeter.

„Mariella, schau doch maa da in die Ritze rin! Da ham wa noch nich jeschaut. Vielleicht isset ja *da* drin!“

„*Was??* Wie soll das Ding denn *da* reinkommen, bitte?“ Ich holte ungläubig meine Taschenlampe aus einem Koffer und leuchtete in den Schlitz. Nachdem ich alles abgesucht hatte, sah ich in letzter Sekunde doch tatsächlich *etwas Weißes* aufblitzen!

„*Da ist was, aus Papier!!*“ schrie ich, total aufgekratzt.

„Saach ich's doch!“ erwiderte Gerlinde ganz aufgeregt zurück.

„Schnell, 'ne Nagelfeile, oder so was!“ forderte ich meine Freundin auf.

„*O.K. Let's go!*“ antwortete sie und gab mir ihre Nagelfeile.

Nervös stocherte ich in der Besucherritze herum. Und tatsächlich – mein VISUM war, *unglaublicher Weise*, in diesem verdammten Schlitz! Da die Ritze aber unten zu war, fiel das Visum eben nicht auf den Boden. Wahrscheinlich war das Ehebett nachträglich aus zwei Einzelbetten zusammengeschaubt worden, oder eben genagelt...

„*Da isset, da isset!!*“ schrie Gerlinde.

„Mein Gott! *Bei Adonoi!* Wie kommt mein Visum *da* hin?“ Ich war erfreut und wütend zugleich, denn ich war mir hundertprozentig sicher, mein Visum *nie* aus meiner Tasche heraus getan zu haben.

„*Alfons, ruf sofort zwei Taxis! Ich hab's gefunden, mein Visum!*“ rief ich ihm zu.

„Jawoll, zwee Taxen zum Hafen! Meen Jott, is dat 'n Krimi!“ Alfons rannte ins Erdgeschoss und telephonierte ganz aufgekratzt.

Nach drei Minuten waren die zwei Taxis da, und wir trugen in Windeseile unsere elf Koffer nach unten. Mit militärischer Disziplin koordinierte Alfons das Einladen unseres Gepäcks und wies die beiden Taxifahrer an, dass wir so schnell wie möglich zum Hafen müssten.

Es war bereits zehn vor zwölf, und wir rasten durch den Hamburger Stadtteil Sankt Pauli. Die Taxifahrer wussten um die Wichtigkeit ihrer automobilen Mission und gaben Vollgas. Mit quietschenden Reifen erreichten wir um *fünf nach Zwölf* den Hafen und rannten, unterstützt von den beiden Taxifahrern, zur „New York“!

Majestätisch lag sie da, ihr Nebelhorn erschallte, und einer der Stewarts war gerade im Begriff, die Passerelle, oder auf Englisch, *gangway* einzuholen! Oh je, das würde ja äußerst knapp werden!!

„Halt, halt, stoppen Sie! Wir drei müssen noch mit!!“ brüllte ich wie aus Leibeskräften, und der Stewart in seiner noblen, weißen Uniform hielt prompt inne. Es war auf den allerletzten Drücker!

„Na, das war ja wohl in letzter Sekunde! – Ist Ihnen etwa 'n Reifen geplatzt, oder hatten Sie 'n Unfall auf der Hinfahrt!?“

„So ähnlich! Bitte legen Sie die Gangway wieder hin, wir haben unsere Tickets, und alle Visa!“

„O.K., Lady. Wird gemacht!“ sagte der Stewart mit näseldem, norddeutschen Akzent.

„Mann, da hat ja wohl der Herrjott persönlich sein Wort einjелеecht, dass dit noch maa jut jejangen is! Meene Fresse noch maa!“ lachte Alfons.

Mir fiel ein riesengroßer Stein vom Herzen. Die Passerelle lag wieder verbindend zwischen der „New York“ mit ihren zwei großen, weißen Schornsteinen, und dem Kai!

Wir alle rannten wie in Trance über die Gangway, und ich hatte zum Glück *flache*, knallrote Sandalen an, in weiser Voraussicht. Mein kirschrotes, kurzes Kleid flatterte in der mäßigen Brise, Gerlindes weißes wehte ebenso wild umher, nur Alfons' schwarzes Jackett und seine ebenso schwarze Hose hielten steif die Stellung.

Alfons in *schwarz*, Gerlinde in *weiß*, und ich in *rot*. Das waren ja die Farben der Flagge des Deutschen Reiches, was für ein Zufall aber auch. Und *kein* braun dabei...

Oder die Farben der Muttergöttin: Das unschuldige, junge Mädchen in *weiß*, die frisch verheiratete Frau in *rot*, und die weise Alte in *schwarz*.

\* \* \* WIR HATTEN ES ENDLICH GESCHAFFT! \* \* \*

## Kapitel 15

Schnell kontrollierte der Stewart unsere Tickets anhand seiner Papierliste, sie entsprachen genau den geforderten, amtlichen Vorschriften, und die Visa waren auch alle vollständig. Obwohl wir offiziell als „normale“ Deutsche reisten, ohne jeglichen jüdischen Hintergrund, mussten die Plätze trotzdem genügend lange im Voraus gebucht und bezahlt werden. Eine bloße Reservierung reichte nicht aus. Auf den „letzten Drücker“ zu reisen, und auf gut Glück noch auf ein freies Plätzchen zu hoffen, war in unserem, speziellen Falle im Grunde so gut wie unmöglich, es sei denn, als blinder Passagier, mit sehr wenig Gepäck.

Unser Gepäck wurde schnell verstaut, und die Abfahrt des Schiffes verzögerte sich nur um etwa eine Viertelstunde, was der Kapitän in Anbetracht unserer Situation aber zum Glück akzeptierte. Zudem kannte er mich bereits – er hatte mich doch tatsächlich im *Variété* gesehen, bei einem seiner Besuche in Berlin!

\*\*\*      \*\*\*      \*\*\*

Das Übersee-Schiff „*New York*“ der *Hamburg-Amerika-Linie* der HAPAG fuhr unter der Flagge des Deutschen Reiches. Es war deshalb sehr kritisch, weil Alfons im Falle einer Mobilmachung auf deutschen Hoheitsgewässern wieder aufs Festland hätte zurückgeholt werden können. Und dann hätte uns ein ganz wichtiger Mann in unserer Truppe gefehlt: Der Pianist, Arrangeur und Koordinator all unserer Auftritte.

Die Reisezeit würde etwa sieben bis acht Tage betragen, je nach Seegang. Etwa 960 Reisende und Flüchtende in drei Schiffsklassen befanden sich an Bord: 210 Passagiere in der I. Klasse, 350 in der II., und 400 in der III. Am 12. März 1927 war unsere „*New York*“ zum ersten Mal in See gestochen. Sie war gute 207 Meter lang und 24 Meter breit, hatte sage und schreibe bullige 29000 PS Maschinenleistung, zwei Schiffsschrauben, und sogar *Frahm'sche Schlingertanks* für mehr Fahrkomfort, damit weniger Leute auf dem stürmischen Atlantik seekrank werden sollten. Ob das für unsere Gerlinde aber etwas nutzen würde??

Für die Passagiere der II. und III. Klasse standen leider nur *öffentliche* Toiletten und Bäder zur Verfügung, was Gerlinde und mich total nervte. Das würde ein ziemliches Gedrängel in der Früh geben! Wegen der Veränderung der amerikanischen Einwanderungsbestimmungen verfügte die „*New York*“ zudem über verringerte Plätze in der III. Klasse, in der wir ja reisten. Als erstes Schiff der HAPAG hatten wir sogar eine IV. Klasse, die aber nur für Touristen gedacht war.

Als wir schon auf hoher See waren, bereits hinter Helgoland, besichtigten wir das gesamte Schiff. Es gab viele Juden an Bord, welche einen sehr gestressten, abgemagerten und oft zutiefst traurigen

Eindruck machten, und vor allem in der III. Klasse sehr einfach gekleidet waren. Man merkte ihnen an, was sie in den letzten Jahren im Deutschen Reich durchgemacht hatten.

Jedoch würden Gerlinde und ich unseren „U-Boot“-Status erst dann aufheben, wenn wir das Gefühl hätten, auch auf See völlig in Sicherheit zu sein.

*Zu unserer großen Überraschung befand sich sogar ein Klavier im Speisesaal!* Es wurde von einem holländischen Juden in die Vereinigten Staaten verschifft, aber freundlicherweise zur Unterhaltung der Passagiere und der Besatzung zur Verfügung gestellt.

Ich beschloss, den Kapitän später zu fragen, ob ich englische, französische und jiddische Lieder aufführen dürfte, zum Dinner, oder Abends. Er hätte bestimmt nichts dagegen einzuwenden...

\*\*\*      \*\*\*      \*\*\*

Wir hatten das große Glück, zu dritt in einer abgeschlossenen Kabine zu sein, und nicht wild durcheinander gewürfelt im Schiff verweilen zu müssen. Als Alfons und Gerlinde gerade nicht in der Kabine weilten und ich ganz allein war, holte ich einige jüdische Texte und Gebete aus einem meiner Koffer, welche mir Gurion damals mitgegeben hatte, als ich mit vierzehn nach Berlin gezogen war.

Ich war zwar kein Rabbi. Aber ich empfand es als im Einklang mit Adonais Willen, fast schon als Aufforderung von Ihm, dass ich das aus dem Mittelalter stammende, jüdische Totengebet, das *El Male Rachamim*, in aschkenasischer Aussprache *Eil molei rachamim* – Gott erfüllt mit Barmherzigkeit – für alle bisher durch die Gewalt der Nationalsozialisten umgekommenen Juden betete, und ihnen somit auch ihre letzte Ehre erwies. Ihre Kleider konnte ich natürlich nicht zerreißen, aber dies war auch nicht meine Aufgabe.

Und was mit Gurion, Amelia, Benjamin und Myriam inzwischen los war, stand auch in den Sternen... hoffentlich lebten sie überhaupt noch!

Brunhold hatte mir noch vor einem Monat bestätigt, dass immer wieder Juden von den Nationalsozialisten erschossen wurden oder im Gefängnis starben, teilweise sogar durch Folter. *Off war es einfach wegen ihrer puren Religionszugehörigkeit!* Wehrlose, jüdische Menschen wurden von zu Hause abgeholt, um dann später gequält oder getötet zu werden. Aber auch Kommunisten, Sozialdemokraten, „Zigeuner“, „Krüppel“, Homosexuelle oder Widerstandskämpfer waren auf der schwarzen Liste der Braunen. Alles, was nicht in ihr Konzept von einer „reinen Rasse“ hineinpasste, wurde vernichtet; Minderheiten mit Füßen getreten, und irriger Weise wie Schwerverbrecher behandelt. Aber uns Juden schienen die Nationalsozialisten wohl am meisten zu hassen.

Weiterhin bat ich Adonoi um Hilfe für alle lebenden Juden, dass sie auch in den finstersten Stunden ihre Würde und Selbstachtung behalten und keinesfalls in Resignation und Apathie versinken mochten.

So machte ich diese kurze *Mizwa*, auf aschkenasisch *mitsvā*, im Sinne eines [göttlichen] *Befehls* und *Wohltätigkeit am Mitmenschen*. *Mitsvā* bedeutete auch die *religiöse Mündigkeit* und die *Verbindung der physischen Welt zur Ewigkeit*: „'Gut' ist das, was der Schöpfer des Universums für diese Welt vorgesehen hat, – und indem wir Seinen Willen ausführen sind wir in Körper, Geist und Seele mit Ihm vereint. [...] Beim Ausführen der Mizwa haben wir das Privileg, Eins zu werden mit G-tt.“<sup>1</sup>

Im Christentum wäre es wohl die *Berufung*, und im Hinduismus das *dharma*, immer in *dem* Bewusstsein ausgeführt, den Willen des Höchsten zu erfüllen. Frau Wolowicz hatte im Erdgeschoss eine kleine Bibliothek gehabt, besser besagt einige gut bestückte Bücherregale, aus denen ich mir damals das eine oder andere Buch ausgeliehen hatte.

\*\*\*      \*\*\*      \*\*\*

Es gab sogar eine Lautsprecheranlage an Bord, und der Kapitän verkündete nun freudig, dass wir die deutschen Hoheitsgewässer gerade verlassen hätten. Wir lehnten alle drei an der Reling und schauten auf die dunkelblaue, wilde Nordsee. Sofort brachen laute Jubelschreie an Bord los. Vermutlich kamen sie vorrangig von Juden, die sich glücklich wähten, nun endlich aus den Klauen ihrer Verfolger entkommen zu sein.

„*Gerlinde, wir haben's geschafft!*“ rief ich, völlig außer mir vor Begeisterung.

„Ach, mir is schlecht! Dieset ewije Jeschaukel macht mich janz krank.“ antwortete sie. Das sie zur Seekrankheit neigte, hatte sie mir schon in Berlin erzählt.

„Aber in dem Schiff hier sind doch *Schlingertanks* eingebaut!“ meinte Alfons, etwas altklug.

„Ick schlinger dir gleech eene!“ lachte sie gequält.

„Na ja, ohne diese speziellen Tanks wäre es wohl noch schlimmer, das Geschaukele.“ beschloss Alfons seine Ausführungen.

Und schon kotzte Gerlinde über die Reling, sie „*rief nach Jörg*“, wie man in Norddeutschland auch so nett sagte. Mir war so, als ob sie den ganzen, braunen Scheiß der letzten Jahre dem großen Ozean übergab, und dieser ihre Hinterlassenschaft nun mit göttlicher Gelassenheit entsorgte.

„Arme Gerlinde!“ sagte ich und streichelte sie.

„Ach, lass mir jetzt!“ erwiderte sie, während der Wellengang immer höher wurde. Da die *New York* aber hochseetauglich war, hatten wir nichts zu befürchten, außer möglichen Eisbergen an der Küste von Neufundland. Doch ich hatte nicht das Gefühl, dass ich mit diesem Schiff sinken würde.

Eher machte ich mir Sorgen um den Zustand meiner Familie. Immer mehr hatte ich die Wahrnehmung, dass sie es „nicht mehr schaffen“ würden. Das hieß auf gut Deutsch: Sie schienen mir dem Tode geweiht, aber auf Raten. Immer wieder fragte ich mich, was die Nationalsozialisten

in ihrer „Endlösung“ mit den Juden genau machen wollten. Mir schwante, dass meine Familie wohl nicht mehr lange leben würde, vielleicht maximal noch ein paar Jahre. Aber ihr Todeskampf würde womöglich wesentlich länger als erwartet...

\*\*\*      \*\*\*      \*\*\*

Am Nachmittag war ich doch tatsächlich so frech, mir Zugang zur Brücke zu verschaffen. Ich lächelte den Kapitän mehrmals durch die Scheibe an und signalisierte ihm mit Handzeichen, dass ich ihn etwas fragen wollte. Schließlich gab er dann doch nach und bat mich kurz in seinen Kommandostand, Welch eine Ehre!

Ich offenbarte ihm, dass ich die Sängerin und Tänzerin MARIELLA aus Berlin sei, und wir Musiker doch ein *Abendprogramm* nach dem Dinner im Speisesaal machen könnten, mit deutschen, englischen, französischen und jiddischen Liedern. An letzterem merkte er, dass ich wohl *Jüdin* sein musste!

Mein „U-Boot“-Status war nun also aufgefliegen, aber er nahm es erstaunlich gelassen. Wahrscheinlich waren einige andere Leute auch mit falschen Papieren hier an Bord...

Er war sehr erfreut, dass ich mit meiner Musikertruppe etwas für die Abendunterhaltung der Emigrantinnen und Emigranten auf unserem „Traumschiff“ *New York* beitragen wollte.

Schließlich hatten sie ja alle schwere und grauenhafte Zeiten durchgemacht, und ein paar schöne, sentimentale Lieder aus der Heimat – besser gesagt aus der Diaspora – würden sie vielleicht auf andere Gedanken bringen.

Die offizielle Erlaubnis von höchster Stelle hatte ich nun also! Ich merkte sofort, dass ich dem Kapitän sehr gefiel. Aber der goldene Ehering an seinem rechten Ringfinger verriet mir sofort, dass er verheiratet war. *Mariella, Finger weg von Männern, die bereits fest vergeben sind!* – so sagte meine Mutter Amelia immer. Gut aus sah er ja schon, so souverän, in seiner weiß-schwarzen Uniform, aber er war viel zu alt. Er hätte ja mein Vater sein können...!

Danach legten wir uns alle drei für ein paar Stunden in unserer Kabine hin. Sie war einfach gestaltet, mit hellbraunen Holzverkleidungen an den Wänden, und drei Stockbetten. Ich nahm das oberste Bett, Alfons das mittlere, und Gerlinde das unterste, damit sie im Notfalls am schnellsten ins WC könnte, wegen ihrer Seekrankheit. Ein mittelgroßer, weißer Tisch, drei ebenso weiße Stühle und ein simples Leuchtturmbild mit Dünen waren weitere Bestandteile unserer vorübergehenden Heimstatt. Unsere Koffer waren teils im Laderaum, und teilweise in der Kabine, mit dem Allerwichtigsten. Daher hatte Alfons vor dem Verladen noch schnell einige Noten umpacken müssen!

Wir waren alle drei sehr müde und gestresst. Die Sache mit meinem verdammt Visum hatte mir fast den letzten Nerv geraubt. Gerlindes Magen war jetzt ganz leer gekotzt, und sie probierte Kohletabletten gegen die Übelkeit aus. Alfons war samt all seinen Sachen angezogen eingeschlafen



und schnarchte. Das dumpfe Dröhnen der zwei wuchtigen Schiffsdiesel erfüllte den ganzen Rumpf mit einer unterschwellig, tiefen Vibration.

\*\*\*      \*\*\*      \*\*\*

Am Abend gab es im Speisesaal, der übrigens vollständig *elektrisch* beleuchtet war, ein erstaunlich üppiges Essen zum Dinner. Dunkle, runde Tische und ebenso farbige Stühle in Nussbaum kontrastierten mit weißen Tischdecken und silbernem Besteck aus Edelstahl.

Die II. Klasse hatte einen extra Sitzbereich, der etwas luxuriöser gestaltet war, aber nicht abgetrennt von der dritten und vierten Klasse. Und die *I. Klasse* hatte in der Tat ihren eigenen *Prunksaal* – der war aber den allerfeinsten Pinkeln, ähh, natürlich *Passagieren* vorbehalten. Abgeschottet würden wir die Bonzen dort wohl nie zu sehen bekommen, außer an Deck, wenn man sich eher zufällig begegnete.

Heute war das Mittagessen ausnahmsweise auf halb sieben Uhr abends verlegt worden. Es wurde sogar extra koscheres Fleisch für alle Juden angeboten, zartes Lammfleisch, Fisch und Geflügel. Schweinefleisch gab es keins. Zudem gab es Kartoffeln, allerlei Gemüse, Nudeln, Pilze, verschiedenste Saucen, Salat, Brötchen, Mineralwasser, Kaffee, Bier und Wein.

Uns erwartete ein Essen wie Gott in Frankreich!

Man merkte eben, dass die *New York* ein sehr solide gebautes, normales Linien-Passagierschiff war, und kein abgewrackter Flüchtlingsdampfer. Die *New York* mit ihren satten 22337 Bruttoregistertonnen führte seit 1927 sogar *Westindien-Kreuzfahrten* ab New York City durch, das hatte mir der Kapitän während unseres kurzen Plausches stolz erzählt. Der Auswandererverkehr war somit nicht die Hauptdomäne seines Schiffs, was mir natürlich sehr recht war. Besser als dicht gedrängt auf einem überfüllten, schlingernden Klapperkahn, der viel schneller in tödliche Havarie-Gefahr geraten konnte. Schließlich war der Atlantik das Gefährlichste aller Weltmeere!

Für heute Abend nach dem Dinner, wie mit dem Kapitän vereinbart, würden wir ein als erstes jiddisches Lied aufführen, *Ale brider*, sozusagen als eröffnender Willkommensgruß. Auf deutsch übersetzt hieß es: *Alle Brüder*, ein echter *Gassenhauer* zum Mittanzen und Mitklatschen für alle Juden, aber auch für weltoffene Nicht-Juden. Zuletzt hatte ich es 1932 in Breslau mit ein paar Schulfreundinnen aufgeführt, kurz vor meinem Umzug nach Berlin, als ich mit meinen vierzehn Jahren fast noch ein Kind war.

Nach 1933 hatte die strenge Zensur jiddische Musik im Deutschen Reich in der Öffentlichkeit immer schneller zum Verhaftungsrisiko für Musiker und Publikum gemacht.

Während ich in unserer Kabine wieder mein goldenes Glitzerkleid und meine ebenso farbigen, hohen, dünnen Sandaletten anzog, mich schminkte und mein Haar frisierte, schafften es Alfons und Gerlinde doch tatsächlich, einen Klarinettenspieler, eine junge Frau an der Geige, und einen jüdischen Akkordeonspieler zu organisieren. Zu unserem Glück hatte einer der emigrierenden Juden

sein zu verschiffendes Klavier während der sieben Tage Überfahrt für die „Shows“, wie man auf amerikanisch sagte, zur Verfügung gestellt. Es war zwar durch den Transport leicht verstimmt worden, aber Alfons hatte doch tatsächlich einen Stimmhammer und einen Stimmschlüssel mitgenommen, mit dem er auf die Schnelle das Klavier wieder einigermaßen zum Klingen brachte!

Wir hatten zwar noch nie mit den neuen Musikern zusammen gespielt, aber das erste Lied „*Ale Brider*“ war vom Aufbau recht einfach gestrickt, so dass wir es ohne Üben gleich „live“ probieren würden. „Live“ kam auch aus dem Amerikanischen und bedeutete, dass alle Musiker ohne die Zuhilfenahme von Trichtergrammophonen, Leinwandprojektoren oder sonstigen akustischen Aufzeichnungen alles direkt auf der Bühne spielten und sangen.

„*Ale Brider*“ war überwiegend in Moll geschrieben und hatte vom Klang und Rhythmus her fast schon etwas Russisch-Melancholisches. Man konnte dieses eher kurze Lied im Grunde sogar eine halbe Stunde oder noch länger spielen, indem man es einfach immer wiederholte, leicht variierte oder synkopisierte, das Tempo veränderte, oder es in weiteren Durchläufen mehrstimmig sang. Das Lied war wirklich perfekt zum Mittanzen und Mitklatschen für alle geeignet.

Die Tische wurden, so weit es ging, ganz an den Rand des Speisesaals geschoben. Dann stimmten wir kurz unsere Instrumente. Ein Mann im schwarzen Anzug hatte sogar einen elektrischen Strahler aufgetrieben, auf Englisch hieß das „spot“, mit dem er mich punktuell anleuchten konnte, mit der Hand nachgeführt, was mich sehr effektiv in Szene setzte. „*Spot an!*“ für *MARIELLA!*

So legten wir los, und die Stimmung stieg von Minute zu Minute!

#### *Ale Brider*

*un mir zaynen ale brider, oy, oy, ale brider,  
un mir zingen freylekhe lider, oy, oy, oy*

*un mir haltn zikh in eynem, oy, oy, zikh in eynem,  
azelkhes iz nito bay keynem, oy, oy, oy*

*un mir zaynen ale eynik oy, oy, ale eynik  
tzi mir zaynen fil tzi veynik, oy, oy, oy*

*un mir libn zikh dokh ale, oy, oy zikh dokh ale,  
vi a khosn mit a kale oy, oy, oy*

*un mir zaynen freylakh munter, oy, oy, freylakh munter,  
zingen lider tantsn unter oy, oy, oy*

*un mir zaynen ale shvester, oy, oy, ale shvester,  
azoy vi Rakhl, Ruth, un Ester oy, oy, oy*

Übersetzt hieß das dann – das Jiddische hatte ja eine große Verwandtschaft zum Deutschen:

*Und wir sind alle Brüder, oj, oj, alle Brüder,  
und wir singen fröhliche Lieder, oj, oj, oj*

*Und wir halten zusammen, oj, oj, halten zusammen,  
so etwas gibt es nirgends, oj, oj, oj*

*Und wir sind uns alle einig, oj, oj, alle einig,  
ob wir viele oder wenig sind, oj, oj, oj*

*Und wir lieben uns doch alle, oj, oj, uns doch alle,  
wie die Braut den Bräutigam, oj, oj, oj*

*Und wir sind fröhlich munter, oj, oj, fröhlich munter,  
singen Lieder und tanzen, oj, oj, oj*

*Und wir sind alle Schwestern, oj, oj, alle Schwestern,  
so wie Rachel, Ruth und Esther, oj, oj, oj.*

*(Text: Morris Winchevsky, 1856-1932)*

Und tatsächlich: Wir konnten fast alle Leute im Speisesaal zum Tanzen und Mitklatschen animieren! Es entwickelte sich eine geradezu umwerfende Stimmung. Einigen standen sogar Tränen in den Augen. Wahrscheinlich hatten sie dieses mitreißende Lied zuletzt vor sechs oder sieben Jahren das letzte Mal öffentlich mitgesungen, wenn überhaupt...

Der Kapitän in seiner adretten Uniform kam auch kurz zu uns herunter, wohl von dem inzwischen tobenden Klang angelockt – die Brücke übernahm nun der Erste Offizier des Schiffes – und war hellauf begeistert! Er hatte wohl nicht mit uns Stimmungskanonen gerechnet! Begeistert klatschte er mit, und lachte immer wieder, ganz fröhlich und ausgelassen. Ein weltoffener Kapitän, wie es sich für eine „New York“ auch gehörte. Das Küchenpersonal tanzte ebenfalls am Rande der Tische, leicht wippend und sehr beschwingt.

Ich kann Euch diese unglaublich positive und befreiende Stimmung an Bord leider nicht akustisch auf Schellackplatte, oder auf Zelluloid-Film wiedergeben, weil es derartige Geräte damals nicht auf der New York gab. Es war eben kein schwimmendes Hollywood-Studio...

Aber in Eurer Vorstellung könnt ihr es Euch vielleicht ganz toll ausmalen, besser, als es der Abklatsch eines Tonfilms je könnte – lasst Eurer Phantasie freien Lauf!

*Wir zogen das Lied doch tatsächlich eine gute halbe Stunde durch*, mit allerlei Variationen, immer wieder neu improvisierten Instrumentalsolos, und Gesangssolos. Gerlinde sang heute Abend auch ein Solo, zum ersten Mal war sie so richtig aus der Reserve gelockt!

Mir war so, als ob das Lied den angestauten Frust aller Juden an Bord transformierte, ihre Wut nun Schritt für Schritt in Freude und Traurigkeit verwandelte, und ihnen half, die ganze Misere und all das Unglück der letzten sechs Jahre, zumindest für eine halbe Stunde lang, fast völlig zu vergessen.

Musik konnte durchaus auch sehr heilsam sein, auch wenn es ganz einfache Lieder waren...!

Gerlinde hatte auch Freudentränen in den Augen, in ihrem bezaubernden, blauen Glitzerkleid und ihren ebenso farbigen Schuhen. Wir beiden Damen-„U-Boote“ waren nun nach vielen Jahren im Untergrund wieder unwiderruflich aufgetaucht, was aufgrund unseres völlig korrekt ausgesprochenen, *aschkenasischen Jiddisch* auch sonnenklar war! Das sah, pardon, *hörte* doch jeder Blinde mit dem Krückstock.

Ja, hier waren eindeutig zwei *jüdische Mädchen*, oder eben junge Frauen, *die Stars* des Abends!



*Maria Elke Weiß* und *Gerlinde Habertreu* wurden wieder zu *Mariella Weiszbaum* und *Gerlinde Hovenspree*, und es krächte kein todbringender, brauner Hahn mehr danach. Fast alle an Bord wussten es jetzt, die ganze Wahrheit über uns, und es gäbe keinen Schritt zurück mehr in Richtung Deutsches Reich, keinen Millimeter, nur über meine und Gerlindes Leiche!

Der Kapitän schien im übrigen gute Beziehungen zu amerikanischen Juden in New York City zu haben. Es gab anscheinend sehr viele Juden in dieser „Skycraper Town“, oder dem „Big Apple“.

Als die Stimmung sich wieder etwas beruhigt hatte, stimmten wir anheimelnd und sehr andächtig „*Over The Rainbow*“ an, was *Frances Ethel Gumm* alias *Judy Garland* aus Minnesota ja so bezaubernd gesungen haben sollte. Ich hatte den Märchenfilm *Der Zauberer von Oz* zwar nie gesehen, und auch das Lied der US-amerikanischen Sängerin und Schauspielerin nie gehört, aber ich konnte mich sehr gut in die Stimmung hineinversetzen. Aber ich würde es unbedingt nachholen, mir diesen wohl sehr schönen Kinofilm anzusehen, sofern er in New York dann noch laufen sollte.

Danach machten wir erst mal einmal eine kurze Pause. Wir waren uns auch nicht sicher, wie viel das Publikum heute Abend noch hören wollte, schließlich war es ja eine unangekündigte, spontane Aktion gewesen. Und einige Titel wollten wir mit den neuen Musikern erst einmal ohne Zuschauer probieren, um es einfach gut und eingeübt zu spielen. Natürlich hatten auch spontane Improvisationen einen tollen Reiz, aber mir war eine Mischung aus beidem am allerliebsten.

Plötzlich kam ein Mann in einem feinen, grauen Anzug auf mich zu, er war vielleicht um die fünfzig, dickes Gesicht, blau-graue Augen, Körperbau auch eher fett, graumelierte, kurze Haare, braune Hornbrille. Er lobte mich auf deutsch, mit stark britischem Akzent: „*Hey, Mariella, super Auftritt! Ich bin Samuel Gewurtzman, Manager und Agent bei einer der größten Musical-Schulen am Broadway, in Manhattan, New York City.*“

War das nicht ein schwacher Unterton von rheinischem Dialekt? Als ich nicht sofort reagierte, wechselte er plötzlich ins Englische: „*As you are very talented in singing and dancing, we should get in contact, isn't it?*“

„Well... yes, of course! I'm very glad about your great proposal, Mr. Gewurtzman. I'm Mariella Weiszbaum, a Jewish singer and dancer from Breslau, and I'm emigrating to New York City.“

Ich wunderte mich über seinen komischen Namen. Er klang ja wie der *Gewürzmann!* Es war auf einmal so, als ob *Goldtaler* auf mich regneten! War ich eine Pechmarie, die zur Goldmarie mutierte, besser gesagt zur *Goldmariella*? Pech *und* großes Glück hatte ich aber schon *beides* im Leben gehabt...

„What about your parents? Are they also here on the ship, as immigrants to the States?“

„No. I got their last letter from Poland, near of Warsaw, a few weeks ago. They had been arrested by the Nazis, but they were set free again some months later. My father had been tortured with a lot of burning cigarettes, in his face...“ Ich begann zu weinen, und Mr. Gewurtzman legte tröstend seine Hand auf meine rechte Schulter.

„*This fucking damned Nazis!* My parents are already dead, but their graves are in England, near Sheffield, but not in Germany. I was born in London, and later my parents moved to Cologne, when I was twelve years old. – Daher ist mein Deutsch nicht perfekt, my dear. Gut ist es, aber mit Akzent. Man hört sofort, wo ich herkomme. *Ist es nicht so?*“

„Ja, Sie haben Recht.“

„Ich habe einigen Juden bei der Flucht geholfen, im Deutschen Reich. Entfernte Verwandte, Musikfreunde, Bekannte... Es war gefährlich, aber viele waren auch 'U-Boote'.“

Plötzlich musste ich laut lachen.

„Hey, what you are laughing about, my dear?!“

„I am laughing about because I myself also were such a German *submarine* – a camouflaged Jewish girl with a faked passport, named as an 'U-Boot'. I lived in this hidden status for about six years, and I always was in great fear that the Gestapo would come and arrest me immediately!“

„Heaven's sake, my girl! Well, now I understand why you were laughing. We all had a very severe time the last years... But now *New York City* is nearing, *Manhattan*, the town that never sleeps! Are you glad about?“

„Yes, of course I am! I'm so happy!“

„Here you have my card. Visit me, phone me, or if you need a cheap room in New York, call me. Manhattan is nearly the most expensive town of the whole United States. I'll help you, my dear. Here's my address and my phone number.“

Er reichte mir eine weiße, edle Visitenkarte, mit glänzend-golden, ästhetisch geschwungenen Buchstaben darauf. Die Karte sah eher teuer aus. Er wohnte in der 5<sup>th</sup> Avenue in New York. Ich vermutete, dass Mr. Gewurtzman ein sehr wohlhabender Jude war.

„O.K. Now I'm going to sleep a little bit, I'm very tired. Excuse me. – *Bye, MARIELLA!*“

„Thank you very much! Bye, Mr. Gewurtzman.“

„Mann, jetzt haste 'nen neuen Mäzen an der Angel! *Den fetten Jewürzmann aus Übersee!*“ rief Gerlinde begeistert, mit einem Hauch von Sarkasmus in der Stimme. Zum Glück war der Mann schon ein paar Meter entfernt, wegen Gerlindes frecher Berliner Schnauze: *Den fetten Jewürzmann.*

„Solange er nicht von mir verlangt, dass ich mit ihm jeden Tag ins Bett springe... so kann man sich durchaus in der Horizontalen nach oben arbeiten.“ Ich dämpfte meinen Ton und flüsterte weiter:

„Ich finde ihn nämlich absolut potthässlich!“

Gerlinde kicherte erneut und sagte: „Na ja, 'ne ernsthafte Konkurrenz wird der nich für mich sein. Von Valeries Schönheit ist der Fettsack ja jeradezu Lichtjahre entfernt, wa!“

„5<sup>th</sup> Avenue in New York – weiß jemand von euch, wo das genau ist?“

„Mann, dit is ja 'ne absolute Nobeladresse! Dranbleiben, auch wenna euch nich zusaacht, vonna Fresse, ähh, vom Ausseh'n her. Aber Jeschäft is eben Jeschäft!“ Alfons erkannte sofort, was Sache war.

„Alfons hat Recht. Wir sollten für jeden neuen Kontakt dankbar sein, oder ihn zumindest nachprüfen. In Amerika müssen wir ja keine Angst vor der Gestapo mehr haben.“

„Jenau. Dann können wa mal so richtich eenen druffmachen, nachts, ohne Angst vor der braunen Jefahr.“

Alfons ging zurück zum Klavier. Der Seegang hatte wieder etwas zugenommen, aber Gerlinde wurde zum Glück nicht mehr schlecht.

Wir sangen noch zwei, drei kurze Lieder, und machten dann um etwa zehn Uhr abends Schluss. Viele Leute hatten wirklich sehr schwere Zeiten durchgemacht, und sie brauchten jetzt einfach ihren Schlaf.

Auch wir alle drei fielen später wie Steine ins Bett. Trotz etwas bewegterem Seegangs schliefen wir alle sofort ein, nachdem wir uns gründlich abgeschminkt und ausgezogen hatten. Ich träumte von Gurions brutaler Zigarettenfolter, dann von unserem abgebrannten Haus in Breslau, das ich so nie mehr gesehen hatte, und erneut von Valerie Monpetit, die jetzt aber viel „weiter weg“ schien.

\*\*\*      \*\*\*      \*\*\*

Am nächsten Morgen begrüßte mich ein wunderschöner Sonnenaufgang, besser gesagt wachte ich schon ganz früh auf, und der Feuerstern Helios lugte gerade ganz knapp, in orange-rot, hinterm Horizont hervor. An Deck war es fast menschenleer, und ich war mit dem wunderbaren, beruhigenden Meeresrauschen allein. Weiter weg hörte ich einen der vornehmen Stewarts umher klappern. Auf der *New York* wurden im Übrigen auch eine Menge *Postsäcke* aus Europa nach Übersee transportiert. Wer weiß, wie viele „jüdische Briefe“ auch dabei waren??

Vielleicht würden mir meine Eltern ja noch einmal aus Polen schreiben, wenn ich angekommen wäre. Meine Mutter Amelia beim Kühemelken im Stall – immer wieder musste ich über diese komische Absurdität lachen, wo sie doch solche „niederer“ bürgerlichen Arbeiten früher eher belächelt hatte...

\*\*\*      \*\*\*      \*\*\*

In der *ersten Klasse* der *New York* sollte es ja angeblich wirklich wie im Grand Hotel aussehen, das hatte mir gestern ein nobler Passagier nach unserem Auftritt erzählt, der kein Immigrant war, sondern „normaler“ Kreuzfahrer. „Dampfer-Barock“ und extravaganter Service für die sehr teure, erste Klasse sollten wohl Standard für all die Reichen und Adligen sein, die der „Kaiserjude“ und SPD-Feind Albert Ballin hofierte.

Die riesigen Rauchwolken des *New York*-Dampfers wurden vom straffen Westwind Richtung Osten getrieben. Ich fühlte seit langem eine ungeahnte Freiheit in mir, ich umarmte das Meer, den Himmel und den ganzen Kosmos. Gleichzeitig ließ ich meine Vergangenheit hinter mir, doch ich würde sie niemals auslöschen können. All das Leid, was uns Juden angetan wurde, oder auch anderen Minderheiten im Deutschen Reich, war ein Verbrechen gegen die Menschlichkeit.

Sicherlich, Töten im Krieg, das gab es schon vor Tausenden von Jahren. Nicht das Töten von Juden durch Nationalsozialisten allein war das Markante und Hervorstechende, sondern die *systematische Ausgrenzung und Auslöschung einer Minderheit*, der Schritt für Schritt alle Rechte, die Ehre, die Menschenwürde, und jegliches Recht auf Leben genommen wurde.

Manchmal wünschte ich jedem Nationalsozialisten, dass er in seiner nächsten Inkarnation als *Jude* geboren werden sollte, um nun in der Rolle seines damaligen Erzfeindes den *Gegenpart* zu erfahren.

Die Sonne schwebte nun schon leicht über dem Horizont, und das warme, orangefarbene Licht schlug lange, weiche Schatten, welche von einem wunderbar klaren, dunklen Himmelblau erfüllt wurden. Diese besinnlich-selige Stimmung wurde sachte von einem leichten Poltern durchbrochen, welches sich langsam und behäbig näherte. Es waren die Schritte einer alten Frau, die wohl auch Frühaufsteherin war. Sie hatte graumelierte, kurze Haare, war etwa um die fünfundsiebzig, eins sechzig groß, wirkte sehr emanzipiert, war leicht burschikos, mit athletischem Körperbau, und eher dünn. Ich merkte ihr sofort an, dass sie sehr viel Lebenserfahrung haben musste.

„Guten Morgen, schönes Mädchen, *Mariella!* – Ich bin die *Esther*. Gestern Abend hast du ja so wundervoll gesungen und getanzt. Du hast ja wirklich Talent, mach was draus!“

„Vielen Dank. Ja, dass ich die *MARIELLA* bin, wissen Sie ja schon. Ich nehme an, Sie sind jüdische Emigrantin?“

„Ach, das sieht man mir wohl sofort an, nicht wahr? Nein, ich bin eben *keine* New York-Touristin, die mal schnell zum Einkaufen mit dem Schiff über'n großen Teich übersetzt, nein.“

„Ich komme aus Breslau, aus Schlesien. Meine Eltern, meine Schwester und mein Bruder haben es leider nicht geschafft, zu emigrieren. Wir sind aschkenasische Reformjuden. Ständig redete ich auf sie ein, und als mein Vater vor einem knappen Jahr endlich den Ernst der Lage erkannt hatte, war es schon zu spät. Sie wurden von der Gestapo verhaftet, kamen aber ein halbes Jahr später wieder frei, südlich von Warschau.“

„Schlimm, mein Kind, wirklich schlimm. Und – *bist du alleine?* Nein, du hast ja all die Musiker um dich herum, nicht wahr?“

„Ja, den Alfons, und meine Freundin Gerlinde.“

„Und – schon verheiratet?“

„Nein, leider nicht.“ Esther schaute plötzlich sehr traurig.

„Na ja, es ist eben nicht so einfach, gleich den Richtigen zu finden.“

„Ich habe *sie* bereits gefunden. Es ist Gerlinde, *eine Frau*.“

„*Oh!* Das hätte ich jetzt aber nicht erwartet. *Aber dann geht das ja gar nicht, mit eurer Heirat!*“

„Das ist ja das Schlimme. – Nein, zwei Bräute vor dem Traualtar, das ist wohl absolut undenkbar. Jedenfalls in der jetzigen Zeit...“

„Aber meinem Sohn *Ariel* aus Fürth ist es noch viel schlimmer ergangen. Er wollte eine sogenannte 'reinrassige' Deutsche heiraten, die *Wilhelmine*. Am 15. September 1935 wurde ja dieses schwachsinnige '*Gesetz zum Schutze des deutschen Blutes und der deutschen Ehre*' von den Nationalsozialisten beschlossen. Es verbietet, wie du wohl wissen dürftest, die Eheschließung, sowie den außerehelichen Geschlechtsverkehr zwischen Juden und Nichtjuden. Die '*Reinhaltung des deutschen Blutes*' – das ist nationalsozialistische Rassenideologie hoch drei! – Dann waren Wilhelmine und Ariel bereits verlobt, und im Oktober 1935 wurde Ariel verhaftet. *Oh je, war das schlimm!* Die Wilhelmine wollte sich schon umbringen, mit einer Ladung Schlaftabletten, oder vor den Zug springen, hat es dann aber doch gelassen, auf mein vehementes Zureden hin. Mein lieber Ariel sitzt nun immer noch im Zuchthaus, wegen '*Nichteinhaltung der Nürnberger Rassengesetze*', dieser völlig unsinnigen '*Ariergesetze*'. '*Rassenschande*' wurde ihm zur Last gelegt! '*Judenstinker*' haben sie ihn genannt, diese braunen Arschlöcher, als er abgeführt wurde! Ich war ja dabei. *Es war so grauenhaft!*“

Esther begann leise zu weinen, und legte die Hände vors Gesicht. Ich tröstete sie. Einige Seemöwen kreischten ganz aufgeregt am Himmel, um dann wieder schnell zu verschwinden.

„Ich habe auch kein einfaches Schicksal. Wenn ich auf der Bühne singe, merkt man mir das nicht an. Aber ich habe auch meine traurigen Geheimnisse. Mein Geburtshaus in Breslau ist total abgebrannt, alle Erinnerungen aus meiner schönen Kindheit sind flöten, *alles weg!* Und ich konnte noch nicht einmal hinfahren, da ich ja mit meiner Emigration beschäftigt war, und ich in Breslau vielleicht sogar verhaftet worden wäre. Wie gesagt, meine Eltern wurden im Januar diesen Jahres



verhaftet, verschleppt, und im Sommer wieder freigelassen, alles 1939. Und meine Mutter *Amelia* melkt jetzt Kühe! Als ich noch ein Kind war, machte Amelia immer eine auf piekfeine Dame, sie wäre so gerne ein *Filmstar* geworden, doch das waren nur Träume. Letztendlich war sie dann jüdische Hausfrau, aber auf einem sehr hohen Niveau. – Bei Adonoi, was für prominenten Besuch wir oft hatten! *Coco Chanel*, *Albert Einstein*, den noch ganz jungen *Erich Fromm*, hochrangige Männer aus der Elektrizitätswirtschaft, oder sogar einmal *Alfred Krupp*, den großen, deutschen Stahlmagnaten. Die Krupps haben sich ja ab 1933 den Nationalsozialisten angeschlossen, dann war schlagartig Schluss mit ihren Juden-Geschäften. – 1938 wurde mein Vater *Gurion* und seine Edelmetall-Handlung enteignet, und ich zog schon mit vierzehn nach Berlin, als *Sängerin* und *Tänzerin*! Das ist doch alles so verrückt, ist es das nicht? Und nun schippern wir beide hier auf dem großen, weiten Atlantik, auf der Flucht, um in New York ein hoffentlich besseres Leben anzufangen...“

„*Mädchen, du bist ja noch so jung!* Du hast dein ganzes Leben noch vor dir! Gut, du hast schwere Zeiten durchgemacht, aber du lebst immerhin noch. – Ich dagegen bin eine alte, zerknitterte Schachtel. Aber ich gebe zu, wo ich noch etwas jünger war, habe ich mit den Kommunisten im Deutschen Reich kooperiert, habe Flugblätter verteilt, und dieses kapitalistische System immer kritisiert. Nicht alle Juden sehen das so, schließlich sind wir ja weltweit bestens im Geschäft, und überall in den führenden Banken der Welt vertreten. Und ich war immer in diesem Zwiespalt. *Einerseits gleiches Recht für alle an der Basis*, im Volke, und dann all die *Anzug-Snobs in den Führungsetagen der Welt*. Das klafft doch total auseinander, mein Kind! Aber wer versteht das schon, von den Leuten auf der Straße? – *Die Leute wollen Arbeit*, und Adolf Hitler gibt sie ihnen: *In der Rüstungsindustrie!* Wenn du mich fragst, steuert das Deutsche Reich erneut auf einen großen Krieg zu. Die Deutschen rüsten sich momentan zu Tode, die meisten haben zwar wieder Arbeit, aber diese Arbeit dient letztendlich einer weiteren, *großen Zerstörung*. Nenne mich ruhig prophetisch in dem, was ich sage, aber es kommen sehr schwere Zeiten auch auf die Deutschen zu. Und was sie mit uns *Juden* wohl noch alles anstellen werden... Ich kann es nur erahnen, ich will gar nicht weiter daran denken.“

„Was ist mit *Ihrer Familie*, wenn ich fragen darf?“

„Liebe Mariella, ich bin Witwe. Mein Mann ist an einer Lungenentzündung gestorben, 1934 in Bonn. Wahrscheinlich aus Ärger, Angst und Gram über diesen ganzen, brauen, unmenschlichen Scheiß, den die Nationalsozialisten seit 1933 ins Leben gerufen haben. Ja, ich schippere jetzt auch alleine über den großen Teich. Wenn du willst, können wir in Kontakt bleiben. Ich habe wohlhabende, amerikanische Verwandte in New York, alles Juden, bei denen werde ich gut unterkommen.“

„Ja, sehr gerne. Ich schreibe mir liebend gerne Ihre zukünftige Adresse auf.“ Sie gab mir einen Bleistift, und ich notierte ihre Anschrift auf einen kleinen, ausgefranst Zettel. „Ich kann leider noch nicht mit einer festen Adresse dienen. Aber meinen Namen *Mariella Weiszbaum* können Sie sich ja merken. Mein Vorname MARIELLA ist ja auch mein Künstlernamen. Und Weiszbaum mit 'sz'.“

„Merke ich mir, wie in mein Gedächtnis eingebrannt, mein liebes Kind. Du wirst später bestimmt *weltberühmt* werden, mit deinem tollen Aussehen und deinem bezaubernden Talent. Wart's nur ab. Wenn mal ein Agent aus *Hollywood* in New York vorbeischaud, dann wird er auf dich aufmerksam werden, und ab dann hast du keine ruhige Minute mehr.“

„In Berlin habe ich einen Mann getroffen, der mich an die UFA vermitteln wollte, in Babelsberg, zum Film. *Doch die Bedingung wäre gewesen, in die NSDAP einzutreten!* Ab dann war der Ofen natürlich schlagartig aus.“

„Das, was dir im Deutschen Reich versagt geblieben ist, wirst du nun in Amerika nachholen. Du wirst sehen! *Toi, toi, toi!*“

Das Über-die-Schultern-Spucken der Schauspieler sollte Glück bringen. Ich kannte diesen alten Brauch von Alfons und Gerlinde.

„Danke für Ihre Glückwünsche, Frau...“

„...*Haarmelin*. Mit Doppel-'a'. *Esther Haarmelin*.“

„Danke. Wir werden uns bestimmt wiederssehen!“

\*\*\*      \*\*\*      \*\*\*

Es war nun bestimmt schon halb sieben, und es kam langsam immer mehr Betriebsamkeit auf. Nun war die ruhige Zeit an Deck vorbei, fast nur allein mit dem Wasser und dem Atlantischen Ozean. Irgendjemand Älteres, ein Mann, rief laut und krächzend „*Einen Arzt, einen Arzt!*“. Natürlich gab es einen Doktor an Bord, und er hatte wohl einiges zu tun. Er hatte Gerlinde auch Tabletten gegen ihre Seekrankheit gegeben.

Ich schaute kurz in die goldgelbe, gleißende Sonne und dachte mir, dass sie immer konstant für *alle* schien, egal, ob ich diese Wesen – oder Kräfte – jetzt als „gut“ oder „böse“ einstuftte. Hätte die Sonne nur noch für alle „Guten“ geschienen, wäre das Leben auf Erden wahrscheinlich schon längst ausgestorben.

Ja, es war eindeutig die Lernaufgabe der Menschheit, *Völkerverständigung* und *Kooperation* zu lernen, und *Kriege als steinzeitliches, primitives Relikt* endlich hinter sich zu lassen, weltweit. Auch wenn die Zeichen im Moment eher wieder auf Krieg standen, waren Hass und Verfolgung keine echte Lösung für die Probleme der Menschheit. Mitmenschlichkeit und Nächstenliebe würden den Planeten retten, aber keinesfalls trennende Gedanken, hassende Emotionen und blindwütig zerstörerisches Handeln.

„*Hass ist der größte Feind der Menschheit. Hass, Neid, Verfolgung.  
Die Juden sind unser Unglück. Wer bei Juden kauft, ist ein Volksverräter.*“<sup>2</sup>

*(Hans Rosenfeld/jüdischer Zeitzeuge/Interview-Zitat/2002/†2015)*

„Ich war in meinem Haus im Josephsplatz 20, im zweiten Stock, und hab vom Fenster aus gesehen, abends, den Fackelzug von SA-Truppen. Kurze Zeit später war ein Hitler-Besuch gewesen. Und ich kann mich sehr genau erinnern, wie ich ihn gesehen habe, wie er in seinem Auto stand, hoch erhoben, und alles hat gejubelt, als ob sie den leibhaftigen Messias jetzt gesehen hätten.“<sup>3</sup>

(Jakob Goldberger/jüdischer Zeitzeuge/Interview-Zitat/Juni 2005)

\*\*\*      \*\*\*      \*\*\*

Die nächsten beiden Tage brauchte ich einfach meine Ruhe. Außer Essen, Schlafen und Sonnenuntergang anschauen machte ich nicht viel. So hatte Gerlinde endlich einmal die Möglichkeit, sich *ganz alleine* als Solistin auszuprobieren, ohne Zweitstimme, und ihre Ängste vollends zu verlieren, die sie nämlich vor anderen *nie* zugab – außer bei mir.

Ihre Ängste waren eindeutig mehr als pures Lampenfieber. Zugegeben klang ihre Stimme am Anfang noch leicht zittrig, als sie als Haupt-Star auf der Bühne sang, und sie konnte die Menschen nicht ganz so gut mitreißen wie ich. Sie war eben mehr eine Freundin der stillen, sanften Töne, aber diese brachte sie dafür mit einer *ungeheuren Gefühlstiefe* herüber, wo *ich* einfach oberflächlicher war.

Alfons und die anderen Musiker spielten auch ein paar rein instrumentale Klezmer-Stücke, und es kam sehr gut an. Kein Mensch merkte, ob es gerade improvisiert war oder nicht – immer wieder fiel uns Musikern was Neues ein. Nur Schlagzeug hatten wir keins. Doch erfindungsreiche Zuschauer aus dem Publikum funktionierten *Besteck* originell zu „Triangeln“ um, eine *ausrangierte Küchenreibe* fungierte nun als Waschbrett-Sound, und aneinander klackende *Holzstäbe* gaben den Rhythmus an.

\*\*\*      \*\*\*      \*\*\*

So vergingen die Tage auf See. Einmal hatten wir sehr hohen Seegang, für einen halben Tag. Aber das ging vorüber. Ein bisschen durchgeschüttelt werden gehörte eben dazu.

Die letzten drei Tage vor unserer Ankunft trat ich abends wieder auf, diesmal in meinem roten Kleid und meinen rot-goldenen, ganz hohen Schuhen. Zweimal durften wir jetzt sogar im *Prunksaal der ersten Klasse* auftreten! Piekfein war es da, wie im Königsschloss! Und ebenso hochkarätig waren auch die Gäste. Mit Sicherheit war dort aber *kein* Juden-Flüchtling dabei...

Unser Auftritt war ein riesiger Erfolg, es gab sehr viele „Bravo“-Rufe, und sogar eine Zugabe wurde gefordert. Wenn das kein guter Anfang war – jedem Anfang wohnte auch immer ein Zauber inne.

<sup>1</sup> Quelle: [http://de.chabad.org/library/article\\_cdo/aid/1484630/jewish/Mizwa.htm](http://de.chabad.org/library/article_cdo/aid/1484630/jewish/Mizwa.htm) (06. Juni 2017)

<sup>2</sup> Quelle: <http://www.nurinst.org/category/themen/juedische-zeitzeugen/> (10. Juni 2017)

<sup>3</sup> Quelle: <http://www.nurinst.org/category/themen/juedische-zeitzeugen/> (10. Juni 2017)

## Kapitel 16

Je näher wir New York kamen, angenehm auf dem Wasser des Atlantiks schwimmend und dampfend, desto leichter fühlte ich mich... es war so, als ob Tonnen schwerer Granitsteine von mir abfielen. Endlich konnte ich die Lasten der Vergangenheit transformieren und loslassen...

Wie mir die sehr beschlagene Esther Haarmelin später noch ganz ausschweifend und enthusiastisch auf dem Oberdeck erzählte, war New York City, einschließlich des Wolkenkratzer Viertels *Manhattan*, eine der *jüdischsten Städte weltweit*. An die fünf Millionen Juden lebten 1939 in Amerika, ein Drittel der jüdischen Weltbevölkerung. *Rund dreißig Prozent der New Yorker waren derzeit Juden!* Viele New Yorker Juden arbeiteten flink als Büroangestellte, hart in den sogenannten „sweatshops“ der Bekleidungsindustrie, oder in koscheren Fleischereien. Einige waren auch im Parketthandel an der Wall Street aktiv.

Eine Menge jüdischer Intellektuelle, Künstler, Architekten, Schauspieler, Professoren, Ärzte und Schriftsteller zog es laut Esther wie magnetisch ins New Yorker Exil. 1897 wurde die Zeitung „*The Jewish Daily Forward*“<sup>1</sup>, auf Jiddisch *Forverts* – „Vorwärts“ – gegründet, die dem jüdischen Arbeiterbund nahestand und die Belange von uns jüdischen Einwanderern vertrat. Das war mir sofort sympathisch! Aber ich musste mein Hebräisch wieder auffrischen, wie lange konnte ich früher nur heimlich etwas lesen, immer hinter verschlossenen Vorhängen. 1934 wurde die deutsch-jüdische Zeitung „*Aufbau*“ ins Leben gerufen, und 1936 die „*Deutsche Akademie im Exil*“.

Endlich keine braune Gleichschaltung und Extremzensur der Presse mehr!

Aber leider gab es auch in den Vereinigten Staaten neu aufkeimenden Antisemitismus, der sich aber noch in Grenzen zu halten schien. Und wann würden wir Juden, verstreut in der Diaspora, endlich einen *eigenen Staat* bekommen, wie in Theodor Herzls zionistischer Vision: „*Der Judenstaat*“<sup>2</sup>?

*„Durch Druck und Verfolgung sind wir nicht zu vertilgen. Kein Volk der Geschichte hat solche Kämpfe und Leiden ausgehalten wie wir. Die Judenhetzen haben immer nur unsere Schwächlinge zum Abfall bewogen. Die starken Juden kehren trotzig zu ihrem Stamme heim, wenn die Verfolgungen ausbrechen.“*

(Theodor Herzl, *Der Judenstaat*, Jüdischer Verlag, Berlin, 8. Aufl., 1920, S. 14)

Esther erzählte weiter, dass das Gros der jüdischen Einwanderer ihr *Shtetl*, ihr „*Städtlein*“, in der *Lower East Side* Manhattans hatte. Dort besaß sogar jede Straße noch einen Eigennamen, und nicht nur eine Nummer. Die anderen Juden zogen in die Randgebiete New Yorks, entweder „*uptown*“ in die *Bronx* oder nach *Brooklyn*, und einige auch in die *Washington Heights*, nördlich von Harlem.

Sogar den ewig langen *Broadway*, der über 25 Kilometer lang war, gab es so weit nördlich auch noch! Das ausschweifende Leben und Feiern der Deutschen im 10., 11., 13., und 17. Ward, in *Little Germany*, kollidierte oft mit der protestantischen Lebensart der Amerikaner. *Übertrieb Esther hier?*

In den gut 1100 Synagogen gab es auch viele jüdische Wohltätigkeitsorganisationen. Als Künstlerin sollte ich laut Esthers Rat unbedingt ein paar *Benefizkonzerte* veranstalten und Mr. Gewurtzman um tatkräftige Hilfe bitten, um mich so schnell als möglich in der Stadt bekannt zu machen. Und ich sollte unbedingt immer den *Zehnten* an die Gemeinde spenden, auch als Reformjüdin.

Meine schon weit in die Jahre gekommene, faltige und sehr redselige Erzählerin konstatierte, dass die „Luftmenschen“, also alle Juden, die sich mehr und mehr säkularisierten, immer mehr wurden, und die Zahl der orthodoxen Rabbiner stetig sank. Für mich als Reformjüdin ging davon keineswegs die Welt unter.

Ich hielt nicht so viel von erstarrten Ritualen, sondern mir war das *Mitmenschliche* wichtiger. Die Jüngeren wandten sich zunehmend von der „Shtetlmentalität“ ab. Traditionell jüdische Werte wurden laut Esthers Auffassung durch politische Ideale und „Amerikanisierung“ ersetzt. *Liberalismus, Kommunismus, Sozialismus*, und Roosevelts wirtschaftlicher „*New Deal*“, im Sinne der Arbeitnehmer und Bürgerrechte: *relief, recovery and reform*. Vor allem das Kommunistische hatte es Esther angetan, aber es stand weiterhin im Gegensatz zum Zinseszins-System, das Reiche besonders begünstigte. Über „G'tt und die Welt“ redete ich mit Esther, noch war ja etwas Zeit.

„*Wo Juden leben, stagniert nichts. [...] Sie haben eine grenzenlose Energie.  
Sie fügen sich nicht der Armut.*“

(*Jacob Riis/um 1896*)

Das Reformjudentum lockerte unsere jüdischen Vorschriften, zum Beispiel bezüglich der Haartracht und der Ernährung. Esther meinte, dass sich der New Yorker Alltag von dem der Nichtjuden äußerlich kaum mehr so unterscheiden würde, was der Mehrheit der amerikanischen Juden eine weitreichende gesellschaftliche Integration brächte.

Hoffentlich wäre New York da genauso liberal wie Berlin vor 1933...

Bagel mit Lachs, jiddische Spötteleien, *Mazzot* an *Pessach* aus dem „*super market*“, ausgestorbene Straßenzüge an *Jom Kippur*, ungefegte Straßen an *Rosch Haschana*, die großen, schwarzen Hüte der Orthodoxen, und geschlossene Schulen an unseren Feiertagen – parallel zu den Christen – waren typische Elemente jüdischen Lebens in New York. Lachs und Matze mochte ich sehr gerne – köstlich!

Esther zählte mir am Schluss noch einige prominente osteuropäische Einwanderer und Künstler auf, die größtenteils *jiddischsprachig* waren. Sie redete wie ein Wasserfall, und es schien mir, dass sie

seit dem Tod ihres Mannes im Deutschen Reich nicht mehr so viele Ansprechpartner gehabt haben musste. Der Komponist *Irving Berlin*, der Geiger *Jascha Heifetz*, der Dirigent *Sergei Kussewizki*, der Schauspieler *Al Jolson*, die Schriftsteller *Scholem Alejchem*, *Schalom Asch* und *Abraham Goldfaden*, der Maler und Bildhauer *Max Weber*, oder die Aktivistin *Emma Goldman* – sie alle waren emigriert.



*Und wie stand es um das Liebesleben, insbesondere um das von Gerlinde und mir??* Esther empfahl uns beiden, es in der Öffentlichkeit nicht allzu sehr an die große Glocke zu hängen, und am besten Alfons Beltreter als „normales Aushängeschild“ zu nehmen, da die Amerikaner ja eher puritanisch seien. Mit Fingerspitzengefühl und ehrlicher Progressivität könnte ich meinen Standpunkt zwar vertreten, würde aber von konservativen Juden eher ausgegrenzt. Das Pharisäertum der Schriften stand hier gegen Toleranz und Mitmenschlichkeit!

Doch ich hatte diese ewige Versteckerei satt, ich hatte die Nase gestrichen voll von all dem verlogenen Gequatsche und überspießigen Frömmeler-Getue.

*Ich würde mich öffentlich mit Gerlinde zeigen!* Auch wenn der Talmud Lesbizität bzw. Liebesakte zwischen Frauen zwar nicht als „Greuel“, wohl aber als „Obszönität“ – *perizút*<sup>3</sup> – ansah.

Gerlinde und ich würden zwar nicht bestraft werden, aber wir wären *obszöne Weiber*, die sich *nicht mehren* konnten<sup>3</sup>! Zum Glück war ich kein Mann, sonst würde ich womöglich noch gesteinigt<sup>3</sup>.

Das wäre weit mehr als Franz Schuberts „heiße Tränen“. Oder sollte ich Alfons als „Tarnung“ heiraten, nur um der Konvention willen?? Ich piffte auf diesen verlogenen Puritanismus und das verkrustete Schriftgelehrtentum, auf diese hinter verbrämter und rationalisierter Verklemmtheit verborgene Heilserwartung. So hatte jede Religion ihre Schwächen.

Was war gegen sexuelle Zärtlichkeiten unter Frauen einzuwenden??



*Mariella* bedeutete: Das *Gottesgeschenk*, der italienische Kosenamen von *Maria*, die *kleine Maria*, ein *Juwel*, *Gold* oder *Diamant*, die *von Gott Geliebte* – oder die *Verbitterte*. Mich kotzte es an, ja, ich war verbittert, dass Homosexuelle und Bisexuelle, egal, ob männlich oder weiblich, in den jüdischen Schriften als Minderheit ausgegrenzt und sogar bestraft wurden<sup>3</sup>.

Die Nationalsozialisten verfolgten Juden *und* Homosexuelle gleichzeitig, und es war sogar gesetzlich legitimiert. Für mich war eine Ausgrenzung wegen meines „So-Seins“ total unmenschlich. Wahrscheinlich war ich deshalb schon mit vierzehn ins eher freizügige Berlin gezogen. Tatsache aber war, dass mich die New Yorker Juden wohl nicht steinigen würden, und ebenso Gerlinde nicht. Aber es war wichtig, dass mich Esther so detailliert aufgeklärt hatte. Vielleicht war es ja gerade *meine* Aufgabe in der Gesellschaft, als *progressive* und *freche*

*Künstlerin* den alten, verstaubten Muff durcheinander zu wirbeln, und eine neue Form des menschenwürdigen Miteinanders zu etablieren!?

\*\*\*      \*\*\*      \*\*\*

Als ich am Tag vor unserer geplanten Ankunft in New York wieder einmal auf dem Oberdeck war, begegnete mir ein gut aussehender, junger Mann mit kurzen, dunkelblonden Haaren, schlank und athletisch, etwa eins fünfundachtzig, blaue Augen, eher breites, eckiges Gesicht, und mit kräftigen Händen. Er sah sehr stark und männlich aus, aber auch unangenehm und hinterhältig; zudem war er gar nicht mein Typ. Schon von weitem sah ich, dass es ein Macho sein musste, sehr wahrscheinlich Deutscher, Tscheche oder Pole.

„Hallo, schönes Mädel! *Lust auf einen Drink an der Bar?* Ich bin der Karl aus Berlin.“ fragte er, sehr direkt, mit einem sehr triebhaften Blick in den Augen. Er sprach hannoveranisches Hochdeutsch, ohne jeglichen Berliner Akzent.

„Nein.“ sagte ich bestimmt. Als ich auf seine Hose schaute, sah ich bereits, wie sich sein Penis immer mehr erigierete. Mir schwante gar Böses, und meine Alarmglocken schrillten vorsorglich. Aber noch würde ich nicht die Flucht ergreifen. Ich traute ihm eine Vergewaltigung an Bord eiskalt zu, keine Frage.

„*Du gefällst mir!* Wollen wir nicht was trinken gehen? Ich bin aus der zweiten Klasse, da ist einiges geboten. Kann dir was Tolles unten an der Bar spendieren, wenn du willst! 'Ne Flasche Sekt, 'n tollen *mixed cocktail*, oder auch was Härteres...“

„Hast wohl 'n sexuellen Notstand, Kleiner??“ sagte ich todesmutig. Mir war klar, dass ich ihn damit aus der Reserve lockte.

Er packte mich heftig an meinen rechten Arm. Was wollte der Junge?? *Schnellen Sex?* Ich war doch keine Nutte! „*Lass mich sofort los!!*“ rief ich laut. „Ich bin kein leichtes Mädchen, wenn du das meinst. Da liegst du völlig falsch. *Außerdem habe ich eine Freundin!*“

„*Was?? Freundin?!* Bist du etwa 'ne *Lesbe*, oder was? 'Ne blonde, flotte Amazone aus Berlin, die aber andersrum gepolt ist! Na sowas! *Olle Juden-Lesbe!*“

„Samma – willst mich beleidigen, oder was?! Ick steh zwar ooch auf Männer, aber nich auf die aggressive Sorte, wie du, wa. Und wat biste? 'N *totaler Obermacho*. Ick bin im Übrijen keene Nutte, nur weil ick blond bin, öfters Stöckelschuhe anhab, und sehr jut ausseh. Jeh' jetz, aber dalli, sonst ruf ick...“ Kurzzeitig verfiel ich ganz ins Berlinerische, das verlieh mir irgendwie mehr Kraft.

„Mann, du bist ja echt 'ne Knallerfrau! Ich habe unten 'ne ganz tolle Kabine...“

„Woher weißt du eigentlich, dass ich aus Berlin bin?? *Wer hat dir das gesteckt?* Außerdem will ich 'ne Entschuldigung für deine *olle Juden-Lesbe!*“ Ich fiel wieder ins Hochdeutsche zurück.

Im Moment waren nur sehr wenige Leute auf dem Oberdeck, da es gerade zu regnen begann. Die restlichen Menschen gingen ins Trockene, und ich war nun mit diesem „Karl“ ganz allein. Ich wollte auch weg, so schnell als möglich.

„*Ich kenne den 'KJ', besser gesagt: Kannte. – Hast du irgendetwas mit seinem Tod zu tun!?*“

„*Ach, so läuft der Hase!*“ Plötzlich wurde mir Angst und Bange, dass der Mann von der *Gestapo* sein könnte, um flüchtende Juden wieder einzufangen. „Nein, ich habe ihn nicht umgebracht. Meine damaligen Mitbewohner und ich hatten ihn bereits tot auf dem Bürgersteig im Schnee gefunden, erschossen. Ich weiß wirklich nicht, wer ihn damals getötet hat. *Sind Sie etwa ein Nationalsozialist?!*“

Er griff mit seinen Armen nach mir und setzte mit sanfter Gewalt zu einem Zungenkuss an. Allein seine Berührung ekelte mich zutiefst an, und sein beißender Schweißgeruch stieg mir wie Chloroform und Buttersäure in die Nase. Sein Blick hatte etwas Böses, etwas Verdorbenes, wie ein langsam verwesender Echsenkadaver. Imaginäre Schlangen schienen aus seinem Mund mit Gewalt in den meinen eindringen zu wollen! Ich presste meine Lippen und Zähne fest aufeinander, um seiner Reptilzunge den Zugang zu versperren. Doch er versuchte weiterhin, mir seine dunklen Energien in meine orale Höhle hineinzupressen, ohne Rücksicht auf Verluste. Es war eine arge Missachtung des freien Willens, in meinen Begriffen eine Art „Kuss-Vergewaltigung“.

Jetzt reichte es mir! Ich nahm mein rechtes Knie und schleuderte es mit voller Wucht in seine Eier, so dass er laut vor Schmerz aufschrie. Er ließ mich sofort los, und ich flüchtete rasch wie ein Wiesel unter Deck. Zum Glück hatte ich heute flache Sandalen an!

Ich musste wohl aussehen wie ein völlig begossener Pudel, als ich, völlig außer Puste, unter Deck ankam.

„*Ahhh*, verfluchtes Breslauer Judenweib, diese Schlesien-Schickse, diese blöde Schlampe, jetzt ist sie mir entwischt! Aber sie scheint 'KJ' nicht getötet zu haben, dann hätte sie anders reagiert.“ hörte ich ihn noch laut im prasselnden Regen umher fluchen.

Mein Herz schlug mir bis zum Halse. Wenn das jetzt ein *Gestapo-Mann* war, der ebenfalls nach New York auswanderte... Aber wenn er emigrierte, dann musste er doch was ausgefressen haben! In New York hätte er ja gar keinen Rückhalt mehr! Da gab es ja keine Nationalsozialisten, und wenn, dann nur solche, die abhauen mussten, ein paar wenige, warum auch immer. Vielleicht hatte er ja irgendetwas gemacht, was den Nationalsozialisten nicht passte, und musste deshalb fliehen. Es gab ja leider kein Verbot für Nationalsozialisten, auf unserem Schiff mitzureisen.

Plötzlich gewann ich eine innere Gewissheit, dass dem so war. *Er floh, weil ihn die Braunen selbst verfolgten!* Froh über meine mutmaßliche Kombinationsgabe rannte ich schnell zu unserer Kabine. Gerlinde und Alfons lagen halbtot in ihren Kojen. Sie sahen beide sehr müde aus.

„Ich bin gerade von einem jungen Deutschen ganz frech zu einem Kuss gezwungen worden! Natürlich habe ich mir das nicht gefallen lassen, und haute ihm mein linkes Knie in die Eier!“

„*Ey, mutig, Mariella! Machst dich, wa!*“ lobte mich Gerlinde. „Wirst ja ooch eenundzwanzich im November, is jaa nich mehr lange hinne. Dit is ja wie 'ne *Reifepriifung*, weeste – *volljährich!* Mach dir nüscht aus dem blöden Idioten!“



„Das wirklich Beunruhigende an der Sache ist eher, dass er diesen 'KJ' aus Breslau gekannt hat, und er fragte mich, ob ich mit seinem Tod etwas zu tun hätte.“

„*Wat?!*“ Alfons katapultierte es fast aus seiner Koje. Sofort setzte er sich aufrecht hin. „Das jibt's ja nich! Der Heini beschuldigt dir ernsthaft, dat *du* diesen 'KJ'... umgebracht haben sollst??“

„Er hat es etwas geschickter formuliert. Es war in etwa: *Hast du was mit seinem Tod zu tun!?*“

„Hoffentlich is dit keener vonna Jestapo!“ Alfons bekam doch tatsächlich etwas Angst.

Gerlinde stöhnte unflätig, nach dem Motto: Selbst auf hoher See kommen diese blöden, braunen Monster angeschwommen...

„Das hat er mir leider nicht beantwortet. Ich habe mir aber logisch zusammen kombiniert: Wenn er wirklich ein flüchtiger Nationalsozialist ist, der im Deutschen Reich was gegen seine *eigene* Regierung gemacht hat, dann *muss* er eigentlich was ausgefressen haben! Jeder eingefleischte Nationalsozialist ist doch stolz auf seine Truppe, und haut nicht einfach so ab!“

„Dit is 'n juter Einfall, wa! – Mariella, ick meen, dass de da Recht hast, gloobst dit! Wenn de den Mann noch maa sehn solltest, dann saachste ihm dit mitten ins Jesicht, wa!“ Alfons machte mir so richtig Mut. Das baute mich ungeheuer auf.

„Ich lege gar keinen Wert drauf, dieses Ekel nochmals wieder zu sehen!“ antwortete ich bestimmt.

„Der hat wat ausjefressen, gloobst dit! *Wetten wa?!*“ forderte mich Alfons heraus.

„Aber dit wirda uns nich freiwillich rausrücken. Hoffentlich sin wa den los, wenn wa inna Stadt sind, in Manhattan.“ hoffte Gerlinde.

„Ansonsten rufen wir eben die Polizei, in New York.“ sagte ich.

„Awa auftreten tun wa schon noch, heut abend??“ fragte Alfons sicherheitshalber nach.

„Ja. – Das Arschloch hat mich einfach *olle Juden-Lesbe* genannt!“

„Tja... – Dann hat der dir wohl in Berlin, oder in Breslau, schon ausjekundschaftet!“ meinte mein 'Piano-Fonsi'.

„Wahrscheinlich. Also, ich hab mir sein Gesicht sehr gut gemerkt. So'n blonder, großer athletischer Typ. *Karl* hieß er, angeblich.“

„Dit saacht ja jar nüscht! Kann ja ooch jelogen sein, wa. Der kann dir ja dit Blaue vom Himmel erzählen.“ Gerlinde hatte Recht. Ich dachte mir auch, dass der Name „Karl“ wahrscheinlich ein Phantasiename war.

„Jetzt wasch ich mich erst mal, und nachher treten wir einfach auf, als ob nichts gewesen wäre. Ich hoffe nur, dass er nachher nicht im Publikum sitzt.“ sprach ich mir Mut zu.

„Wenna dich *olle Juden-Lesbe* jenannt hat, dann issa wohl eher keen Bewunderer von dir.“ mutmaßte Gerlinde.

„Aber es ging ihm nicht um die Musik, sondern um mein Aussehen.“ analysierte ich.

„Wenna dir noch maa so blöde anjrapst, dann jibste ihm wat hinter die Ohren!“ lachte Alfons.

„*Ich find das gar nicht zum Lachen, Alfons!* Stell dir mal vor, *du wärst 'ne junge Frau*, und so'n blöder Typ will mit dir unbedingt ins Bett, *auch mit Gewalt!* Und er beleidigt dich auch noch!“

„*Icke als Frau??* Nee, dit übersteicht meenen Horizont, wa! Und auf den hohen Stöckelschuh'n würdet mir ja sofort auf meene Freese hauen, *da brech ick mir ja beede Beene, wa!* Oh nee, wenn ick mir dit vorstelle! Lauter sexhungrije Männer, die uff mir steh'n und mir nachjagen, *als Frau!* Da hätt ick ja keene ruhije Minute mehr, meen Jott!“

„Das ist eben der Preis für die Schönheit. *Frau* hat oft keine ruhige Minute, und viele Männer machen dir nur schöne Augen, weil sie mit dir *ins Bett* wollen, für eine Nacht, oder maximal zwei.“  
„Stehste deshalb ooch auf Frauen?“ fragte Alfons ganz provokant.  
„Ja, mein lieber Fonsi, das ist *ein* Grund. – Aber ich habe auch meine Geheimnisse.“ beschloss ich das Gespräch.

Gerlinde schaute mich schmunzelnd an, mit dem rechten Auge zwinkernd. Wahrscheinlich dachte sie an die geschälte Salatgurke von damals, und wie wir uns eine halbe Stunde lang vergnügt hatten... obwohl sie doch am Anfang so panische Angst gehabt hatte.

Gerlinde natürlich, nicht die Gurke.

\*\*\*      \*\*\*      \*\*\*

Als der nächste Morgen ganz in der Früh anbrach, hatten wir den gefährlichen Eisberg-Abschnitt vor Neufundland schon längst überwunden, ja schon vor etwa eineinhalb bis zwei Tagen. Auch an Neuschottland, dem kanadischen *Nova Scotia*, waren wir schon vorbei geschippert. Erst jetzt wurde mir bewusst, wie souverän unser Kapitän war. Keine Eisberge waren in Sicht gewesen, wie damals beim *Titanic*-Untergang, trotz ihrer sechzehn modernen Schotts, am 14. April 1912.

*Die ganze Breitseite* hatte der riesige Eisberg aufgerissen, und all die Champagner-Trinker und Kaviar-Esser gingen ganz adelig und stilvoll auf dem englischen Schiff unter. Nobel geht die Welt zugrunde. Von wegen „unsinkbar“!

Unser lieber Augustin hatte also Unrecht behalten, zum Glück. Ganz entfernt sah man bereits die Küstenlinie der Vereinigten Staaten. Es war *Rhode Island*. Der Käpt'n sagte immer jeden Tag durch, wo wir gerade waren, wie das zu erwartende Wetter war, und welche Landstriche gegebenenfalls zu sehen waren. Die Stimmung an Bord hatte etwas von einer positiv angespannten Erwartung, als ob wir ins „Heilige Land“ fahren würden. Jeder und jede auf dem Schiff hier erhoffte sich eine Verbesserung der eigenen Lebensgrundlage. Aber dass das auch harte Arbeit sein konnte, oder würde, wurde erst einmal ausgeblendet. Die Freude, überlebt zu haben und den Klauen des braunen Monsters entkommen zu sein, stand erst einmal im Vordergrund.

Vielen erschienen die USA wie das Paradies der Neuen Welt. Ich sah das nicht mehr ganz so blauäugig, nachdem ich von Esther Haarmelin so umfassend aufgeklärt worden war.

\*\*\*      \*\*\*      \*\*\*

Der Himmel hatte wieder aufgeklart, und zwischen vielen, kleinen Wölkchen schaute die aufgehende Sonne hervor. Noch etwa sieben Stunden Fahrt, und wir hätten endlich unser Ziel erreicht!

„Karl“ war bei unserem gestrigen, letzten Auftritt im Speisesaal zum Glück nicht im Publikum gewesen. Noch einmal hatten wir ganz am Schluss *Ale brider* gesungen, zum Abschied. Ich hoffte immer wieder, dass die Begegnung mit diesem „Karl“ meine bloße Einbildung gewesen wäre. Natürlich wusste ich, dass es *kein* Traum gewesen war, leider. Und der Geist des verstorbenen „KJ“ konnte es auch nicht gewesen sein, denn der blonde Mann hatte mich ja mehrmals leibhaftig angefasst, und mir gegen meinen Willen einen Ekel-Kuss aufgezwungen. Der übergrieffige „Karl“ tauchte zum Glück nicht mehr auf, jedenfalls vorerst nicht.

Als wir drei in unserer Kabine waren, hatte ich kurz vorher alles in mein Tagebuch geschrieben. Hastig packten wir unsere Koffer, und sie waren immerhin minimal leichter geworden. Zwei Gläser Erdbeermarmelade, einige Tafeln Schokolade und drei Liter Mineralwasser in Glasflaschen waren verbraucht. In der Hektik richtete ich mein Hauptaugenmerk auf unsere Pässe, die Visa und die Einwanderungspapiere. Mir war immer wieder, als ob ich etwas Wichtiges vergessen hätte, aber ich wusste nicht, was.

\*\*\*      \*\*\*      \*\*\*

Die *New York* passierte nun *Long Island*, die *Lower New York Bay* und die *Upper New York Bay*, bis wir an der *Freiheitsstatue* vorbeifuhren, *das* Symbol Amerikas, welches der allseits bekannte Stereotyp des „American Dream“ war: In den USA war *alles* möglich, oder es sollte zumindest so sein.

Von der Ferne sahen Alfons, Gerlinde und ich, an der weißen Reling lehnend, die unglaublich hohen „Skycraper“, die Wolkenkratzer bzw. die „Skyline“ Manhattans. *Noch nie hatten wir solche schwindelerregend hohen Häuser gesehen!*

Mann, war das eine gigantische Steinwüste! Wenn in den Wolkenkratzern mal der Strom für die Fahrstühle ausfiel, dann wäre ja der Teufel los. Oder wenn es stark stürmte, und man war im obersten Stockwerk... dann würde es bestimmt leicht schwanken.

Die höchsten Gebäude schienen mir an die *hundert Stockwerke* zu haben!

Breslau dagegen war eine kleine, hübsche, mittelalterliche Puppenstube. In Europa waren die Städte viel „niedlicher“, längst nicht so monströs und angeberisch.

In New York schien alles imposant und protzig, aber gleichzeitig auch sehr weltoffen und „multikulturell“. Letzteres Wort gab es in meinem damaligen Wortschatz eigentlich noch gar nicht; ich hatte es – einmal wieder – von Divari im Traum bekommen, so ein eigenartiges „Zukunfts-Wort“.

Im Deutschen Reich, und selbst in Berlin, war alles eine Nummer kleiner als in New York.

\*\*\*      \*\*\*      \*\*\*

Ein kurzes Stück fuhren wir langsam den *Hudson River* zwischen *Manhattan* und *Staten Island* entlang, um dann schließlich um etwa zwei Uhr nachmittags in einem großen Hafen anzulegen. An der einen Seite war der *Hudson River*, auf der westlichen Seite die eher mittelhohen Häuser von *New Jersey*, und auf der östlichen Seite ragten die unglaublichen Wolkenkratzer *Manhattans* empor. Was für ein fester Boden musste darunter sein, dass sie nicht das Schicksal des „Schiefen Turms“ von Pisa erlitten...

New York Citys höchstes Gebäude war das abgestufte *Empire State Building* im *Art déco-Stil*, mit sage und schreibe 311 Metern Höhe, knapp 6400 Fensterelementen und 102 Stockwerken. Es war erst vor acht Jahren fertig gebaut worden, also 1931.

Das *Chrysler Building* war auch sehr schön anzusehen, ebenfalls im *Art déco-Stil*, 319 Meter hoch, 77 Stockwerke, 1930 fertig gestellt, mit seinen runden Bögen und dreieckigen Zacken in der Spitze, sowie den sehr originellen Adler-Wasserspeichern. Esther hatte mir all diese Details erzählt, und ich hatte es mir aufgeschrieben. Zudem hatte ich mir in Berlin ja einen *Baedeker* gekauft. Diese tollen Reiseführer gab es schon seit 1832... so lange.

Wir kamen also gerade richtig, um zwei der wohl berühmtesten und höchsten Türme der Welt ganz frisch erbaut zu erblicken! Das freute mich ungemein, wie ein kleines Kind.

Die Menschenmassen wälzten sich nun langsam aus dem Schiff, wie ein Heer von Ameisen mochte das aus der Vogelperspektive gewirkt haben, mit all ihren vielen Koffern und dem Handgepäck.

Es waren ja knapp tausend Leute, und sie liefen geradezu aus dem großen Kahn, als ob auf sie am Kai ein Willkommenspaket aus lauter fetten Geldscheinen auf sie warten würde!

Alles war umgeben von einer Wolkenkratzerkulisse in backsteinfarbenen, grauen und hellbraunen Gebäuden, zwischen denen auch mal ein paar kleinere Gebäude „hinein gequetscht“ waren. Alle Baustile waren hier durcheinandergewürfelt, und es hatte durchaus eine gewisse Kreativität, in dieser Steinwüste. Aber es gab auch viele Bäume und Parks, laut Esther, vor allem den wunderschönen *Central Park* in der Mitte *Manhattans*.

Wie erlöst strömten alle Immigranten aus dem Schiff, zu einigen Holzbaracken, die am Ufer provisorisch für die Beamten der Einwanderungsbehörde errichtet worden waren.

Reine Touristen war eher wenige an Bord. Trotzdem konnte man sich an den Beamten durchaus auch „vorbei mogeln“, aber dann wäre man – oder frau – ja *illegal* im Lande! Und mit der New Yorker Polizei war nicht zu scherzen – sie war angeblich für ihr recht hartes Durchgreifen bekannt.

Gehörten die Häuser am Westufer des Hudson Rivers nicht zu *New Jersey*, wo jetzt *Albert Einstein* wohnte?? Dann könnte ich ihn endlich besuchen, es war ja nur ein Katzensprung über den Fluss, und ihm freudig ins Gesicht strahlen:

*Herr Einstein, ich habe es geschafft, und Ihr Rat war genau der richtige!*

\*\*\*      \*\*\*      \*\*\*

„Mann, dit is ja'n Trubel wie auf 'm Jahrmarkt!“ rief Alfons, während wir alle mit unseren vielen Koffern umher jonglierten. Immer wieder hatte ich das Gefühl, etwas vergessen zu haben. Aber wir hatten unsere Kabine vollständig leergeräumt, und ich hatte all meine Papiere.

Bevor wir mit zwei Taxis, den *Yellow Cabs*, in unsere neue Wohnung in die *Washington Heights* fahren würden, nördlich vom Schwarzen-Viertel Harlem, musste zuerst der ganze Papierkram bewältigt werden, und das könnte durchaus noch ein paar Stunden dauern.

Und wir hofften natürlich auf ein Starthilfegeld von der amerikanischen Regierung.

Die ganzen Möbel und das Sperrgepäck würden ganz zuletzt entladen werden, wenn sich die Menschenmassen etwas gelichtet hätten. Also würde sich der ganze Zirkus wohl noch bis zum frühen Abend hinziehen.

Aber wir hatten ja Sommer, und es war schön warm. *New York City* lag zum Glück relativ weit südlich, immerhin auf dem gleichen Breitengrad wie *Ankara* in der Türkei! Hättet Ihr das gewusst?? Trotzdem konnte es im Winter durchaus an die zwanzig bis dreißig Zentimeter Schnee geben, laut Esthers Kommentaren. Die Winter dort sollten aber zum Glück recht kurz ausfallen, viel weniger streng und kontinental kalt als in Breslau, oder in Berlin.

Aber jetzt schien die Sonne, wundervoll. Dieser blöde „Karl“ ward nie mehr gesehen, jedenfalls nicht bis jetzt, und bald würde ich auch die grünen Parks inmitten der „Steinwüste“ mit ihren „Steinschluchten“ erkunden. Schließlich war Berlin ja eine viel grünere Stadt als New York – jedenfalls auf den ersten Blick.

Wir hatten zum Glück schon eine Bleibe, die Alfons über seine transatlantischen Musiker-Kontakte in die USA organisiert hatte. Das war sehr wichtig, ansonsten wäre eine dauerhafte Einwanderung sehr schwierig. Man brauchte also eine *Anlaufstelle*, Verwandte, Bekannte, oder man hatte das Geld für ein Hotel, übergangsweise, bis man ein Zimmer, ein Apartment oder ein Haus gefunden hatte.

Aber als von den Nationalsozialisten politisch verfolgte Juden bekam eigentlich jede und jeder den Stempel der Einwanderungsbehörde. So hatte ich es jedenfalls auf unserem Schiff von anderen Juden gehört. Mir schwante, dass sich dieser „Karl“ wahrscheinlich *illegal* in die USA absetzen würde, oder mit einem gefälschten Pass. War er also ein Nazi-Verräter??

Ich hielt es jedenfalls für sehr unwahrscheinlich, ihn noch einmal zu sehen.

\*\*\*      \*\*\*      \*\*\*

Die protzigen, riesigen Wolkenkratzer im Süden Manhattans strahlten im Gegenzug auch sehr viel Geld-Macht, überhebliche Arroganz, und stellenweise sogar eine gewisse unmenschliche Unerbittlichkeit, Härte und eisige Kälte aus. Ich merkte immer mehr, je erfahrener ich wurde, dass ich selbst gar nicht so Mammon-fixiert und scharf auf egoistische, selbstsüchtige Kapitalmaximierung war, wie zum Beispiel mein Vater Gurion es gewesen war.

War extremer Kapitalismus also satanistisch und ausbeuterisch gegenüber den „Leuten von der Straße“ und all den armen „*underdogs*“?? Die Kommunisten hätten das wohl sofort bejaht. War die direkte Sklaverei auf den Orangen-Plantagen der Südstaaten nun durch eine indirekte, kapitalistische Billiglohn-Versklavung der Masse in den Fabriken und Büros ersetzt worden?

Ich gebe zu, auch hier hatte mir Esther Haarmelin etwas Nachhilfe erteilt. Ihr vieles Wissen und ihre kommunistisch bzw. „rot“ gefärbte *System-Kritik* brachten mich auf ganz neue Gedanken, die ich vorher nur in ganz kleinen Ansätzen gehabt hatte.

War also doch ein Körnchen Wahrheit in diesem authentischen, schon einmal in meinem Tagebuch erwähnten Nationalsozialisten-Aufkleber „*Die Diktatur übt Presse und Bank, Und beide hat der Jud in der Hand[.] Der Jud muß hinaus!*“<sup>o</sup>, in Bezug auf die *Banken* und ihr *Kapital-Anhäufungs-System*, das wohl hauptsächlich den *Reichen* und *Superreichen* zu dienen schien? Geld „arbeitete“ über das Zinses-Zins-System, aber immer auf Kosten der „kleinen Leute“, der Armen?

Somit war der *Zehnte* ein geradezu notwendiges Instrument, um der Kapitalumschichtung „nach oben“ wieder gegenzusteuern. Ja, demnächst würde ich von meinen Gagen auch mehr spenden als sonst, für die Suppenküche, die Armen auf der Straße, oder andere Bedürftige New Yorks.

In New York sollten ja sehr viele Schwarze und Menschen aus allen Nationen der Welt leben. Ich konnte mir nicht vorstellen, dass sie alle in Saus und Braus dahin leben würden, in einem Land, wo man – oder frau – angeblich vom Tellerwäscher zum Millionär aufsteigen könnte.

Aber das alles würde ich wohl bald erfahren, im „*melting pot of nations*“, in der nie schlafenden Stadt: *The city that never sleeps*.

Man konnte solch ein Kapital-System aber nicht einfach abschaffen, indem man einfach alle *jüdischen Banker und Geldverleiher* brachial umbrachte! Das wäre so, als ob man sämtliches Geld verbieten würde, alle Banken und Wechselstuben in die Luft jagte, und den Menschen befähle, jetzt und sofort zum Kuhhandel der Römer, und dem Glasperlen-Tauschhandel der Indianer zurückzukehren.

*Wollte Adolf Hitler also auch den Kapitalismus abschaffen??* Geisterte in seinem Kopf die klischeehafte Gleichung: *Jude = Kapitalist = Geldgeier = Zinseszins-Ausbeuter??*

War das etwa sein geheimer Mord-Motor?? Aber ich hatte seine Schrift „*Mein Kampf*“ nicht gelesen, und würde das auch nie tun. Eher würde ich sie ungelesen ins läuternde Feuer werfen.

Andererseits gab es in der Tora ein eingeschränktes, aber *nicht totales* Zinsverbot. Das hatte mir ein Rabbi einmal erklärt, nachdem ich ihn ausführlich über *Zins* und *Zinseszins* in der Tora ausgefragt hatte. Und er erzählte mir auch etwas über den *Schewach*, den potentiellen „Mehrwert“ einer Ware.

*„Liest man die drei Stellen [...] zum Zinsverbot in der Tora im Lichte der rabbinischen Auseinandersetzungen im Talmud, fällt vor allem eines auf: Das Verbot konnte schon deshalb kein absolutes, sondern nur ein freiwilliges sein, weil für seine Übertretung keine Strafe vorgesehen war. Der Talmud unterstreicht lediglich die Mitverantwortung aller, die an dem Vorgang der Zinsnahme mitwirkten: Der Gläubiger, der Schuldner, der Bürge und die Zeugen.“\**

(Jüdische Allgemeine vom 12.01.2012/RA Abraham de Wolf; Rabbinerin Elisa Klapheck, Egalitärer Minjan, Frankfurt/Main)

Adolf Hitlers *Anti-Juden-Ideologie* blieb mir somit weiterhin äußerst obskur und schwer durchschaubar, da sie in sich so viele irrationale Widersprüche barg. Im Gegenzug würde der Antisemitismus wohl auch nicht ausgelöscht, indem man einfach alle Nazis der Zukunft umbringen würde, sofern es denn in ferner Zukunft weiterhin welche geben würde.

Jedenfalls war das meine eigene, persönliche Meinung, aber ich behielt sie für mich. Verfolgte Juden, die ganz knapp der Ermordung durch die Nationalsozialisten entkommen waren, würden meine Denkweise vielleicht als pietätlos empfinden, oder als völlig ungerechtfertigte Worte einer deutschen Schickse. Ich hatte in meiner Künstlerinnenlaufbahn durchaus gelernt, wann ich den Mund aufmachen konnte, und wann besser nicht. Es war nicht immer sinnvoll, alles öffentlich zu sagen, was ich dachte oder fühlte. *Dafür gab es ja mein Tagebuch!*

*Welche Parallelen gab es zwischen Juden und Nationalsozialisten??*

Im Moment war ich jedenfalls heilfroh, das braune, bestialische Höllenpack endlich los zu sein.

*„Arroganz und Selbstüberschätzung quellen auch aus den Texten der jüdischen Eliten in den frühen Jahren des Dritten Reichs, bei Zionisten wie 'deutschen' Juden gleichermaßen. Der Biograph Joachim Fest zeichnet das Bild, das Hitler von den Juden hatte, als 'Gegenbild zu deutschem Kleinmut und deutscher Enge, als Gegenstand heimlichen, widerwilligen Staunens ebenso wie als Gegenstand unnennbarer Ängste... Ihre rassische Selbstabschließung und Reinheit bewunderte er nicht weniger als ihr Erwählungsbewusstsein, ihre Härte und Intelligenz; im Grunde sah er in ihnen so etwas wie den negativen Übermenschen.' “*

(Der Jude mit dem Hakenkreuz, Lorenz S. Beckhardt, Aufbau Taschenbuch, 2016, S. 206)

War der gegenseitige Hass vielleicht deshalb so groß, weil eben versteckte *Gleichartigkeiten* vorhanden waren, die man nur aus einer *sehr neutralen Vogelperspektive* wahrnehmen konnte??

Mir schwante immer mehr, dass eine übergeordnete „Wahrheit“ im Sinne einer Allumfassenden Schöpfungsintelligenz im Universum bzw. Kosmos wahrscheinlich ein *Kräftegleichgewicht* aus

ganz verschiedenen Faktoren verschiedenster Couleur wäre, welches dem „normalen“ Erdenmenschen wohl noch für Äonen okkult und verborgen bleiben würde.

Auf beiden Seiten musste der Gedanke scheinbarer „Auserwähltheit“, „reiner Blutlinie“ und sonstiger „Reinheit“ in jedweder Form wohl völlig aufgegeben werden, um einen Frieden zu erzielen.

Kamen wir nicht *alle* aus *derselben* Schöpfungsquelle?? Hier sah ich eine echte *Chance* in der *Demut* wahrhaftig gelebten Urchristentums, im Sinne der damaligen, noch nicht vom römischen Klerus verbogenen *Essener-Lehre* des Jesus von Nazareth. Jesus war auch *Jude* gewesen – somit sah ich ihn durchaus als verbindendes Element zwischen Judentum und Christentum.

Ein Dialog *zwischen* all den verschiedenen Weltreligionen machte für mich plötzlich Sinn.

Der Gedanke, dass einige Menschen – in dem Falle wir Juden – die einzig „Auserwählten“ sein sollten, und der Rest der Nicht-Juden, der Gojim, *eben nicht*, ließ mich innerlich erschauern.

Drückte eine solche ungeheure Arroganz und Überheblichkeit nicht fehlende Demut und Nächstenliebe aus? War es nicht herzloses Schriftgelehrtentum, Pharisäertum??

Plötzlich konnte ich die Lehren des Juden Jesus Christus in seinen größeren Zügen nachvollziehen. Aber seine ursprünglich geplante, pazifistische und sehr menschenfreundliche Mission schien mir eher als gescheitert... Ansonsten hätte sich ja die Zahl der Kriege auf Erden nach seiner Geburt im „*Jahr Null*“ der Christen entscheidend verringern müssen, die Adels-Knechtschaft hätte für immer abgeschafft sein müssen, und es würde keine Armut mehr geben.

Der Jude *Jesus von Nazareth* hatte zwar, laut dem *Neuen Testament* der Bibel, auch den Tisch der Geldwechsler im Tempel umgeworfen, aber diese keineswegs umgebracht.

*Das war eben der feine Unterschied.*

Undogmatisch und freidenkerisch sah ich mich zunehmend als freche *Weltbürgerin*, als „*Kosmopolitin*“. Dieses geschwollene Wort stammte aus einer etwas gehobeneren Frauenzeitschrift in englischer Sprache, aus *The Cosmopolitan*, meine Damen, und vielleicht auch Herren.

Vielleicht sollte ich mit Alfons demnächst zusammen ein neues Lied komponieren: *The Cosmopolitan Woman??*

\*\*\*      \*\*\*      \*\*\*

Nach sage und schreibe drei Stunden hatten wir endlich die Registrierung der Einwanderungsbehörde hinter uns, und es lief alles reibungslos. Hinter den Mensentrauben, die jetzt immer weniger wurden, sah ich Möbelpacker, die nun ganze Einrichtungen heraus schleppten, und auch das besagte *Klavier*, auf dem mich Alfons so toll und professionell begleitet hatte!

Hauptsache, es würde nicht deportiert, auf irgendeine lichterloh brennende, infernalischkrematorische Müllhalde, wegen zu großer Misstöne, Verstimmungen und einer „irreversiblen Verseuchung“ aller Tasten, weil vielleicht zu viele Juden und „Mischlinge“ darauf gespielt hatten.



Es war schon ein sehr eigenartiges Gefühl, dass dieses Instrument jetzt weiß ich wohin abtransportiert wurde.

*Ich war zum ersten Mal auf einem Schiff auf ganz hoher See aufgetreten, und es hatte durchaus seinen Reiz!* Das Problem waren eher *die* Musiker und Künstlerinnen, die arge Probleme mit der Seekrankheit hatten...

Die Gesichter der Juden, die um uns herum waren, schwankten zwischen Trauer, Ernüchterung, Freude, Erleichterung und der Sehnsucht nach einem hoffnungsvollen Neuanfang.

Wie dieser Neuanfang gelingen würde, war noch völlig ungewiss, aber jedes lebensleere, existentialistisch und sinnlos-ernüchternde Vakuum würde irgendwann von etwas *Neuem* gefüllt werden. Ich hasste jegliche Arten von Vakuum, außer in dem bereits 1901 von dem Engländer *Hubert Cecil Booth* erfundenen, elektrischen „vacuum cleaner“, auf Deutsch „Staubsauger“.

Der war schon sehr praktisch, aber seine Turbine höllisch-nervtötend laut – der neue, holde Elektrizitäts-Segen für alle braven, wohlambitionierten Hausfrauen. Noch einen „egg cooker“, einen „mixer“, einen „toaster“, einen elektrischen „can opener“ und eine solide *Protos*-Kaffeemaschine von Siemens dazu, *please!*

Abgesehen von leblosen, röhrenden Staubsaugern ging es für uns Juden ums *nackte Überleben*.

Die Frage zwischen Leben und Tod hatte sich für die Menschen, die jetzt das Schiff verlassen hatten, für das *Leben* entschieden.

Manchmal fragte ich mich, was mit *mir* passiert wäre, wenn *ich* von der Gestapo festgenommen, deportiert, gefoltert, bis auf meinen nackten Körper all meiner Habseligkeiten und Kleidung beraubt, zu Zwangsarbeit in eisiger Kälte, unter Waffenandrohung, gedrängt worden wäre.

Eingepfercht in einem engen, vor Scheiße und Pisse stinkendem Lager, von höllisch-aggressiven, deutschen Nazi-Schäferhunden gebissen, von medizinischen „Experimenten“ bis zur Ohnmacht gequält, schließlich an Hunger und Unterernährung leidend, elendiglich *krepiert??*

Und meine Leiche wäre *namenlos* für immer in einem jüdischen, anonymen Massengrab verschwunden.

Wäre MARIELLA dann nicht für immer von der Bildfläche ausradiert gewesen, außer ihren zwei Tagebüchern als einzigem Relikt ihres allzu kurzen Lebens, mit einer jäh und unschuldig abgewürgten Karriere als aufstrebende Künstlerin, als potentiell Weltstar??

\*\*\*      \*\*\*      \*\*\*

Heute war der 30. August 1939, nach jüdischer Zeitrechnung der 15. *Elul* 5699. Intuitiv ahnte ich, dass bald etwas Schreckliches passieren würde. Wo war eigentlich mein erstes Tagebuch, mit all meinen Aufzeichnungen bis zum Juli 1939??

Hoffentlich hatte ich es nicht auf dem Schiff vergessen!

Am Donnerstag, den 14. September 1939 wäre der 1. *Tishri* 5700 im jüdischen Kalender, und am darauffolgenden 15. September der 2. *Tishri* 5700. So würde ich unseren Neujahrsbeginn mit *Rosch ha-Schana*, in aschkenasischer Aussprache *Rausch ha-Schono*, bald in *New York* feiern können, in

einer der zahlreichen Synagogen, und danach ausgelassen mit Gerlinde, und all den neuen Gemeindemitgliedern!

Das schrill und laut tönende *Schofar*, das Widderhorn, würde in der Synagoge das neue Jahr gebührend eröffnen. Aber den *Granatapfel* für die Fruchtbarkeit könnte ich mir wohl sparen.

Ich müsste Gerlinde ja nicht gleich am Anfang vor versammelter Mannschaft auf den Mund küssen, oder mit ihr vor allen Händchen halten. Notfalls würde ich mich anfangs noch auf Alfons berufen, aber er war ja kein Jude, somit sowieso eine Kompromisslösung.

Jüdinnen sollten – nach orthodoxen Regeln zumindest – auch Juden heiraten, und umgekehrt.

Und am 05. November 1939 wäre ich, nach deutschem *und* amerikanischem Recht, mit *einundzwanzig Jahren* endlich volljährig! Wie passend sich doch alles entwickelt hatte! Insgeheim war ich Adonoi sehr dankbar.

Aber mit Gurion, Amelia, Benjamin und Myriam machte ich mich auf das Schlimmste gefasst. Ich ahnte, dass es für sie sehr schlimm enden könnte, und wahrscheinlich auch würde, weil Gurion immer wieder die Gefahren des Nationalsozialismus *unterschätzte*. *Das war sein großer, abgründiger Kardinalfehler*. Doch ich hatte ihn damals mehrfach gewarnt. Auch das mit den begrenzten Juden-Quoten auf den Emigranten-Schiffen hatte ich ihm ein paar Male gesagt.

Mehr konnte ich also im Moment nicht tun. Ich könnte nicht mehr tun, als auf einen erlösenden – oder mich fast zu Tode zerschmetternden – Brief aus Europa warten, einen Fetzen Papier, einen handschriftlichen, erschreckenden Tinten-Wisch: *Mariella, wir sind alle vier deportiert worden, und vegetieren in einem Lager für Juden unserem Tod entgegen. Es sieht nicht gut aus.*

\*\*\*      \*\*\*      \*\*\*

Wie liebend gerne wäre ich doch sofort mit einem der unzähligen Fahrstühle in Blitzgeschwindigkeit auf das *Empire State* hochgefahren, und hätte, zärtlich mit Gerlinde in den Armen, auf den *Big Apple* geblickt, und ihr mit einem strahlend weißen Lächeln ins Gesicht gesagt: „Gerlinde, ich liebe dich geradezu abgöttisch, aber wir werden *nie* heiraten können. Trotzdem haben wir es geschafft, wir werden nun *weltberühmte Künstlerinnen* werden, ich komme nach *Hollywood*, du betrittst nun die großen Gesangsbühnen Amerikas, und unsere Wege könnten sich, berufsbedingt, kurzzeitig sogar trennen. Aber nicht für immer.

Stattdessen fuhren wir drei, Alfons Beltreter, Gerlinde Hovenspree und Mariella Weiszbaum, mit zwei an den Rand vollgestopften *Yellow Cabs* in Richtung der *Washington Heights*.

Wegen einer Straßenbaustelle war die Schnellstraße in Richtung Norden, am Hudson River entlang, für einige Tage gesperrt. Daher mussten wir eine *Umleitung* fahren, direkt durch das Schwarzenviertel *Harlem* hindurch.

Aus heiterem Himmel traf eine Kugel die Heckscheibe des Yellow Cabs, in dem ich mit Gerlinde saß. Alfons war in dem zweiten New Yorker Taxi. Nur ganz knapp hatte mich die Kugel verfehlt, und nun war ein Loch in der Scheibe! Gerlinde und ich schrien laut auf!

„Damned! *A shooting in Harlem! Fucking 'niggers'!* Can't they rest in their homes instead of making shit on the streets here?!“ Der weiße Taxifahrer brüllte in voller Rage umher, aber er war so etwas anscheinend gewohnt, und reagierte wiederum so etwas von *cool*, dass es mich fast schon wieder beruhigte.

„*Would you please drive a little bit faster?!“* forderte ich ihn umgehend auf. Gerlinde und ich duckten uns, so dass unsere Köpfe unterhalb der Scheiben waren.

„Of course, ladies! You think I myself wanna be shot down by this fucking 'niggers' here!? I have a very nice woman at home, and two small beloved children! – Now, we'll escape out of this here very soon...“ Er gab Vollgas, überfuhr sogar eine rote Ampel, aber so gekonnt, dass wir an der Straßeneinmündung keinerlei andere Autos rammten. Die Schießerei ging trotzdem weiter, wir hörten wieder Schüsse, aber sie entfernten sich, zum Glück.

Unser Adrenalinpegel sprang auf Maximum. *Bei Adonoi, hatten Gerlinde und ich Angst!*

„Ladies, I give you a good tip for the next trip downtown to Manhattan. *Please take the subway*, and don't walk inside of Harlem! DON'T DO SO! It is very, very dangerous there, you know! All the *rivalizing gangs* on the streets here... You will get into *life danger!* Especially *white* people in Harlem aren't well-wanted guests. So, please take the *subway!* And it's cheaper as a Yellow Cab. Well, I am a taxi driver, but in this case I'll relinquish further trips with you, *due to your security.* You both are *too beautiful* as to be shot down so shortly after arriving!“

Er schmunzelte. Sein fast schon britischer Humor rang mir jetzt auch ein kurzes Lächeln ab. Gerlinde schlug ihr Herz bis zum Halse, das spürte ich. Ihre Augen waren weit aufgerissen vor Angst, aber sie ging schon wieder in Deckung.

„Very nice that you think also about our security.“ warf ich kurz ein.

„Nevertheless – otherwise, *I myself* would be killed, or perhaps *you*, and *my fee would be gone!*“

Er lachte schnippisch und rückte seine dunkelblaue Baseballkappe zurecht.

Ich verstand seinen makabren Witz sofort. Anscheinend waren die Leute in New York so einiges gewohnt. Auch der relativ freizügige Schusswaffengebrauch in den USA war für mich etwas ganz Neues.

„Well done!“ lobte ich den Fahrer. „Well, our tip will be a little bit higher as usual.“

Ich hatte ihm zu erkennen gegeben, dass unser Trinkgeld dankenswerter Weise höher ausfallen würde als sonst.

„Thanks. – *You are Jewish??* Mostly all passengers who want to move to the Washington Heights are *jews*. From which European country do you come? *Germany?? Deutsches Reich??*“

„Yes, all right. So you have identified our German accent?“ antwortete Gerlinde, aus ihrer Deckung.

„Gerlinde, kannst hochkommen, wa. Wir wurden als *Deutsche* identifiziert. *Tarnung aufgefliegen, wa!*“ Gerlinde lachte wie ein Kind, etwas schüchtern, und reckte sich wieder auf.

„Yes. We come from *Berlin*, the capital of the 'Deutsches Reich'.“ erwiderte ich zustimmend.

„If I wouldn't be born as a New Yorker, I probably *wouldn't* hear where you come from exactly. But I myself am living for over *thirtyeight years* in New York. Therefore, shouldn't I check at a glance where all my passengers from overseas come from? *Shouldn't I?*“

Er lachte sich eins. Wie schnell er von dem „Fluchtmodus“ in der Schießerei wieder auf „normal“ umschalten konnte! Das imponierte mir, seine amerikanische Gelassenheit, fast schon wie John Wayne.

„O yes, *you should*, of course!“ meinte ich sofort.

„Well. You are very glad to be escaped from this damned Adolf Hitler! *Did you see him in Berlin?*“

„Not personally.“ sagte ich. „But my former German friend *Isolde* watched him personally in 1933, when Hitler was voted to the new president of the 'Deutsches Reich'. For me, this was absolutely horrible!“

„*For me, too!*“ antwortete Gerlinde sofort danach.

„I don't understand why such a terrible dictator isn't shot down at once, in your country! Please tell me – aren't there enough tough counterstriking fighters in the 'Deutsches Reich'?! Now, this Hitler is further on the table since six years, and nobody succeeded in killing this FUCKING, FUCKING GUY!“

„I think *there are* some counterstriking guys, but too less, due to my opinion.“ meinte ich.

„If I would live in YOUR country, I'll take a good gun and make simply BANG, you know?! One, two or three well targeted shots, and then this fucking type would be kicked away immediately into the BEYOND!“

Wir beide mussten heftig und herzlich lachen, weil der Taxifahrer wirklich die für die USA so typische *Wildwest-Mentalität* hatte, von der mir Esther an Bord der *New York* erzählt hatte.

„O yes, you are right! Regrettably, I think that this Adolf Hitler may be *too tricky!* He has very versed people, soldiers and counselors around who inform him very quickly when danger is in progress.“ erläuterte ich weiter.

„Well, I am sure that you could be right.“ Er machte eine kurze Sprechpause. „You'll meet a lot of other jews in *Washington Heights*. I'm sure that you'll have very much stuff to talk about next days, and weeks. And we have over *one thousand* synagogues in New York City! Well, our town might be a paradise for you. New York City is a very, very Jewish town. I think that you've made the right choice. A little bit expensive, *but the Big Apple always is the right choice.*“

Ich merkte, dass der alteingesessene New Yorker Taxifahrer sehr stolz auf seine Stadt war.

„We both, Gerlinde and me, are very glad to live now in Manhattan. I'm the singer and dancer *MARIELLA Weiszbaum* from Berlin, and my girl-friend names *Gerlinde Hovenspree*, even a very talented singer and dancer. We'll take our chance at the Broadway dancing schools!“

„*Hey!* Why didn't you tell it earlier to me? *Do you have a card?*“

„No. But I'll write you my adress and phone number on a sheet of paper, so you can contact us later.“

„Maybe you will be guest in a radio or TV show here, or be broadcasted otherwise. I'll guess that you both could be very famous in future. Or you'll move to Hollywood?? *Keep eyes and ears open!*“

„Yes, we'll do so.“

Wir näherten uns den Backstein-Wohnblöcken, in den denen wir die nächsten Zeit wohnen würden. Gegenüber unserer prachtvollen „Villa Wolowicz“ waren diese Blöcke hier eher trist und öde, aber ich sagte nichts. Ich war froh, ein festes Dach über dem Kopf zu haben, und dass ein paar Geschäfte in der Nähe waren. Wir waren bereits an einigen vorbei gefahren, sogar an einem, das *koscher* war, laut seinem großen Straßenschild.

Aber es würde sich bestimmt auch ein kleiner Park in der Nähe befinden, wo wir uns am Ufer des Hudson River entspannen könnten... mit Blick auf *New Jersey* und *Albert Einstein*...

Als wir mit beiden Taxis vor einem der etwa vier- bis fünfstöckigen Backstein-Wohnblöcken angekommen waren, fühlte ich mich, trotz der etwas nicht so ästhetischen Umgebung, sofort heimisch, wahrscheinlich wegen der vielen anderen Juden rund herum.

\*\*\*      \*\*\*      \*\*\*

Nun waren wir also angekommen, in einem Juden-Ghetto nördlich von Harlem, dem gefährlichen Stadtteil Nord-Manhattans.

Wir luden die unzähligen Koffer aus und gaben beiden Taxifahrern ein saftiges Trinkgeld. Sie hatten es sich redlich verdient. Wir klingelten an der Haustür, und wurden sehr freundlich von einer Frau mit olivgrüner Haut, mittellangen, dunklen Haaren und orientalischem Gesichtsausdruck empfangen, welche uns auf Englisch, Hebräisch und Jiddisch begrüßte.

Wir redeten auf Jiddisch weiter, Gerlinde und ich, während Alfons, logischerweise, das Englische beibehielt.

Alle drei eilten wir die Treppe hoch in den dritten Stock, ohne Fahrstuhl. Aber das wäre natürlich zu viel verlangt gewesen.

Ich unterschrieb den Mietvertrag für unsere kleine Dreizimmerwohnung. Sie war sauber, hatte eine kleine Küche, ein Bad, und ein Etagen-WC. Immerhin war im Bad eine *Dusche mit fließend Warmwasser*, und sogar ein *Elektroherd!* Und es gab einen Sicherungskasten mit Schraubsicherungen...

Gemessen am Standard von verlotterten Berliner Altbauten war das hier sogar besser!

Und wenn wir später berühmt wären, könnten wir uns ja immer noch nach einem kleinen Häuschen in Brooklyn umsehen, oder wenn es ganz hoch käme, sogar eines der sündhaft teuren *flats* inmitten von Manhattan beziehen, mit Blick auf den *Central Park!*

Frau durfte sich ihre Träume niemals nehmen lassen – denn:

*Bleib dir immer selbst treu, in allen Zeiten.*

\*\*\*      \*\*\*      \*\*\*

Die nächsten zwei Tage waren wir drei mit dem Auspacken unserer vielen Koffer beschäftigt. Danach räumten wir alles in die einfach möblierten, aber sehr sauberen Zimmer ein.

Jeder von uns hatte ein etwa sechzehn Quadratmeter großes Zimmer, mit einem Bett, einem kleinen Tisch, zwei Stühlen und einem großen Schrank. Dass Gerlinde und mir ein einziger Schrank natürlich viel zu wenig war, stand wohl außer Frage. Und natürlich stand in jedem Zimmer ein *siebenarmiger, goldener Menora*, für den Schabbat. Ich fühlte mich sofort an das heimelige Lichteranzünden aus meiner frühen Kindheit erinnert, als mich mein Vater Gurion auch einmal eine Kerze anstecken ließ.

Doch diese Zeiten waren für immer vorüber, sie existierten nur noch in meiner Vorstellung, aber dafür umso intensiver. Shakespeares Sommernachtstraum, die Zugfahrten im Winter unter dem strahlend blauem Himmel, und Valeries Hagebuttentee. Meine ersten, guten Tanzschuhe, mein erster öffentlicher Gesangsauftritt in Breslau, mein erster Kuss mit Alfons im Hinterzimmer des „Weißen Schwan“, der Umzug nach Berlin, für den ich so hatte kämpfen müssen.

Das umstürzlerische Jahr 1933, die sanfte Gerlinde, Augustins beste Scherze, Isoldes 'germanisch' angehauchte Anmerkungen zur Olympiade 1936, die Texte auf den Aufklebern gegen uns Juden... Nur meine geliebte Valerie hatte später die Villa Wolowicz *nie* betreten...

Wie verrückt suchte ich mein erstes Tagebuch.

*Doch es war weg!!*

„*Gerlinde, mein erstes Tagebuch ist weg! Spurlos verschwunden!* Da stand alles drin, bis zu unserer rasanten Taxifahrt zum Hamburger Hafen. – Mein zweites Tagebuch ist noch da, da steht alles drin ab unserer Überfahrt hierher, nach New York. – *Das gibt's doch gar nicht! Es ist weg, einfach weg!*“ heulte ich. „Meine ganzen Erinnerungen, die ich im Deutschen Reich aufgeschrieben hatte – *alles weg!*“

Gerlinde umarmte mich liebevoll, und sagte ganz sanft: „Vielleicht soll es ja so sein, dass du deine unheilvolle, dunkle Vergangenheit vollständig hinter dir lässt, und einen *ganz neuen Beginn* in Amerika machst.“

Wahrscheinlich traf es mich deshalb so hart, weil meine ganzen Kindheitserinnerungen darin aufgezeichnet waren, und ja jetzt alles unwiderruflich zerstört war: Mein Geburtshaus, Gurions Edelmetallgroßhandlung, und der große Spiegel, vor dem ich zu Hause immer getanzt hatte.

Aber die Briefe meiner Eltern an mich waren zum Glück noch alle da, und auch die alten Photos von Amelia, Gurion, Myriam und Benjamin. Also war nicht alles von meiner Familie weggekommen.

Nur gab es in der Tat *keine einzige Ton- oder Filmaufnahme* von einem meiner Auftritte, absolut nichts. Derartige Aufnahmen waren damals eben noch relativ aufwendig und teuer. Aber ich hatte *einmal* „live“ im deutschen Radio gesungen, mit Flügel-Begleitung meines damaligen Musiklehrers, unter meinem vollständigen Namen Mariella Weiszbaum, es war etwa Ende April 1930.

Ich interpretierte das romantische Volks- und Kunstlied „*Der Lindenbaum*“, auch bekannt als „*Am Brunnen vor dem Tore*“, von Wilhelm Müller und Franz Schubert, als ich noch ganz jung war, mit zwölf Jahren. Der damalige, sehr nette ältere Herr in der Rundfunkanstalt war ganz angetan von mir! Auch hier existierte wohl keine Aufzeichnung.

Aber ich hatte damit eigentlich schon gehörig *Reklame* für mich gemacht, als Kind, ohne es zu wollen. Mein späterer Künstlernamen MARIELLA war ja gleich geblieben. Ich hatte völlig vergessen, Euch das mit dem Radiosender mitzuteilen.

Nun erfolgt es nachträglich für Euch über mein zweites Tagebuch, das ausschließlich auf der *New York* und in *New York* verfasst wurde.

<sup>0</sup> Quelle: dito Kapitel 4 (NS-Dokumentationszentrum München/April 2017)

<sup>1</sup> Quelle: siehe auch <http://yiddish.forward.com/> (12. Juni 2017)

<sup>2</sup> Quelle: <http://ldn-knigi.lib.ru/JUDAICA/Herzl-Judenstaat.pdf> (12. Juni 2017)

<sup>3</sup> Quelle: <http://www.judentum.net/religion/homosexualitaet.htm> (12. Juni 2017)

\* Quelle: <http://www.juedische-allgemeine.de/article/print/id/12011> (13. Juli 2017)

## Kapitel 17

Nachmittags um ein Uhr, am 1. September 1939, kam dann die völlig wahnsinnige Hiobsbotschaft aus dem Radio, welche uns alle förmlich von den Stühlen riss, vor allem Alfons, unseren „Piano-Fonsi“. Der Einfachheit halber habe ich den Text übersetzt in mein zweites Tagebuch geschrieben:

*„Adolf Hitler, der Reichskanzler des Deutschen Reiches in Europa, hat heute Vormittag, am ersten September 1939, um 5:45 Uhr mitteleuropäischer Zeit Polen überfallen.“*

Es folgte ein kurzer Ausschnitt aus der Original-Aufzeichnung von Hitlers Rede aus dem Berliner Reichstag vom 1. September 1939, mit seiner *Kriegserklärung an Polen*, wo er mit seiner scharfen, eindringlichen Revolverschnauze verkündete:

*„[...] Polen hat heute Nacht zum ersten Mal auf unserem eigenen Territorium auch mit bereits regulären Soldaten geschossen. Seit 5.45 Uhr wird jetzt zurückgeschossen! Und von jetzt ab wird Bombe mit Bombe vergolten! Wer mit Gift kämpft, wird mit Giftgas bekämpft. Wer selbst sich von den Regeln einer humanen Kriegsführung entfernt, kann von uns nichts anderes erwarten, als dass wir den gleichen Schritt tun. Ich werde diesen Kampf, ganz gleich, gegen wen, so lange führen, bis die Sicherheit des Reiches und bis seine Rechte gewährleistet sind. [...]“*

Der amerikanische Radiomoderator fuhr fort:

*„Die deutsche Wehrmacht hat Polen ohne Kriegserklärung überfallen. Laut Reichskanzler Adolf Hitler ist der Angriff eine Verteidigungsaktion des Deutschen Reiches gegen einen Angriff von polnischer Seite. Diese Information stützt sich auf den Sender Gleiwitz, der den Angriff Polens auf das Deutsche Reich am Vorabend des 31. August 1939 bestätigt hatte. Die Mobilmachung der Deutschen Wehrmacht ist nun im vollen Gange. Frankreich und Großbritannien fordern den sofortigen Rückzug der deutschen Truppen innerhalb von zwei Tagen. Die Vereinigten Staaten von Amerika verurteilen diese Kriegshandlungen, behalten sich aber zukünftige militärische Interventionen vor. – Und nun zum Baseball...“*

„Das ist doch Wahnsinn!“ sagte ich kurz. „Das Deutsche Reich wird in einem neuen Krieg hineingezogen. Ich habe das immer geahnt, und nun hat es sich bestätigt.“

„Hoffentlich kann ich hier in Übersee nicht mehr von der Wehrmacht eingezogen werden!“ stöhnte Alfons.

„Kannst ja wieder mi'm Dampfer zurückfahr'n und dir freiwillig zur Mobilmachung in Berlin melden, wa!“ rief Gerlinde aus, natürlich sehr ironisch.



„Also, mal ganz ehrlich, auch wenn ich Deutscher ohne jüdischen Hintergrund bin, also sozusagen ein 'Arier', habe ich kein großes Interesse, unter dem Oberbefehl eines *Adolf Hitler* zu dienen. Wer weiß, was der noch so alles anzettelt, dieser Schnauzbarträger aus Braunau am Inn.“

„Na, dann pass ma bloß uff, dat sich hier keen elendijer Jestapo-Spitzel im Haus einjenistet hat, unter falscher jüdischer Flagge!“ fuhr Gerlinde fort. Sie blühte in dem nun ganz jüdisch geprägten Umfeld erstaunlicher Weise total auf. Ihre jüdische Abstammung, seitens ihrer Großeltern, kam jetzt anscheinend doch zum Tragen...

„Wenn hier eener meent, er müsst sich als oller Schnüffler markieren, dann mach'n ma den aber fertich!“ jubilierte Alfons. „Ihr beide ruft dann eure Rabbis, unsere Vermieterin, und vielleicht sogar noch 'n Bürgermeister von New York, wa, und dann brandmarken wa den als *Ober-Nazi*, bissa tot umfällt!“ schlug mein „Piano-Fonsi“ vor.

„So jemand hat hier in New York keine Lobby, keinen Rückhalt. Ich hoffe es wenigstens...“ meinte ich.

„Also, wenn hier 'n echter Nationalsozialist unterjetaucht sein sollte, dann wirda eher nicht aufmuck'n, sondern sich wohl fasteckn. Ick gloob kaum, dit hier eener 'n großen Macker markiert, als Missionar für den braunen Adolf.“ fuhr Alfons fort.

„Dieser dubiose, übergriffige 'Karl', dem ich auf dem Schiff einen gehörigen Stoß in seine *fucking Eier* verpasst hatte, war wahrscheinlich so ein 'Nazi-Flüchtling!'“ stellte ich fest. Gerlinde und Alfons lachten schallend.

„Über was lacht ihr denn so??“

„Über dein *fucking!*“ antworteten beide im Chor.

„Wenn de dit so saachst, dann klingt dit irjendwie ooch janz niedlich. Also, it klingt nich so brachial wie von dem Taxenfahrer von neulich, diesem '*Yellow Cab driver*', sondern irjendwie..., na ja *süß*, ebend!“

Ich musste schon fast über mich selbst lachen. Wahrscheinlich lag es an der Mischung aus Deutsch *und* Englisch. Hätte ich den ganzen Satz auf Englisch gesagt, hätte er wohl anders gewirkt.

„Jetzt wollt ick nachher anstoßen auf uns alle, un jetzt zettelt der Hitler 'n neuen Kriech an! Dit jecht ja oof keene Kuhhaut, Mann!“ Alfons verfiel fast schon ins Fluchen.

„Jetzt wird nicht geflucht.“ ordnete ich an. „Nachher schauen wir, dass wir in einem der Läden im Viertel 'n Flasche Sekt oder Wein kriegen, und dann stoßen wa trotzdem auf uns an, und auf unsere neue Wohnung! Ich scheid auf diesen verfluchten Hitler und seinen verdammten, neuen Krieg!“ grenzte ich mich gnadenlos vom dem 'Führer' der schwarz-weiß-roten Deutschen ab.

„Jawoll! Mach'n wa! Jebongt. – Jetzt fluchste ja selber!“ meinte Alfons zu Recht.

„Ick meen ooch, dat wa uns von so 'nem verrückten, stinkbraunen Kriecheffetischisten keenen Strich durch die Rechnung machen lassen sollten, nich wahr? Schließlich sin wa ja hier in Sicherheit, *weit, weit wech vom Kriecheffeschehen*. – Holen wa uns nachher 'ne schöne Pulle, und dann...“

Gerlinde kam jetzt so richtig in Fahrt. Was unterschied eigentlich koscheren Wein, also *jájin kasché*, genau von „normalem“ Wein, also *jájin stam*? Mir war der Unterschied nicht klar, es hatte mir nie jemand erklärt, eine meiner Wissenslücken. Aber es gäbe bestimmt ein Geschäft für Juden

in den Washington Heights, wo nur *rein koschere* Produkte angeboten würden. Dann könnten wir nichts falsch machen, insbesondere, wenn andere Mitjuden zu unserer kleinen Feier dazustoßen würden.

Egal, ob nun „fleischig“, „milchig“, „parve“ oder *Super-Koscher*, also *Koscher leMehadrin*: Die Vorschriften in Bezug auf koscheres Essen waren wirklich eine Wissenschaft für sich.

\*\*\*      \*\*\*      \*\*\*

Es kamen in der Tat noch einige andere Mitjuden und Mitjüdinnen zu unserer kleinen Feier. Sie fragten mich natürlich gleich, ob der Wein denn auch koscher sei. Heilfroh bejahte ich das, denn ich wusste, dass viele Juden Wert auf ihre Traditionen und Gesetze legten.

Vorsorglich hatten wir gleich drei Flaschen geholt, ein größeres Paket Matze und noch ein paar andere Kleinigkeiten, wie Oliven, Lachs-Bagel, Falafel und Schafskäse.

Zum Glück hatten wir zwei frischgebackenen New Yorkerinnen und mein New Yorker alias „Piano-Fonsi“ keinen Fehlstart hingelegt, und Alfons wurde als deutscher, nichtjüdischer Pianist akzeptiert. Das alles interpretierte ich als ein sehr gutes Omen.

Wir bekamen doch tatsächlich von einem schon etwas älteren, vornehmen jüdischen Herrn aus dem Nachbarhaus vier schöne *Mesusot* samt inliegendem, bereits vom *Sofer* beschriebenen Pergamenten für die Haustüre und die drei Zimmertüren geschenkt. In der säkularen Tradition war dies für eine Wohnungseinweihung durchaus üblich.

Diese schräg hängenden Schriftkapseln für die Türpfosten dünkten mir als Ritualgegenstände zum Schutze der Wohnung, und zur ständigen Erinnerung der Bewohner an die Tatsache, dass nur *Adonoi* die Dinge gerade richten konnte – und alles, was Menschen taten, immer „schräg“ und unvollkommen bleiben würde. Die geforderte Demut gegenüber dem Schöpfungsbewusstsein gefiel mir, wo sich doch gerade in Europa und Russland ein selbtherrlicher Tyrann nach dem anderen etablierte, ohne Rücksicht auf Verluste.

In einem traditionellen jüdischen Haushalt befand sich an jedem Türrahmen der Wohnung eine *Mesusa*, außer am Badezimmer, dem WC, an Kellertüren und Abstellräumen.

\*\*\*      \*\*\*      \*\*\*

Am übernächsten Morgen, dem dritten September 1939, unternahm ich nach dem Frühstück alleine eine Fahrt mit der *MTA New York City Subway*, der New Yorker Untergrund-Bahn, Richtung Downtown.

Die erste Linie der *Subway* war bereits am 27. Oktober 1904 eröffnet worden. Die U-Bahn des „Big Apple“ war eine der ältesten der Welt. Ich hatte auf meinem heutigen „Alleingang“ bestanden, und Gerlinde fest versprochen, das Empire State auf keinen Fall ohne sie zu besichtigen.

Mein Ziel war der südliche Teil des Broadway, samt dem berühmten *Times Square*, und ich würde den Broadway noch ein bisschen Richtung Norden gehen, zu Fuß, bis zur nächsten Subway Station.

Dann würde ich spontan *Mr. Gewurtzman* einen Besuch in seinem Wolkenkratzer oder Hochhaus abstatten, sofern er denn überhaupt anwesend wäre, ohne Termin, mit seinem wohl tollen Blick auf den wundervollen Central Park...

So stieg ich an der 42<sup>th</sup> Street an der Subway-Station *42<sup>th</sup> Street-Times Square/Broadway-7<sup>th</sup> Avenue* aus und bewunderte die vielen, bunten hektischen Leuchtreklamen am sehr umtriebigen *Times Square*. Das bunte Reklame-Geflacker erinnerte mich sofort an meine Kindheit in Berlin.

Städtebaulich war New York dagegen eher eine ziemliche Sünde – hier war alles wild durcheinander gewürfelt, alt und neu, kleine, gotische Kirchen neben monströsen Wolkenkratzern, historische Gründerzeitgebäude zwischen moderne Büro-Hochhäuser gequetscht, alter Backstein und Art Déco bzw. Jugendstil versus moderne, glatte Fassaden.

Aber das generierte wiederum eine Art von *Kreativität* – es war einfach „unspießig“. Schöne, grüne Parks lockerten das Ganze auf. Ohne diese schönen Oasen wäre die „Steinwüste“ mit ihren „Steinschluchten“ wahrscheinlich auf Dauer völlig unerträglich...

Als ich den New Yorker Broadway mit seinen teilweise recht modernen Gebäuden entlang schritt, schauten mir bestimmt zwei Dutzend Männer, und übrigens auch zwei Frauen, höchst interessiert nach, die anscheinend in meiner Aura sahen, oder ahnten, dass mir noch Großes bevorstünde.

Es war mehr als eine reine sexuelle Begierde; ich konnte das inzwischen auseinanderhalten, wie der Fokus eines Mannes oder einer Frau auf mich einwirkte. Primitive Schwanzgesteuertheit fühlte sich anders an, als wenn jemand auch Interesse an meinen Gefühlen und gedanklichen Vorlieben hatte.

Mein weißes Kleid flatterte unschuldig im Wind, und meine mittelhohen, ebenso weißen Sandaletten klapperten aufsehenerregend auf den grauen Steinplatten. Klappern gehörte eben zum Geschäft...

Ein Musicaltheater nach dem anderen gab sich hier die Hand, ich machte einen kurzen Abstecher in die 42ste Straße, die „Theater Street“. Ein Gefühl von Erlösung durchflutete mich. Endlich wäre wieder ein zensurfrees Auftreten möglich! *Mr. Gewurtzman* würde mir sicherlich eine Empfehlung für eine der unzähligen Musical-Schulen vermitteln, und Kontakte zu wichtigen Juden, die in New York etwas zu sagen hatten, sozusagen „Schlüsselpositionen“. Ohne Kontakte nützte einem das beste Talent nichts; ich brauchte zudem also auch *Glück*, und die Gabe, *zum richtigen Zeitpunkt am rechten Ort* zu sein. Das konnte ich auch mit dem Begriff „Schicksal“ benennen.

Wer konnte schon in Adonoi Karten schauen? *Eigentlich niemand!*

Vermischt mit einer plötzlichen inneren Leere und Unsicherheit, was denn nun mit meiner Familie in Polen los war, kaufte ich später im *Woolworth*, einem Kaufhaus, das wegen seiner sehr günstigen

Preise für frisch eingetroffene Immigranten attraktiv war, einige Kleinigkeiten ein. Es war auch ein bisschen Toffee dabei, sowie einige Süßigkeiten.

Zum Glück hatten wir tatsächlich eine Art finanzielle „Starthilfe“ bekommen, aber Luftsprünge waren damit keineswegs möglich, sondern nur die nötigsten, alltäglichen Besorgungen.

Im Theaterviertel in Midtown Manhattan am Times Square, zwischen der 41. und 53. Straße, gab es etwa vierzig große Theater, und etwa 1500 Off-Broadway- und Off-Off-Broadway-Aufführungen pro Jahr in kleineren Theatern. Aufgrund seiner pompösen Beleuchtung wurde der Broadway auch *The Great White Way* genannt – Originalton Esther Haarmelin.

Der Broadway war *der* Testlauf für alle angehenden Stars und Starlets. Entweder frau – oder man – stürzte ab, *game over*, oder eine Initialzündung erfolgte, die auch den Weg zur Filmindustrie Hollywoods ebnete konnte, perfektes Aussehen und hohe schauspielerische Begabung natürlich vorausgesetzt. Letzteres könnte ich ja noch weiter ausbauen...

Ich rechnete mir aus, dass alles, was am *Broadway* Erfolg hätte, es später auch als *Verfilmung* nach *Hollywood* schaffen könnte. Was im Deutschen Reich mit der UFA gescheitert war, würde jetzt vielleicht in Los Angeles klappen. Ohne zu übertreiben und allzu selbstsüchtig zu sein, wusste ich um mein großes Potential.

*Jetzt bräuchte ich „nur“ noch das entsprechende Quäntchen Glück...!*

Vorbei an lauter dampfenden, qualmenden Straßengullys, Unmengen von fahrenden Yellow Cabs, fein angezogenen Männern in leichten Anzügen, und gehoben-modischen Frauen stolzierte ich jetzt begeistert die Nobel-Einkaufsmeile der 5<sup>th</sup> Avenue entlang, wie eine junge Dame von Welt.

Mein Mund blieb vor Staunen fast immer offen. Der atemberaubende, funkelnde Schmuck bei *Tiffany & Co.*, dem Nobel-Juweliergeschäft in der 727 Fifth Avenue, entzückte mich zutiefst, vor allem der goldene. Der griechischer Titan *Atlas* trug hier eine Wanduhr anstatt einer Weltkugel, was eigenartig anzusehen war.

Das Luxus-Geschäft *Prada*, das schon seit 1913 im Geschäft war, hatte unglaublich chice, hohe Nobel-Pumps im Schaufenster, mit golden-glitzernden Elementen, hochglänzend, und Handtaschen, die wirklich ihresgleichen suchten. Mit solchen Schuhen würde ich später vielleicht die Welt erobern... Als ich auf die Preisschilder schaute, fiel ich fast in Ohnmacht. Die Preise waren alle ab 300 bis 400 US-\$ aufwärts! Unter 250 Dollar war praktisch nichts zu haben.

Den nun folgenden Highclass-Juwelier *Piaget* gab es bereits seit 1874, und im Luxus-Laden von *Elisabeth Arden* sprühte ich mir probeweise einige wohlriechende Parfums auf meinen Handrücken. Ich konnte auf einmal nachvollziehen, warum diese Meile ein Einkaufsmagnet für wohlhabende Damen und Herren war – es war einfach Top-Qualität, und sah alles super-edel aus!

Aber ich musste mich leider wieder losreißen! Auch wenn ich liebend gerne Schuhe, Schmuck und feinste Kleider für mehrere tausend Dollar eingekauft hätte – wenn ich das Geld denn gehabt *hätte* – kam immer wieder ein neues Nobel-Geschäft, und meine Augen wurden immer größer.

Ich hatte vorher gar nicht gewusst, dass New York City auch solch sündhaft teure Einkaufsstraßen beherbergte.

Nun kam ich auf der Höhe der 59<sup>th</sup> East Street vorbei, wo sich die südöstliche Ecke des Central Parks befand. Es war sehr angenehm, in die große, grüne Lunge von Manhattan einzutreten. Nur noch gute dreihundert Meter trennten mich von Mr. Gewurtzman, im Büro „seines“ mutmaßlichen Wolkenkratzers. Wie hoch das Gebäude, in dem er seine Geschäfte mit den Künstlern führte, wirklich war, wusste ich nicht.

Sehr gut gelaunt ging ich einen Fußweg entlang, der im Park parallel zum – im Moment nicht befahrenen – *East Drive* verlief, und machte einen Abstecher zum *Pond*, einem netten See im Central Park, und zur sehr beschaulichen *Gapstow Bridge*. Die Enten und Schwäne waren hier genauso vorhanden wie in Berlin, ihr New Yorker Geschnatter sprach die gleiche Tiersprache wie im Deutschen Reich. Aber hier gab es *Platanen*, welche in Berlin nur sehr vereinzelt vorkamen.

Direkt gegenüber ragte das vornehme sehr teure *Plaza*-Hotel auf, es hatte bestimmt an die fünfzehn Stockwerke.

\*\*\*      \*\*\*      \*\*\*

Mr. Gewurtzman hatte sein Büro in einem vielleicht 16 bis 18-stöckigen, sandfarbenen Gebäude, aber es war kein klassischer Wolkenkratzer, in der Nähe der Ecke 5th Avenue/East 64th Street.

Ich musste unten an einer Art männlichen „Concierge“ vorbei, so hießen die Haushüterinnen jedenfalls in Frankreich, mein Name wurde registriert, und fuhr dann mit einem nüchtern ausgestatteten Fahrstuhl in den sechzehnten Stock.

Auf dem Schild zu seiner Firma stand „*Artist Agency – Samuel Gewurtzman*“, übersetzt hieß das „Künstler-Agentur“.

Als ich in das noble, sehr ansprechende Büro kam, das ganz in Weiß-Gold gehalten war, landete ich erst einmal bei einer Sekretärin, welche mich gleich abwimmeln wollte, da ich keinen Termin hatte. Als ich aber hartnäckig blieb und ihr die weiß-goldene Visitenkarte mit seiner persönlichen Unterschrift zeigte, fast schon gleich einem Autogramm, ging sie in sein Büro und fragte ihn.

Ich erkannte sofort seine sonore Stimme. Im Folgenden gebe ich das ausschließlich englischsprachige Gespräch übersetzt wieder. Da im Englischen alle Anreden mit „you“ stattfanden, war das „you“ von Mr. Gewurtzman nicht als das klassische „du“ wie im Deutschen zu verstehen, sondern durchaus auch als ein „Sie“.

„Verehrte Miss Weiszbaum, Mr. Gewurtzman wird Sie in etwa einer Viertelstunde empfangen. Da er Sie schon persönlich kennt, dürfen Sie ausnahmsweise auch *ohne* vereinbarten Termin zu ihm.

Für das nächste Mal würde ich Ihnen aber trotzdem empfehlen, unbedingt vorher anzurufen. Mr. Gewurtzman ist oft außer Haus, und dann hätten Sie nur Ihre wertvolle Zeit vergeudet. Sie haben heute einfach großes Glück.“

Ihr blonder, hyperakkurat geschnittenes Pagen-Topfschnitt und ihre rosa Lippen hatten etwas sehr Braves, das gar nicht künstlerisch wirkte. Die Sekretärin war sehr stark geschminkt, wie eine Porzellanpuppe, und wirkte fast schon etwas künstlich.

Das Edle des ganzen Büros ließ vermuten, dass Mr. Gewurtzman eher an der „upper class“ bzw. *Elite* der holden, darstellenden Kunst interessiert war, was die Photos berühmter Stars an den Wänden auch vermitteln. Auch wenn ich deren Namen noch nicht kannte, so wirkte es doch auf qualitativ und finanziell sehr hohem Niveau. Ich merkte, dass Dilettanten hier sofort hochkant raus fliegen würden.

„Aus welchem Fach sind Sie, wenn ich fragen darf?“

„Gesang und Tanz.“

„Haben Sie studiert?“

„Nein, ich bin... *ein Naturtalent*. Ich bin Deutsche mit polnisch-jüdischer Abstammung, wir sind aschkenasische Juden aus Breslau. Meine Eltern und Geschwister sind aber noch im Deutschen Reich, leider.“

„Da wird es wohl demnächst sehr schwierig werden, noch eine Einwanderungserlaubnis für die USA zu bekommen, wo doch jetzt der *neue Krieg* begonnen hat, vorgestern, mit diesem *abscheulichen Adolf Hitler*...“

„Ja, er ist ein Tyrann, ein Monster, ein unmenschlicher Diktator! Da stimme ich Ihnen voll zu.“

„Sie haben sehr großes Glück, und anscheinend auch großes Talent. Mr. Gewurtzman nimmt nur Leute unter Vertrag, von denen er *wirklich* etwas hält. Wer nichts taugt, hat sowieso keine Chance. Dilettanten fliegen sofort raus. Gehen Sie auf sein Angebot ein. Und seien Sie ja nett zu ihm, auch wenn er manchmal etwas ruppig sein mag. Er hat sehr gute Kontakte zur gesamten Künstlerszene in Manhattan und New York State, und auch wirklich hervorragende Kontakte zur Prominenz.“

„Vielen Dank für den Tipp.“

„Sie kommen aus Breslau, in *Schlesien*?“

„Ja. Ich bin dann mit vierzehn nach Berlin gezogen, und habe dort mehrere Jahre lang privaten Gesangs- und Tanzunterricht genommen, bei sehr professionellen Lehrern. Ein Musikstudium war aber nicht möglich, wegen der Nationalsozialisten. Aber ich habe auch ohne Studium sehr viel Erfolg bei meinen Auftritten in Berlin gehabt. Nach 1933 wurden wir aber zunehmend zensiert, und am Schluss haben wir nur noch auf Deutsch gesungen. Das hat mich total genervt, außer *Over the Rainbow* lief da nichts mehr, in Englisch. Schon durch das Singen in einer *Fremdsprache* geriet man unter Generalverdacht. Sie wissen ja, überall lauernde Gestapo-Spitzel...“

Mit dem Studium hatte ich etwas geflunkert, da ich ja gar keine Hochschulzugangsberechtigung hatte, mit acht Jahren Volksschule! Aber das band ich natürlich niemandem auf die Nase, warum auch?

*Was ich nicht weiß,  
Macht mich nicht heiß.  
Und was ich weiß,  
Machte mich heiß,  
Wenn ich nicht wüßte,  
Wie's werden müßte.*

*(Johann Wolfgang von Goethe/1749 - 1832)*

An ihrem Gesichtsausdruck sah ich sofort, dass sie den Begriff *Gestapo-Spitzel* wohl eher nicht kannte. Sie gab sich aber keine Blöße und überspielte ihre scheinbare Unsicherheit in Bezug auf deutsche Begebenheiten.

„Ja – ja. *Over the Rainbow* mit Judy Garland, der Film ist ja noch brandneu. Als ich sie im Film singen hörte, bekam ich sofort Tränen in die Augen. Judy ist wirklich so wundervoll, so goldig und unschuldig, mit ihren siebzehn Jahren. Sie dürften ja auch in ihrem Alter sein, nicht wahr? Aus ihr wird noch mal was! Sie ist zwar momentan bei *Metro-Goldwyn-Mayer* unter Vertrag... Aber sie ist ja auch keine Jüdin, obwohl MGM ja wiederum einen jüdischen Hintergrund hat, mit Jew Louis Mayer. Wir haben bei uns viele *Juden* und *Jüdinnen* unter Vertrag, aber nicht ausschließlich, wissen Sie. Und nebenan haben wir ja auch gleich die sehr schöne Reformsynagoge, den *Emanu-El Temple*. Sie wurde übrigens bereits 1845 gegründet. Übersetzt heißt *Emanu-El: Gott ist mit uns.*“  
„Ja, ich weiß. Ich werde nachher der Synagoge einen Besuch abstatten. Das trifft sich sehr gut, da meine Eltern, Geschwister und ich auch alle *Reformjuden* sind.“  
„Dann ist ja alles bestens, Miss Weiszbaum.“

Just in diesem Moment ging die Türe auf, und der dicke, potthässliche, aber nette Mr. Gewurtzman mit seiner fetten, klobigen Hornbrille trat aus der dicken, innen mit weißen Polstern schallgedämmten Tür seinen Büros heraus, um mich freudestrahlend mit Handschlag zu begrüßen. Er sah ganz exakt so aus wie auf dem Schiff, aber sein jetziger, grauer Anzug schien noch teurer und eleganter zu sein, als vor ein paar Tagen auf der *New York*.

„Das ist ja absolut wundervoll, dass alles so perfekt geklappt hat! Stell dir vor, du wärest kurz vorher an einem Eisberg im Atlantik abgesoffen... dann wären New York und Hollywood vielleicht bald um eine vielversprechende Kandidatin ärmer. – *Very nice! My Lady, come in, please!*“  
„*Hollywood!?*“ Ich war ganz perplex.  
„Nun, vorher kommt natürlich erst einmal ein umfassendes Vorsingen, Vortanzen, Sprechproben, Gewandtheit auf der Bühne, Lampenfieber-Test, wie viel du maximal auswendig lernen kannst, am Stück... für den Broadway, für's Erste. Wir werden genau dein Profil ermitteln, all deine Stärken und deine Schwächen, und dann sehen wir weiter. – Was mich sofort an dir angesprochen hat, sind dein tolles Aussehen, dein phantastisches Lächeln und deine sehr große Natürlichkeit. Ja, von deinem Lächeln her bist du wirklich genau so bezaubernd wie Judy Garland, aber viel intelligenter, *und mehr sexy!* Kein junges, unschuldiges Schulmädchen mehr. Das sehe ich auf den ersten Blick.“

Ich schmunzelte, da er ja total Recht hatte. Er schien sehr viel Menschenkenntnis zu besitzen.

„Also,“ fuhr er fort, „wir sind eine *Künstler-Agentur*. Das heißt, wir vermitteln dir die ganzen Kontakte zu den Musical-Schulen, zu den Theatern und Musiksälen in New York, später vielleicht auch in den ganzen USA. Wir haben beste Kontakte zum Film, zu Top-Schauspielern in den ganzen Vereinigten Staaten... Und wir verlangen natürlich einen bestimmten Prozentsatz für jeden Umsatz, bzw. jede Gage, die *du* einspielst. Dafür werden wir dich aber exzellent betreuen. – *Sagen wir... fünfzehn Prozent an uns, und fünfundachtzig für dich.*“

„*Vierzehn!*“ verhandelte ich, sehr mutig.

„Jüdische Geschäftsfrau, was?? – Nun gut, vierzehn ist noch in Ordnung.“

„*Dreizehn Prozent!*“ Ich testete Gewurtzman aus, da ich ganz genau wusste, was ich wert war.

„Meine liebe Dame, da kommen wir aber nicht zusammen. Unter vierzehn gehe ich nicht.“

„*Dreizehn komma fünf Prozent!*“

„Dreizehn komma sieben!“

Ich musste fast schon laut loslachen, verkniff es mir aber. Es machte mir Spaß, mit den Männern zu spielen. Sie waren für mich oft wie Marionetten. Inzwischen konnte ich die „Schallmauer“ schon recht gut ausloten – also die Grenze, wie weit ich gehen konnte, ohne ein Scheitern zu riskieren.

„Also gut, *13,7%*. Da kommen wir zusammen, Mr. Gewurtzman.“ verhandelte ich weiter.

„Was war, ähh, ist dein Vater von Beruf?“

„Gurion ist *Edelmetallgroßhändler*. Besser gesagt *war*, da ihn die Nationalsozialisten inzwischen völlig enteignet haben.“

„Mein Gott! Dann ist ja alles klar. Du hast dies harte Verhandlungstalent von deinem Vater geerbt!“

„Es gibt da nur noch ein klitzekleines Problem... ich werde erst am *05. November 1939* einundzwanzig Jahre alt, wegen der Volljährigkeit...“

„Nun gut, das ist überhaupt kein Problem, das datieren wir leicht um, so dass es passt. Wegen dem Finanzamt. Dann ist alles im grünen Bereich. – *Also, es bleibt bei 13,7?*“

„Ja. – O.K.“ Fast wäre es mir gewesen, als hätte ich noch ein paar Zehntel mehr herauschlagen können. Aber ich wollte den Bogen nicht zu sehr überspannen. So etwas konnte ich mir erst leisten, wenn ich später ganz „fett“ im Geschäft wäre.

„Sehr gut, MARIELLA. Ich bin hoch erfreut. Du wirst es keinesfalls bereuen. Meine Sekretärin macht den Vertrag gleich fertig, und du bekommst dann ein Doppel von mir.“

„Sie haben ja einen wunderschönen Blick auf den *Central Park!*“ rief ich aus. „Alles so schön grün!“

„Ja, nicht wahr? Das Büro kostet auch einiges. Nun ja, dann gehe ich mal zu meiner Sekretärin... Dorothee wird alles fertig tippen, das dauert in etwa zwanzig Minuten. Ach ja, schreib mir doch bitte noch deine Geburtsdaten auf, und den genauen Geburtsort. Und die Synagogen, in die du als Kind und Jugendliche gegangen bist. Also nicht alle, *zwei, drei* genügen schon.“

„O.K., mach ich.“ Mr. Gewurtzman schien also doch religiös zu sein, auf jeden Fall zumindest ein Reformjude. Sonst hätte er mich wohl nie nach mehreren Synagogen gefragt...



„Da unten ist der *Central Park Zoo*. Wie schön sich doch die ersten Blätter bereits herbstlich färben, so schön bunt. *Ich liebe den Herbst! Du auch??*“

„Nun, den Frühling und den Sommer mag ich eigentlich lieber, aber...“

„Ach, das ist ja auch Firlefanze. Es tut ja überhaupt nichts zur Sache, welche Jahreszeit du bevorzugst, wenn du auf der Bühne stehst. – *Oder etwa doch??*“ Seine letzte Frage mutete fast schon wie englischer Humor an.

„Nein, natürlich nicht.“ Mr. Samuel Gewurtzman war manchmal schon etwas skurril. Seine britische Herkunft brach da anscheinend durch. Er ging zu seiner Sekretärin und gab ihr alle Daten.

*Zehn Minuten Getippe, und dann war alles war „im Kasten“!*

„So, jetzt bräuchte ich noch *vier Unterschriften* von dir.“ sagte Mr. Gewurtzman, leicht aufgeregt.

„Ich lese mir erst einmal alles genau durch.“ Das war ja auch mein gutes Recht. Schließlich bestand der Vertrag aus mehreren Seiten.

„Typisch Deutsch, aber auch typisch für uns Juden. *Brauchst du noch 'nen Anwalt?* Hier ist das Telephon.“ Er wirkte plötzlich sehr ernst. Das mit dem Anwalt schien wohl durchaus Standard zu sein.

„Ich denke, dass ich es auch ohne Anwalt schaffe.“ meinte ich sehr besonnen. Ich merkte, wie mich die Kraft Adonais beschützte, und musste plötzlich an die vier *Mesusot* in unserer Wohnung denken.

„Nein, ich ziehe niemanden über den Tisch. *Du hast mein absolutes Ehrenwort.* Aber im Löwenkäfig Hollywoods sieht es schon etwas anders aus... da sind nicht alle so korrekt wie ich!“

Er rückte sich etwas verlegen seine Hornbrille zurecht. Manchmal hatte ich den Eindruck, dass ihn meine Schönheit stark anmachte und auch sexuell erregte, er das aber sehr professionell zu überspielen versuchte. Wer weiß, was in seinem Kopfkino so alles im Geheimen ablief!

*„Löwenkäfig Hollywood?!“*

„Nur die ganz Starken überleben. Also überleg's dir gut – sehr gut. Wenn du zu schwach besaitet bist, wird dich der Filmbetrieb dort später völlig zerfetzen, in Tausend Stücke. Ist 'n guter, sehr ernst gemeinter Tipp von mir. – *Kein Scherz.*“ Er wirkte sehr glaubwürdig, aber immer noch mit diesem britischen Touch und seinem leichten Understatement, in seiner ganzen Art.

„Vielen Dank für Ihren Tipp.“ Ich musste sofort an Gerlinde denken. Hollywood wäre nichts für sie. Das wusste ich auf den ersten Blick.

Nachdem ich alles geprüft hatte, und kein eklatanter „Pferdefuß“ erkennbar war, unterschrieb ich den Fünf-Jahres-Vertrag. Somit schienen meine Finanzen für die nächsten Jahre relativ gesichert, sofern denn nicht Gröberes dazwischen käme. Außer vielleicht ein Ortswechsel, Krankheit, oder höhere Gewalt. *Was wäre dann mit Gerlinde? Was war mir wichtiger? Karriere oder Liebe?*

Tausend Gedanken schossen mir durch den Kopf.

Auf einmal wurde mir bewusst, dass Gerlinde und ich, berufsbedingt, vielleicht wesentlich weniger Zeit miteinander verbringen würden – respektive *könnten* – als bisher.

Aber das wäre dann eben der Preis für den Ruhm, meinen Aufstieg, und für die „Bretter, die die Welt bedeuten“.

Ich verabschiedete mich, nahm das Doppel des Vertrags in meiner weißen Handtasche mit, und verließ das Büro wieder. Mir dünkte, dass ich mir in ein paar Jahren vielleicht auch eine so sündhafte Handtasche aus der 5<sup>th</sup> Avenue leisten könnte, und diese *atemberaubenden, goldenen Prada-Schühchen!* Sie sahen aus wie für eine holde Prinzessin! Mein Herz begann sofort, höher zu schlagen. Schöne Kleidung, edler Schmuck und extravagante Schuhe lösten in mir immer wieder sofortige Hormonschübe aus, dies war eben, zugegebenermaßen, eine echte Schwäche von mir...

Und mir schwante, dass der *Emanu-El Temple*, der laut Mr. Gewurtzman ja bereits 1845 gegründet worden war, in Zukunft ein sehr wichtiger Treffpunkt für mich werden würde, sozusagen ein Umschlagplatz für soziale Kontakte aller Art.

\*\*\*      \*\*\*      \*\*\*

In der Tat entwickelte sich in puncto Gesangs- und Tanzkarriere alles bestens für mich. Gerlinde und ich bekamen nach Vorsingen, Vortanzen und Vorsprechen unter sehr strenger Bewertung mehrerer Juroren zwei Plätze an einer der äußerst begehrten *High Class* Musical-Schulen am Broadway, nachdem ich *Gerlinde* auch noch zu Samuel Gewurtzman geschleift hatte.

Anfänglich trat sie etwas ängstlich im Büro auf, und ihren Vertrag las sie gar nicht erst durch. In blindem Vertrauen hatte sie ihn, ohne auch nur einen Deut herunter zu handeln, mit *fünfzehn* Prozent Agentur-Beteiligung unterzeichnet, ohne Kommentar. Mr. Gewurtzman hatte ihr gleich zugezwinkert, was wohl bedeuten sollte, dass er sie nicht gleich feuern würde, wenn sie mal einen Fehler machte, sondern kulant wäre. Das „Oberkommando“ hatte nämlich *er*, und nicht unsere Trainerinnen und Trainer alleine. Das hatte er mir einmal unter vier Augen gesteckt, im Vertrauen.

Das Training in den ersten Wochen war wirklich sehr anspruchsvoll, von der Schnelligkeit und der Hektik noch eine Nummer rascher als im damals eh schon so „zackigen“ Berlin, und es wurde ausschließlich *American English* gesprochen.

Mir schien es so, als ob Gewurtzmans Profi-Lehrerinnen und Lehrer alle „Nieten“ gleich am Anfang aussortierten wollten. Alle Mädchen und jungen Frauen mussten einige Jazzdance-Passagen auch *blind* mit dunklen Augenbinden tanzen, wegen der Körperkoordination, im zweiten Durchgang zusätzlich auf hohen Tanz-Stöckelschuhen.

Sequenzen in Ballettschuhen und Passagen auf Spitze waren eher die Ausnahme; schließlich wollten wir ja nicht „Schwanensee“ oder den „Nussknacker“ interpretieren.

Wer in dem großen Saal gar stolperte oder hin flog, hatte gleich die „Arschkarte“. Manche Kurse bestanden nur aus jungen Frauen und Mädchen, andere waren gemischt, auch mit Männern. Unzählige Blicke fielen auf mich, auch sexuell, und ich musste mich total beherrschen.

Alkohol und zu viel Sex waren eher nicht so gerne bei unseren Lehrerinnen und Lehrern gesehen. Direkt an unserer Schule herrschte sogar striktes Alkoholverbot. Rauchen war zwar erlaubt, aber nur draußen, oder in einem speziellen „*smoker room*“. Ich rauchte nicht; Gerlinde dagegen schon. Wahrscheinlich hatte sie wegen dem hohen Stress mit der Qualmerei angefangen. Letztendlich war ich froh, nicht dieser teuren Sucht erlegen zu sein.

In recht kurzer Zeit musste jedes der Mädels einen etwa einseitigen Liedtext auf Englisch auswendig lernen und ihn schon am nächsten Tag möglichst ambitioniert, und idealerweise ohne Textfehler vorsingen.

Es wurde zudem verlangt, Lieder in mehreren Sprachen zu singen. Dabei erwies sich die Kulanz unserer Lehrerinnen und Lehrer, oder Coachs, jedoch am größten. Ganz akzentfrei ging es natürlich nicht, aber das wurde – *ausnahmsweise* – akzeptiert. Jedoch wurde uns allen gesagt, wir sollten uns auf Schellackplatten französische, deutsche oder spanische *Originalversionen* anhören, um die Fremdsprachen später möglichst akzentfrei singen zu können.

Wer kein Trichtergrammophon zu Hause hatte, konnte in der Schule in drei speziellen Hörräumen ausländische Texte nachsingen und üben. Meistens übten mehrere Mädels gleichzeitig – logischerweise dasselbe Lied, und meistens unisono.

Wer sich dann insgesamt doch als zu schlecht und zu wenig leistungsfähig erwies, wurde gnadenlos gefeuert! In den USA herrschte die sogenannte „hire and fire“-Mentalität, und sie machte auch vor dem professionellen Kunstbetrieb nicht halt.

Mir wurde erst jetzt bewusst, wie talentiert ich eigentlich war. Gerlinde musste sich ganz schön ranhalten, es war weniger wegen der Sportlichkeit, als wegen der Tatsache, auf zu harsche Kommandos und Anweisungen der Trainerinnen und Trainer nicht gleich eingeschnappt und heulend zu reagieren.

Manche der Mädels sollen sogar für eine Viertelstunde in Tränen ausgebrochen und zusammengebrochen sein, ein Nervenzusammenbruch in der Umkleide, oder in der Maske. Ich hatte das schon einmal miterlebt, und diesem Mädchen sehr gut zugeredet, sich doch nicht mit Tabletten umzubringen, nachdem sie gefeuert worden war.

Minimale Verletzungen, kleine blaue Flecken und Blasen waren kein triftiger Grund, unser Training auszusetzen. Ein guter Sportarzt stand immer zu unserer Verfügung. Die Messlatte lag anfangs sehr hoch, wurde aber nach zwei Wochen wieder leicht abgesenkt, nachdem alle „Nieten“ geflogen waren. Am Schluss blieb nur noch knapp die Hälfte unserer Truppe übrig.

Mein preußisch-diszipliniertes Temperament half mir sehr, das alles zu meistern.

Einige total komisch klingende *Slangworte* verstanden Gerlinde und ich anfangs überhaupt nicht. Uns beiden wurde ein hohes Maß in Flexibilität und Sportlichkeit abverlangt.

Fast erschienen mir meine ersten Auftritte in Breslau nun wie meine berufliche *Spielwiese*, Berlin hatte die Grundlagen meiner *Ausbildung* gelegt, und New York würde jetzt, in einer *super professionellen* Art und Weise, den Weg zu den Brettern, die die Welt bedeuten, öffnen.

Gerlinde ahnte, dass ich sich unsere Wege durchaus kurzzeitig trennen könnten, und würden.

Die Trainer von Mr. Gewurtzmans Dancing School wollten mich eindeutig in Richtung *Solo-Star* ausbilden und pushen. Das ehrte mich natürlich sehr. Aber niemand durfte sich auf ihren – oder seinen – Lorbeeren ausruhen.

In puncto *Schauspielerei* und *Musical* waren die Vereinigten Staaten weltweit führend. Sogenanntes „*play back*“-Singen, mit Hintergrunduntermalung vom Grammophon oder eines Filmprojektors, und dazu nur *still* synchron die Lippen bewegen, war absolut verpönt, und an unserer Schule sogar streng verboten.

Vom Zettel oder Notenblatt abgelesen werden durfte in der Regel nicht, direkt auf der Bühne. Außer bei gewissen „vom Blatt singen“-Trainings, oder Chorproben war dies erlaubt, welche aber vorrangig als Notenlese-Schulung stattfanden. Das waren aber schon die höheren Weihen.

Natürlich durften wir alle auf der Bühne „live“ mit einem Mikrofon singen – wir waren ja keine Schule für Opern-Kunstgesang. Und „play back“ „sang“ nur, wer eigentlich gar nicht richtig singen konnte.

Dass jede und jeder von uns sehr gut singen können musste, stand natürlich völlig außer Frage. Aber unsere Lehrerinnen und Lehrer verlangten niemals, ohne jegliche Verstärkung einen ganzen Saal beschallen zu müssen.

*Mir wurde bewusst, dass ich auf einer Eliteschule für Künstlerinnen und Künstler gelandet war – und das alles ohne ein Musikstudium!*

\*\*\*        \*\*\*        \*\*\*

Natürlich hatte ich das höchste Gebäude New Yorks, das *Empire State Building*, das Chrysler Building, und auch die „*New York World 's Fair*“ mit den berühmten *Trylon-* und *Perisphere-*Wahrzeichen besichtigt, zusammen mit Gerlinde und Alfons.

Später würde im anlässlich dieser Ausstellung eröffneten *Flushing Meadows-Park* auch *Tennis* gespielt werden. *Democracy*, die „*Stadt der Zukunft*“, war das Highlight der Weltausstellung. Sie verhiess allzu Hoffnungsvolles.

Als wir alle drei auf dem Empire State Building waren, fotografierte Alfons Gerlinde und mich doch tatsächlich mit einer kleinen, gebrauchten *Praktiflex*-Kleinbildspiegelreflexkamera aus Dresden, welche er vor ein paar Tagen günstig in New York erstanden hatte. Es war seine

Überraschung für mich, denn nun konnte er zum ersten Mal Photos von meinen Auftritten und sonstigen Aktivitäten machen.

Als ich Gerlinde mutig vor allen Leuten auf der Aussichtsplattform des Empire State küsste, applaudierten die Leute, und Alfons machte eine *absolute Jahrhundertaufnahme*. Es freute mich ungemein, dass mein „neues Leben“ in New York nun auch photographisch festgehalten wurde!

\*\*\*      \*\*\*      \*\*\*

Am Donnerstag, den 14. September 1939 war Neujahr, der *1. Tishri 5700* im jüdischen Kalender, und am darauffolgenden 15. September der *2. Tishri 5700*.

Unser jüdisches Neujahrsfest *Rosch ha-Schana* feierten wir mit dem schrillen, lauten und klagendem Klang des Widderhorns, in der Reformsynagoge, die mir Mr. Gewurtzmanns Sekretärin ja wärmstens empfohlen hatte.

Später feierten wir in den Washington Heights weiter, mit Granatäpfeln, Fischköpfen und Hefezöpfen. Auch Äpfel mit Honig, und das sechszöpfige, ovale *Challa*-Weißbrot – weil das Jahr ja rund sein sollte – durften nicht fehlen.

Am Schabbat kamen übrigens auch zwei mit Mohn oder Sesam bestreute *Challot* zum Einsatz...

Auf die Leber an den Neujahrstagen stand ich nicht so sehr, aber mit *Gefilte Fisch* als Vorspeise konnte man mich durchaus hinterm Ofen hervor locken.

Alle guten Wünsche für das neue Jahr wurden sozusagen symbolisch durch *Speisen* dargestellt.

Die runde *Challa* sollte ein „rundes“, kommendes Jahr symbolisieren: *Kontinuität, Hoffnung und Harmonie*.

\*\*\*      \*\*\*      \*\*\*

Nebenbei kellnerte ich abends noch in Midtown in der Nähe der 42<sup>th</sup> Street im *Bryant Park*, um mir ein paar Dollars dazu zu verdienen, und wurde doch, unerwarteterweise, tatsächlich von einigen jüdischen Gästen aus Berlin erkannt!

„Hi, Miss *MARIELLA*! Ich kenne Sie doch aus Berlin! Damals habe ich Sie doch im *Jagdflieger* gesehen, wo es dann diese monströse Schlägerei mit den SA-Nazis gegeben hatte! Ich bin selber Jude, und der Mann, der das Ganze angezettelt hatte, tat mir wirklich Leid. Es war eigentlich völliger Mumpitz, die SA im Saal so geradewegs herauszufordern, finden Sie nicht auch??“ sprach mich ein etwa fünfzigjähriger Mann mit schwarzen, kurzen Haaren an.

Ganz dunkel konnte ich mich noch an ihn erinnern. Neben ihm saß eine gut aussehende Blondine mit hellblonden, langen Haaren, wahrscheinlich mit Wasserstoffperoxid gebleicht, gutaussehend, etwa um die vierzig, mit knallroten Lippen, aber eher ein devoter Typ.

Sie sagte gar nichts. Mir schien es eher, dass sie mich um mein Aussehen beneidete. Schließlich war sie, schätzungsweise, mehr als *doppelt so alt* wie ich.

„Sie werden es nicht glauben, aber ich war ein *'U-Boot'*! Sie wissen, was das ist?“

„Ja, natürlich! Also, *Sie*... sehen gar nicht aus wie eine Jüdin, jedenfalls nicht auf den ersten Blick. Ich hätte wirklich gedacht, Sie wären...“

„...eine 'rein arische' Deutsche!?“

„Na ja, dass Sie ein 'U-Boot' waren, überrascht mich dann doch etwas. Aus welcher jüdischen Tradition kommen Sie denn?“

„Aschkenasische, deutsche Reformjuden mit polnischer Abstammung. Aus Breslau, in Schlesien.“

„Ah ja, die deutschen Ostgebiete. – Dann kennen Sie bestimmt auch die *Reformsynagoge in der 5<sup>th</sup> Avenue*, am südlichen Central Park...“

„Ja, die kenne ich. So sieht man sich also wieder. *Wollen Sie ein Autogramm?*“

„Auf jeden Fall, natürlich! Ich bin ja sehr froh, dass Sie es geschafft haben, mit Ihrer Emigration. Wäre ja schade gewesen, wenn Sie... von den Nationalsozialisten einkassiert worden wären. Wir Juden müssen ja *zusammenhalten*, besonders in diesen Krisenzeiten, *nicht wahr?*“

„Natürlich. – Darf's noch was sein?“ fragte ich sehr freundlich, mit einem Lächeln auf den Lippen.

„Ja, ein *Budweiser*, bitte!“

„Kommt sofort.“

„Und jetzt hat dieser Hitler einen *neuen Krieg* angefangen – *schrecklich!*“

„Im amerikanischen Radio wurde es so dargestellt, als ob sich das Deutsche Reich gegen einen *Erstangriff der Polen* verteidigt hätte.“

„Ach, was die alles zusammen erfinden. Ehrlich gesagt bin ich sehr froh, endlich aus der Schusslinie zu sein. – Wann kann ich Sie wieder auf der Bühne sehen, in New York?“

„Warten Sie, ich habe ein paar Reklamezettel dabei. – *Hier!*“

„Ah ja, in der 42<sup>th</sup> Street. Die Theaterstraße. *Greatest Hits, Songs* und Auszüge aus englischsprachigen Musicals. Sehr schön! *Da komme ich natürlich!*“

„Laden Sie Ihre Bekannten und Verwandten ruhig mit ein!“ Sofort musste ich an die 13,7% denken, die Mr. Gewurtzman ab jetzt von meinen Gagen kassieren würde. Eigentlich fand ich diesen Prozentsatz immer noch zu hoch.

Meine Mitstreiterinnen an der High Class meiner Musical-Schule sagten mir jedoch, dass ich einen sehr guten Satz heraus gehandelt hätte. Angeblich sollte ein allzu naives Mädel sogar mal mit 20% (!) über den Tisch gezogen worden sein – das schien mir aber eindeutig zu viel.

„Haben Sie *The Wizard of Oz* schon gesehen?“

„Nein, das hole ich noch nach.“ Wusste er denn gar nicht, dass ich *Over The Rainbow* schon ein paar Mal gesungen hatte?

„Ach ja, aber Sie haben doch damals so wundervoll *Over The Rainbow* auf der New York, dem HAPAG-Schiff, gesungen – genauso zauberhaft wie Judy Garland, oder fast noch einen Tick besser!“

„Das freut mich sehr.“ Ich merkte, dass ich dem Mann sehr gefiel, aber er hätte gut mein Vater sein können. „Wir werden in nächster Zeit öfters Lieder aus berühmten amerikanischen Filmen auswählen, so wenn es denn gute gibt, und dann werde ich sie interpretieren.“

„Ja, sehr schön!“

„Ich bringe Ihnen jetzt Ihr Budweiser. Außerdem warten bereits neue Gäste.“

„Na, dann mal *toi, toi, toi!*“

„Danke vielmals.“ Ich lächelte ihn erneut freundlich an, und wandte mich nun den neuen Gästen zu. Diese Leichtigkeit, die in New York herrschte, hatte ich im Deutschen Reich nur ganz selten gespürt, vielleicht ein paar Mal *vor* 1933 – aber das war es dann auch schon.

Die Schwerfälligkeit, Tiefsinnigkeit und unterschwellige Schwermut der Deutschen kontrastierte völlig mit der optimistischen, aufbruchslustigen und eher oberflächlichen, aber netten *What's Up?*-Mentalität der US-Amerikaner.

\*\*\*      \*\*\*      \*\*\*

Der „Indian Summer“ mit seinen wundervollen Herbstfärbungen brach über die Wälder der nördlichen Ostküste herein, und zeigte sich auch in New York, respektive Manhattan.

Ich zog eine Parallele zum „Goldenen Oktober“ im Deutschen Reich. Während die deutsche Wehrmacht im Osten ihre Truppen umgruppierte, im Saargebiet einige Offensiven getätigt hatte und im Atlantik mit ihrem großen *U-Boot-Krieg* begann, à la „Wolfsrudeltaktik“ in ihrer hochgelobten „Schlacht um den Atlantik“ gegen die Briten, waren wir drei jetzt völlig außer Gefahr.

Alfons hatte glücklicherweise keinen Brief von der Wehrmacht erhalten, wegen einer möglichen Einberufung. Amerikanisches Staatsgebiet, noch dazu über dem Atlantik – wahrscheinlich war es der Wehrmacht zu aufwendig, jedem geflohenen Deutschen in Übersee nach zu spionieren.

Aber ich malte mir aus, dass nach Spanien, Belgien oder Frankreich geflohene Deutsche schon ziemlich bald im Dienste ihres „Führers“ antreten müssten, wären sie erst einmal aufgespürt.

Sie hätten sehr großes Glück, wenn sie nicht gleich als Fahnenflüchtige standrechtlich erschossen werden würden.

\*\*\*      \*\*\*      \*\*\*

Mein einundzwanzigster Geburtstag am 05. November 1939 wurde mit Pauken und Trompeten gefeiert. Alfons, Gerlinde und ich hatten uns schon sehr gut eingelebt, die Blätter an den Bäumen waren inzwischen fast vollständig abgefallen, aber es war noch relativ mild, durch den Golfstrom. Wie kalt und eisig doch damals die Winter in Breslau gewesen waren, als ich noch ein Kind war!

*Ich nahm mir ein paar Minuten Zeit und ließ mein aufregendes, letztes Jahr Revue passieren.*

*Was war „gut“, was war „schlecht“, und was konnte ich besser machen?*

Von meinen Gagen gab ich an meinem Ehrentag eine größere Spende als den Zehnten, für Suppenküchen in den ärmeren Vierteln New Yorks. Das dekadente „High Life“-Leben der Reichen in Manhattan war die eine Seite der Medaille – sehr armselige „bums“, Schwarze und „Abgestürzte“ die andere Seite des *melting pot* in der Neuen Welt.

Obwohl ich nicht so traditionell mehr veranlagt war, sprach ich einige Gebete und Psalmen aus der Tora, besser gesagt wurde ich von meinen Gästen eindringlich dazu aufgefordert.

Ich saß mit meinen neuen Bekannten, Freunden und Freundinnen zusammen, und sprach ein *L'Chaim*, einen hebräischen Trinkspruch, der „*Auf das Leben*“ bedeutete.

Überaus glücklich dankte ich Adonoi dafür, vor versammelter Mannschaft, dass ich gerettet wurde und nun optimale Aufstiegschancen bekommen hatte, dank Mr. Gewurtzmans Hilfe.

Im Übrigen machte er keinerlei Anstalten, mich ins Bett ziehen zu wollen, worüber ich im Nachhinein sehr froh war.

Am Abend aß ich eine „neue Frucht“ am Geburtstag, um den *Schehechejanu-Segen* zu sprechen. Ich preiste Adonoi dafür, dass er mich und andere Juden „diese Zeit hat erleben lassen“.

Aus dem Hebräischen übersetzt hieß der Segen: „*Gelobt seist du, Haschem, unser G'tt, König der Welt, der Du uns am Leben erhalten und uns diese Zeit hast erreichen lassen*“.

Diese Rückschau forderte mich zum Innehalten auf. Während andere Amerikaner – mehr oder weniger exzessiv, oder im Gegenzug auch *puritanisch* feierten – hatte ich in der Tat genügend, worüber ich nachdenken konnte.

Kurz vor dem Schlafen gehen versuchte ich, die wichtigsten Eckpunkte meines verlorenen, ersten Tagebuchs zu rekonstruieren, und sie stichpunktartig wieder neu aufzuschreiben. Ich war mir nämlich nicht sicher, ob ich mich zwanzig Jahre später noch an jedes Detail erinnern würde.

Und ich wollte diese Zeilen meiner Nachwelt auf jeden Fall erhalten.

\*\*\*      \*\*\*      \*\*\*

Mein Tagebucheintrag für den 20. Dezember 1939 war der Besuch des monumentalen Hollywood-Films „*Vom Winde verweht*“, in New York City. Gerlinde weinte ziemlich oft während des Films, und sogar Alfons war auch recht angetan. Im Nachhinein hatte ich erfahren, dass *Vivian Mary Hartley* alias *Vivien Leigh* doch in der Tat auch am *fünften November* 1913 in Darjeeling, in Indien, geboren worden war, *an meinem Geburtstag!*

Ihre Rolle als *Scarlett O'Hara* riss mich förmlich mit. Hollywood-Kino war aufwendiger, weitläufiger und meist mit sehr guten Schauspielerinnen und Schauspielern inszeniert, und überbot die meisten deutschen UFA-Produktionen. Ich hatte zwar nicht so viele Filme im Deutschen Reich gesehen, aber ich merkte, dass die Vereinigten Staaten dem damaligen, deutschen Filmland in Babelsberg & Co. doch etwas überlegen waren.

\*\*\*      \*\*\*      \*\*\*

Weihnachten, am 25. Dezember 1939 in New York bzw. Manhattan, war einfach ein Traum. Anders konnte ich es nicht beschreiben.

Einmal fuhr ich mit Gerlinde extra am 25. Dezember nach Downtown, und nahm Alfons' Photoapparat mit. „Piano-Fonsi“ war derzeit schwer erkältet und blieb brav zu Hause.



Die ganze Stadt war mit elektrischen Lichterketten, weihnachtlichen Motiven und Figuren dekoriert, der erste Schnee bot eine winterliche Atmosphäre, und viele pompöse Umzüge zogen durch die Straßen, die deswegen oft extra abgesperrt worden waren.

Die Amerikaner liebten Feiern, Trubel und Popanz, wenngleich es in puncto Alkohol wohl nicht ganz so exzessiv zugeht wie im Deutschen Reich, abgesehen vom „Deutschen Viertel“ in New York, wo die Immigranten ganz schön lautstark einen drauf machten.

Mir war völlig schleierhaft, warum Weihnachten immer jedes Jahr erneut am *falschen Zeitpunkt* gefeiert wurde. Nach der Bibel und historischen Schriften zu urteilen, hätte Jesus von Nazareth entweder im September, oder im Oktober geboren sein müssen. Theoretisch hätte der Jude Jesus somit sogar an *Rosch ha-Schana* seinen Geburtstag gehabt haben können...

Aber stattdessen „kletterten“ knallrote, weißbärtige *Santa Claus*-Männer von *Coca Cola* die Hauswände und Fassaden hoch! Und einen Schneefetischismus hatten sie auch, die Amerikaner, in Kombination mit ihrem eigenartigen „Weihnachtsmann“, der mit seinem Rentierschlitten angeblich über den *Nordpol* flog, um dann spektakulär mit seinen Millionen von Kindergeschenken heimlich in den Vereinigten Staaten zu landen!

Der Schnee wurde allzu hold und kindisch besungen, wie im Deutschen Reich auch, und fast immer in Kombination mit ihrem Märchen-„Weihnachtsmann“ gebracht, der nicht das allergeringste mit Jesus von Nazareth, oder dem „Gottvater“ der Christen, zu tun hatte.

Aber diese *Illusions-Kunstfigur* in *schwarz-weiß-rot* stammte ja auch aus dem All-Einen, letztendlich somit auch aus Adonai, und so akzeptierte ich diese komisch-abartige Coca Cola-Lachnummer.

Manchmal waren auch die USA etwas sehr schräg. An Ostern kämen dann wohl die *eierlegenden Hasen!*

Aber welches Land hatte keine so komischen Marotten und Spleens??

Da ich keine Christin war, sondern Jüdin, feierte ich Weihnachten dieses Jahr nicht mit.

In den Washington Heights waren hauptsächlich Juden, aber auch ein paar Christen, so dass es durchaus ein paar beleuchtete Weihnachtsbäume auf der Straße gab, abgesehen von denen in den backsteinfarbenen Wohnblocks.

Dafür hatten wir ja wieder *andere Feste*, die die Christen nicht hatten: *Chanukka*, das Lichterfest, *Jom Kippur* – der Versöhnungstag –, das lustige *Purim* mit der komischen, grünen Brille des Rabbi, welches die Errettung des jüdischen Volkes aus drohender Gefahr in der persischen Diaspora zum Thema hatte. Und natürlich feierten wir *Pessach*, was an die Zeit der Sklaverei, deren Ende und den Auszug des Volkes Israel aus Ägypten erinnerte.

Purim und Chanukka waren aber schon immer meine persönlichen Lieblingsfeste gewesen. Das Verkleiden am ersteren machte mir große Freude. Und die vielen Lichter an Chanukka hatten eine sehr große Innigkeit – ein Ruhepol zu meinem sonst eher hektischen Leben.

## Kapitel 18

Meine Karriere ging ab jetzt steil aufwärts. Die immer professionelleren Auftritte, teilweise auch zusammen mit Gerlinde, aber nicht mehr ganz so oft mit Alfons als Begleitung wie früher, erfreuten nun auch das Publikum in anderen amerikanischen Städten.

Alles, was sich etwa im Umkreis von 300 Kilometern bzw. 190 Meilen von New York City befand, wurde abgeklappert. Mr. Gewurtzman arrangierte Gesangs- und Musicalauftritte in Washington D.C., Philadelphia, Boston, Newark, New Haven, Springfield oder Baltimore.

Mein neuer Manager aus dem Gewürzsoriment – kleiner Scherz! – erkannte jedoch meine Stärken im *Sologesang*, samt Big Band, oder sogar einem kleinen Symphonieorchester.

So spielte ich auf dem nordamerikanischen Kontinent meist keine kompletten Musicals – wie damals in Berlin auch – sondern Mr. Gewurtzman pickte sich alle gängigen „Hits“ bzw. Ohrwürmer heraus und ließ sie mich singen, manchmal auch leicht adaptiert.

Musical Comedy-Elemente aus *Hold On to Your Hats*, Musical-Auszüge aus *Higher and Higher*, Auszüge aus dem schon von mir im Deutschen Reich erwähnten Metro-Goldwyn-Mayer-Tonfilmmusical *The Broadway Melody: All talking! All singing! All dancing!*, oder von mir eigens interpretierte Lieder wie *Ten Cents a Dance* von Ruth Etting, das schon bekannte *Over the Rainbow* von Judy Garland, *God Bless America* von Kate Smith, *A-Tisket A-Tasket* von Ella Fitzgerald, oder *And the Angels Sing* von Martha Tilton.

Und natürlich jiddische Hits wie *Ale Brider*, speziell in Clubs, wo viele Juden waren. Musicals waren zwar nett, aber Sologesang – natürlich fast immer von Background-Sängerinnen oder -sängern begleitet – blieb meine Domäne, immer begleitet von Tanzelementen und einigen zusätzlichen Tänzerinnen und Tänzern.

Später, im Jahre 1944, sollte noch der bekannte Hit *New York, New York* aus dem Musical *On the Town* dazu kommen, in seiner Ur-Version.

\*\*\*        \*\*\*        \*\*\*

Ganz berauschte, romantische Knutschorgien im Gras, und himmlische Bootsfahrten erlebte ich mit Gerlinde im *Swindler Cove*, einem schönen, lauschigen Park am *Harlem River*.

Im Ruderboot konnten Gerlinde und ich mich gut ducken, nebeneinander legen, streicheln und höchst romantisch küssen, und außer ein paar Flugzeugen am Himmel – oder voyeuristischen, verklemmten Macho-Glotzern mit Fernglas, aus weit entfernten Hochhäusern oder Skyscrapern – sah uns niemand. Manchmal sahen wir dazu als Krönung sogar noch ein berauschendes Feuerwerk. Es war atemberaubend schön und tiefgründig, wie wir uns zärtlich berührten, wie meine Hände samtweich über Gerlindes Haut glitten, wie wir unsere Zungenküsse austauschten, oder wie ich draußen Gerlinde unter ihren zarten, hellpinken Rock fuhr, letzteres natürlich nur abends oder kurz nach Einbruch der Dämmerung, auch an Land im Grünen, in sehr lauschigen, geschützten Ecken.

Auch hier war immer wieder der Reiz des Verbotenen oder „Unzüchtigen“ mit im Spiel. Wir zwei heißen Frauen mit unseren Liebesspielen gaben uns immer wieder gegenseitig neue „kicks“ – zudem in einer Stadt, in der sich viele Gangster, aber auch eine Menge Polizisten herumtrieben. Später als neun oder zehn Uhr abends gingen wir nicht mehr in die Parks zum Knutschen, da es uns einfach zu gefährlich wurde.

In den USA war jeder Erwachsene laut Verfassung berechtigt, eine *Waffe* zu tragen, und wir wollten es nachts nicht auf Teufel komm raus herausfordern.

Amerika war leider puritanischer als Berlin, nicht ganz so progressiv in puncto Sexualität, und alles ging dann eben doch nicht, in der Öffentlichkeit. Viele Amerikaner hatten ein sehr verklemmtes und für mich nicht nachvollziehbares Verhältnis zu ihrer Vagina und ihrem Schwanz. Einerseits machten sie einen auf prude und hochheilig, aber sobald sie auf der High School oder auf der Universität waren, ließen sie es krachen ohne Ende! Alfons hatte mir da so einiges erzählt, von Musikerkollegen. Da war die Sache mit meiner damaligen Salatgurke noch geradezu harmlos gewesen.

Ob mit dem Mund, mit dem Arsch, beides, oder zusätzlich noch „normal“ in der Vagina mit der „Missionarsstellung“ – sogar von einem „Vierer“ mit *einem Mädchen* und *drei Männern* hatte mir Alfons erzählt! Ein Pimmel im Mund, der zweite im Hintern, und der dritte in der Vulva!

Da staunte ich nicht schlecht – was für außergewöhnliche „Experimente“ da so alles ausprobiert wurden. Und Schriftgelehrte wollten mir weismachen, dass eine völlig harmlose, zärtlich-erotische Berührung von Frau zu Frau „obszön“ sei...!

Das Händchenhalten in der Reformsynagoge ließen wir also vorerst bleiben – noch – da müsste der passende Zeitpunkt wohl erst noch kommen. Hoffentlich nicht erst in 150 oder 200 Jahren...

In einer orthodoxen Synagoge wären wir wahrscheinlich gleich erschossen worden, wegen obszöner Unzucht. Wer die Sexualität der Menschen kontrollierte, hatte nämlich *Macht* über sie. Das war mir zum Beispiel am Christentum so unsympathisch – die sexuelle Verlogenheit.

Gerlinde und ich waren natürlich auch öfters im *Fort Tyron Park*, und im *Harlem River Park* spazieren und picknicken gewesen, nordöstlich der Washington Heights.

Auch der Central Park bot immer wieder abwechslungsreiche Ausgehmöglichkeiten. Ob es der – zugegeben etwas teure – „Chinese“ mitten im Park war, oder einfach den Jungs beim Baseball-Üben zuschauen, die schöne *Mall* durchschreiten, oder eine gewagte Ballonfahrt über der Stadt – immer wieder lockte eine andere Attraktion. Fernsehteams filmten in und um den Central Park – wie viele Spielfilme würden noch in NY gedreht werden –, allerlei Schauspieler und Prominente liefen uns mit Sonnenbrille und Hut getarnt über den Weg, oder Indianer führten irgendwelche skurrilen Tänze auf!

\*\*\*      \*\*\*      \*\*\*

Mitte März 1940 hatte ich eine sehr unheimliche Begegnung in der Subway, als ich, wie immer, wieder einmal nach Downtown fuhr. Die auch innen silberfarbene, metallene Bahn mit ihren

braunen Sitzen und Halteschlaufen beherbergte eine Menge Schwarze, Chinesen, Italiener, Spanier, Engländer, Iren, Deutsche, und auch ein paar vereinzelte Franzosen. Russen glaubte ich keine herauszuhören. Sie unterhielten sich zum größten Teil in ihrer Landessprache.

Dieser *melting pot of nations* wäre selbst für das damals schon recht progressive Berlin noch eine Schippe drauf gewesen. Zudem waren „Neger“, „nigger“ bzw. Dunkelhäutige an sich sofort eine Zielscheibe für Rassisten.

Wer in New York zu einem Schwarzen direkt ins Gesicht „nigger“ sagte, oder gar noch „*fucking nigger*“, riskierte eine grobe Schlägerei, oder vielleicht sogar Schießerei! Die Verletzungen der inzwischen offiziell im neunzehnten Jahrhundert unter Abraham Lincoln abgeschafften Sklaverei saßen noch tief. Der Kampf zwischen Schwarz und Weiß war in den USA noch lange nicht aus der Welt. Die Art, wie die Weißen in den Vereinigten Staaten mit den Schwarzen umgingen, zeigten mir, dass es auch dort enormen Rassismus gab. Nur hatte ich das Glück, kein „schwarzer Jude“ zu sein, sondern eben eine Weiße.

Der Ku-Klux-Clan hatte auch Juden, Christen und „nigger“ auf seiner „Abschussliste“.

Aber in New York war ich doch wohl relativ sicher, oder nicht!?

Als ich mich umdrehte, während ich mich mit meinem kirschroten Kleid, dem leichten, ebenso roten Mantel, sowie meinen knallroten, spitzen und hochhackigen sexy Cowboystiefeln an einer der silbernen Stangen festhielt, erschrak ich zutiefst. Ich drehte mich sofort wieder um.

Es war das Gesicht eines widerlichen Mannsbilds, von dem ich gehofft hatte, es *nie* wieder sehen zu müssen. Das triebhaft-verklemmte, männlich-grobe Gesicht von „Karl“, dem mutmaßlichen, geflüchteten blonden *Gestapo-Spitzel* aus Berlin, hinterließ ein Herzklopfen, das mir bis zum Halse schlug. Wie verlottert und schlecht gekleidet er jetzt aussah, fast wie ein Aussätziger, oder ein „bum“, auf gut Deutsch *Penner*. Blitzschnell beschloss ich, an der nächsten U-Bahn-Station des „*Independent Subway System*“ auszusteigen, um ihn in die Irre zu führen. Hoffentlich würde er mich nicht verfolgen, überfallen, ausrauben, vergewaltigen, oder erschießen...!

Mit seinem geilen, pervers-lüsternen Blick schaute er zu mir hin, ich drehte meinen Kopf schnell wieder weg, aber er behielt Position. Er machte im Moment noch keine Anstalten, auf mich zuzugehen. Überwogen seine zu verbergenden Geheimnisse seinen Trieb, sich mir wieder anzunähern?? Ich sah ja auch wirklich sexy aus, und ich wurde inzwischen auch in der *Subway* öfters auf Autogramme angesprochen, welche ich auch umgehend gab.

Nein, ich war nicht die Frauentype, welche sich mit dunkler Sonnenbrille und großem Hut im Untergrund versteckte, weil sie sich vor Verehrern und Verehrerinnen fürchtete. Das war eben der Preis der Prominenz. Da ich sehr gerne im Mittelpunkt stand, genoss ich es, bewundert, fotografiert und gefilmt zu werden – übrigens eine Parallele zur noch blutjungen Marilyn Monroe, die mir irgendwie sympathisch war, und von der ich neulich sogar geträumt hatte.

Ihrer natürliche Kindlichkeit sprach mich sehr an, verbunden mit ihrer ewigen Sehnsucht nach „echter“, wahrer Liebe...

Bald würde ich endlich aussteigen – jedenfalls plante ich es fest. Immer wieder kamen dumpfe, unheilvolle Ängste in mir hoch, ich hatte das grausige Gefühl, dass er dann auch aussteigen würde, mich in sehr böser Absicht verfolgen und mir etwas antun würde!

Ich stieg prompt und blitzschnell an der 110<sup>th</sup> Street aus, das war zwar in Harlem, und bei weitem nicht so schön wie zum Beispiel die bewundernswerte „City Hall Station“ der „Interborough Subway Line“, aber was machte das jetzt schon. Die nächste Bahn käme in ein paar Minuten, ich würde einfach weiterfahren und nur ein paar Minuten später am Broadway in meiner Musical-Schule ankommen.

Und... ich hatte das unglaubliche Glück, dass er *nicht* mit mir zusammen ausstieg! Mir wurde erneut bewusst, wie wichtig auch der Faktor „Glück“ im Leben war – oder war es Vorsehung, Schicksal??

\*\*\*      \*\*\*      \*\*\*

Es wäre fast alles „perfekt“ gewesen, in meiner neuen Heimat, wäre da nicht das weiterhin ungewisse Schicksal meiner Eltern und Geschwister, wie ein Damoklesschwert.

Ich ahnte das Schlimmste, und ein lange ersehnter Brief von ihnen erreichte mich erst *Ende Oktober 1940*. Vermutlich hatten sie wohl vorher bereits versucht, mir zu schreiben, aber es war wahrscheinlich von den Nationalsozialisten abgefangen worden.

Schließlich war Polen jetzt Kriegsgebiet, und meine ganze Familie mittendrin!

Ich öffnete den grau-weißen Lappen, auf dem ein dunkelroter Aufkleber mit „*recommandé international*“ prangte, also ein Einschreiben. Auf der Post in den Washington Heights hatte ich das Briefkuvert gegen meine Unterschrift erhalten. Mit krakeliger Schrift hatte Amelie, meine Mutter, den Absender mit „*Jüdischer Wohnbezirk in Warschau, Nowolipki/Wola, Gurion und Amelia Weiszbaum*“ auf die Rückseite geschrieben. Dieser eigenartige Absender erschien mir auf den ersten Blick wie ein Todesurteil. *Er verhiess Deportation!*

Eine ungeheure Trauer, aber auch Wut erfasste mich, als ich den Brief in meinem Zimmer öffnete. Die Ausstrahlung des grau-beigen, verlotterten Briefpapiers und der blau-schwarzen Sütterlin-Krakelschrift meiner Mutter verhiessen nichts Gutes. Wenn ich noch daran dachte, welch edles Briefpapier wir damals zu Hause hatten, als ich noch klein war, ein Mädchen von acht Jahren, blütenweiß, sogar mit glänzendem Goldrand, fast wie die vornehmen Geschäftspapiere von Samuel Gewurtzman...

*Meine Gedanken schweiften wieder von dem unheilvollen Brief ab. Ignorant legte ich ihn ungelesen beiseite; zu schmerzhaft könnte sein Inhalt sein...*

Wer weiß, bald könnte ich mir auch solch golden umrandetes Briefpapier leisten. Die wundervollen *Prada*-Schühchen mit den Gold-Applikationen aus dem Schaufenster in der 5<sup>th</sup> Avenue hatte ich mir jedenfalls schon geleistet, *toll, nicht?!*

*Das Publikum auf der Bühne schaute immer abwechselnd auf mein bezauberndes Lächeln, und auf meine aufsehenerregenden Schuhe!*

Der Spruch, dass eine Frau mit ihren Schuhen die Welt erobern kann, bestätigte sich vollends. Ich verdiente nun ziemlich gut, und gab auch immer den *Zehnten* an sozial Bedürftige ab.

Wenn demnächst alles weiterhin so gut ginge wie jetzt, könnten wir drei vielleicht schon 1943 nach *Brooklyn* ziehen, da gab es ganz schöne, viktorianische Villen, aus Holz, weiß gestrichen, mit ganz vielen, verspielten Verzierungen, und gehisster US-Flagge im Garten. Alfons könnte dort ganz ungestört auf einem gebrauchten Klavier üben, so richtig in die Tasten hauen. Und ich hätte eine sehr luxuriöse Koffer-Umpackstelle.

Der Nachteil wäre allerdings, dass allzu prude, viktorianisch angehauchte, hochnäsige Golfspieler-Nachbarn meine Liebesspiele mit Gerlinde irgendwann spitzkriegen würden, und dann wäre ich sofort als „unzüchtig“ gebrandmarkt.

*MARIELLA, the lesbian, nasty singer from NY*, und wen interessierte es dann noch, dass ich ebenso auch auf *Männer* stand, auch wenn ich es momentan nur noch recht selten auslebte, wegen Gerlindes Eifersucht. Wenn sie mich *inflagranti* erwischen würde, wäre es wohl aus.

Außer mit Alfons, das tolerierte sie weiterhin, aber nur mit Goodyear'schem Gummi-Kondom, aus brandneuer Produktion, wegen möglichen Kindern.

Ich wusste Gerlinde inzwischen einzuschätzen.

*Sollte ich diesen sehr „dunkel“ anmutenden Brief meiner Eltern wirklich lesen!?*

Eine Alternative wäre natürlich das *Greenwich Village* in Manhattan, weil dort viele Künstler und „Andersdenkende“ wohnten, aber die netten Backstein-Häuschen dort waren nicht gerade günstig.

„*The Village*“ war das Szeneviertel schlechthin mit seinen vielen Cafés, Bars, Restaurants und experimentellen Theatern, wo, wie auch in Chelsea, viele Lesben und Schwule wohnten, also tolerante, „nasty citizens“. Aber es wäre ja noch genügend Zeit, das zu entscheiden.

Die Nähe des wundervollen Central Parks würde uns dann wohl doch mehr locken als eine allzu sterile Spießler-Villa im Reichtumsviertel von Brooklyn, wo der (Golf-)Rasen jeden Sonnabend mit der Nagelschere geschnitten wurde...

Passte so etwas überhaupt zu mir, als frecher, aufmüpfiger *Ex-Berlinerin*??

*Ich überwand mich, nun doch den Brief meiner Familie zu lesen, mit einer Erwartung, mich auf das Allerschlimmste gefasst machen zu müssen. Mir zitterten plötzlich meine Finger; das hatte ich sonst nie, selbst nicht nach ein paar Gläsern Sekt oder Rotwein.*

*„Liebste Mariella!*

Gurion, Benjamin, Myriam und ich, Amelia, wurden von den Nationalsozialisten im Sommer 1940 bei „unseren“ polnischen Bauern entdeckt, schließlich ist ja jetzt Krieg in Polen, und Anfang Oktober diesen Jahres nach Warschau deportiert, ins Stadtzentrum. Offiziell, im NS-Jargon, heißt es „Jüdischer Wohnbezirk in Warschau“, aber hier nennen es alle nur schlicht das „Warschauer Ghetto“. Dein damaliger NS-Freund Brunhold hatte leider Recht mit seinen Informationen. Alle Juden im Deutschen Reich werden jetzt gesammelt und deportiert. Wir haben es leider nicht mehr geschafft, mit unserer Emigration. Es erfüllt uns mit ungeheurer Trauer, dass wir dich, liebste Mariella, wohl nie mehr wiedersehen werden. Wir lieben dich aus tiefstem Herzen, Mariella! Ab 1940 sollen ja nur noch sehr wenige Schiffe nach Übersee gefahren sein, und wohl völlig überfüllt. Das hatte uns ein Jude aus dem „Warschauer Ghetto“ erzählt, ein Geldwechsler, der auch hier immer mit seinen klimpernden Münzen spielt, auch wenn es nur Kleingeld ist.

Unsere Zukunft ist absolut ungewiss; wahrscheinlich besteht nicht mehr so viel Hoffnung. Entweder wir verhungern, sterben an irgendwelchen Krankheiten, wir werden von den Nazis erschossen, oder vielleicht irgendwann von den Russen befreit. Die Zustände hier sind absolut grauenhaft, es sind wirklich die Vorhöfe zur Hölle. Es stinkt bestialisch nach Urin und Kacke, zerlumpte Juden scheißen mitten auf die Straße, weil die Klosetts in den Häusern fast alle überbelastet sind, oder gar nicht mehr richtig funktionieren. Siechende Kinder sterben auf den Straßen, oder betteln vorher noch um ein wenig zu essen. Ich könnte den ganzen Tag nur noch heulen...

Mein Mann Gurion, dein Vater, hat total kapituliert und resigniert. Er hat seinen Lebenswillen aufgegeben. Wenn du ihn sehen würdest, du würdest ihn nicht wiedererkennen. Er hat keine Energie mehr, sein Gesicht ist fahl und grau, mutlos und ausgesaugt. Behalte uns alle vier so in Erinnerung, wie du uns 1939 das letzte Mal am Bahnhof in Breslau gesehen hast. Ich versuche, mich nicht allzu sehr gehen zu lassen. Wir haben eine Absteige, der Begriff 'Wohnung' wäre übertrieben, wo wir wenigstens nicht einregnen. Immerhin können wir uns dort ein bisschen was kochen, aus den wenigen zugeteilten Lebensmitteln, eine wässrige Gemüsesuppe, Gries, oder ein paar Graupen. Benjamin, Myriam und ich arbeiten in einem Rüstungsbetrieb der Nazis, außerhalb des Ghettos. Da müssen wir immer über eine bewachte Treppe gehen – es ist alles bewacht! Eine Flucht wäre sehr, sehr schwierig. Und wohin dann?? Hoffentlich überleben wir den kommenden Winter überhaupt noch, ohne in der Eiseskälte zu erfrieren...

Myriam und Benjamin versuchen immer wieder, uns Mut zuzusprechen, dass die Rote Armee oder US-Truppen aus Übersee den neuen Krieg Adolf Hitlers schon bald beenden würden, 1941 oder 1942, aber ich glaube nicht daran. Unser Brief ist übrigens hinaus geschmuggelt worden, an der Zensur der Nazi-Kommandanten hier im Ghetto vorbei. Dafür hat Gurion mit einer seiner Armbahnuhren zahlen müssen. Immerhin haben uns die Nazis unseren Schmuck und unsere Goldmünzen noch gelassen – noch. Wir sind, alle vier, bereits ziemlich abgemagert, aber zum Glück noch einigermaßen gesund. Aber unser Gold können wir leider nicht essen, und auch meinen Schmuck nicht...

*Nationalsozialisten patrouillieren Tag und Nacht im „Warschauer Ghetto“, voll bewaffnet und in Uniform. Sie brüllen laut umher, schlagen und prügeln wahllos polnische und deutsche Juden, beleidigen sie, spucken ihnen ins Gesicht, treten sie brutal in den Magen, drücken sie mit dem Gesicht voll in Menschenscheiße, oder erschießen Rebellierende sofort, aber auch Todkranke. Andere Juden müssen sie dann wegtragen, in Richtung des jüdischen Friedhofs, der hier angrenzt. Ist das nun ein Gnadenschuss, oder nicht?? Ich weiß es nicht. Das ist alles so pervers!*

*Neulich hatte ein ganz großer Nazi-Aufseher, den die anderen SS-Wachmänner immer mit „Hermann“ riefen, ohne Vorwarnung seinen deutschen Schäferhund auf einen alten, abgemagerten Juden gehetzt, der mehr Essen haben wollte. Er bettelte auf der Straße, im Ghetto, dünn wie ein Strich. Der elendige Köter sprang ihm voll ins Gesicht, und zerbiss es ihm! Es war so grauenvoll! Die blutigen Hautfetzen hingen herunter, der arme Mann brüllte mit letzten Kräften. Ich weiß nicht, ob ich es als Glück bezeichnen soll, dass dieser „Hermann“ dann rasch seine Wehrmachtspistole zog und den Mann einfach erschoss. Er lachte laut, ganz pervers, mit seiner eigenartigen, tiefen Schnarrstimme. Aber der alte Jude hat es wahrscheinlich als Gnadenschuss empfunden. Er wäre an seinen schweren Gesichtsverletzungen wohl so oder so gestorben.*

*Mir wurde ganz schlecht, und ich wäre fast in Ohnmacht gefallen. Myriam zog mich zum Glück weg, vom Ort dieses grausamen Geschehens.*

*Ab Anfang September 1939 müssen wir Juden auf polnischem Gebiet nun alle diesen verfluchten, gelb-schwarzen Judenstern tragen, auf Anordnung der Nationalsozialisten hin. Am liebsten würde ich all diese Sterne verbrennen, diese Brandmarkungs-Symbole. Aber wenn wir ihn nicht tragen, werden wir zu Tode geprügelt. Ich habe das im Lager, ich meine im Ghetto hier, öfters gesehen.*

*Eine jüdische Untergrundgruppe namens 'Oneg Shabbat' dokumentiert die Lebensumstände der Ghetto-Bewohner hier. Ich habe mich ihnen angeschlossen, im Geheimen. Ich schwebe damit in erhöhter Lebensgefahr, aber das ist mir inzwischen egal. Die Nachwelt muss einfach erfahren, was uns hier widerfahren ist. Alles wird später an einem geheimen Platz vergraben werden, damit es die Nazis nicht finden. Die Mitglieder der geheimen Bewegung meinen zu wissen, dass alle Juden hier später für die sogenannte 'Endlösung' weiter deportiert werden sollen, wohin auch immer. Auch hier hatte dein Brunhold Recht, leider. Das Wort 'Endlösung' verheißt nichts Gutes.*

*Mariella, du solltest dich wirklich auf das Allerschlimmste gefasst machen...“*

An dieser Stelle war ein unregelmäßiger, krakeliger Strich und ein Tintenkleck auf dem Papier. Wahrscheinlich war Amelia der Füllfederhalter hingefallen.

Ich war bereits total am Heulen, ich konnte einfach nicht mehr anders. Sie waren verloren, alle vier, ich spürte das. Es wäre nur noch eine Frage der Zeit.

*„Immer wieder kommen neue Juden hierher, Polen und Deutsche, aber es werden auch immer wieder welche abtransportiert, oder deportiert. Ich kann dir nicht genau sagen, was mit ihnen geschieht, aber ich, und auch die Leute von 'Oneg Shabbat' meinen, dass sie alle getötet werden.*



*Wie und wo das geschieht, kann ich ich dir nicht sagen. Wir alle vier bereiten uns geistig bereits auf unseren Tod vor. Ich hoffe, dass Adonoi über uns alle wacht, oder uns vielleicht doch noch rettet, wenn es unser Schicksal sein sollte.*

*Es gibt auch, du wirst es nicht für möglich halten, ein Kulturleben im 'Warschauer Ghetto'! Unser tagtäglicher Überlebenskampf, der Hunger, Seuchen, Typhus, die 'Aktionen' der Nationalsozialisten, die viele Kacke und der Urin, die Leichen – genügend Material für die wohl schlimmsten Theateraufführungen der Moderne, oder Postmoderne... gespielt im Waisenhaus von Janusz Korczak. Wir vier spielen aber nicht mit, das ist uns einfach zu viel des 'Guten'. Konzert- und Literaturabende gibt es auch, auf Dachböden und in Hinterhöfen. Es wird sogar Klezmer gespielt, und die Nationalsozialisten gewähren es uns!*

*Die sogenannten 'Hauskomitees' kümmern sich um die Belange der Ärmsten. Unsere 'Jugendabteilungen' organisieren für Waisenkinder Kinderecken. Die Bibliothek von Bacia Temkin-Berman ermöglicht Myriam, Benjamin und mir wenigsten ein bisschen Licht im Dunkel, in der Hölle unseres Alltags hier. Wir können aber jederzeit von der SS abgeführt oder getötet werden.*

*Mariella, hüte diesen Brief wie deinen Augapfel. Ich möchte, ja ich will, dass er später der ganzen Welt zugänglich gemacht wird! Meine gefährliche Arbeit in der Gruppe 'Oneg Shabbat' soll nicht ganz umsonst gewesen sein.*

*Wir vier haben uns alle darauf geeinigt, dass ich, Amelia, den Brief verfasse. Aber wir haben unten alle vier persönlich unterschrieben!*

*Mariella, wir lieben Dich von ganzen Herzen, werde weltberühmt in Amerika, und verbreite später überall, was uns angetan wurde.*

*Deine Mutter Amelia, dein Vater Gurion, deine Schwester Myriam, und dein Bruder Benjamin.*

*Gurion Weiszbaum, Amelia Weiszbaum, Benjamin Weiszbaum, Myriam Weiszbaum.*

Unten waren die vier Unterschriften meines Vaters, meiner Mutter, meines Bruders und meiner Schwester auf dem verlotterten Papier zu sehen, eher ärmlich gekritzelt, als richtig geschrieben.

Ich war nur noch am Heulen, bestimmt über eine Stunde lang, und schloss mein Zimmer zwei Mal ab. Gerlinde und Alfons unterhielten sich überaus besorgt auf dem Flur, und sie *wussten* intuitiv, was in dem Brief drin stehen musste. Nur wer ein *Todesurteil* erwartete, oder über ein solches seiner engsten Verwandten las, würde so viele Tränen vergießen.

Die beiden rüttelten ein einziges Mal an meiner Türklinke, danach gingen sie still und todernst in ihre Zimmer. Ich meinte, sie beide laut für mich beten zu hören, bestimmt an die zwanzig Minuten lang.

Ich erinnerte mich äußerst wehmütig an eine Szene bei uns zu Hause in Breslau, als ich acht Jahre alt war. Mit Amelias viel zu großen, hochhackigen Schuhen an meinen Füßen schlurfte ich lustig trällernd durchs Wohnzimmer. Als ich wieder an Mamas Kleiderschrank war, zog ich mir heimlich einen – natürlich viel zu großen – Büstenhalter an, und stopfte das Innere mit zwei zusammengeknüllten rosa Unterhosen aus. Ich war sehr traurig darüber, noch keine Brüste zu haben. *Warum war ich denn nur so flach wie ein Brett, mit zwei so Mini-Nippeln?* Und dann schaute alles so verquer aus dem riesigen Ausschnitt von Amelias Kleid heraus!

Da war wohl was schiefgelaufen...

Doch nun war für mich die ganze Welt aus den Fugen, es war tausendfach mehr als dieses damalige, kleine Malheur. Alles war dahin, zerstört, im Begriff, sich aufzulösen. Meine Familie, mein ehemaliges Zuhause, der schöne Garten, in dem ich immer geschaukelt und den am Himmel ziehenden Wolken zugeschaut hatte. Die grau getigerte, streunende Katze, welche mich ab und zu besuchte, und der ich dann liebevoll etwas Milch gegeben hatte – alles entschwand, es entglitt mir auf Nimmerwiedersehen.

Jede und jeder sollte nun auch über mich erfahren, was dort in Warschau, in Europa, los war!

*„Die Straßen sind so überfüllt, daß man nur schwer vorwärts gelangt. Alle sind zerlumpt, in Fetzen. Oft besitzt man nicht mal mehr ein Hemd. Überall ist Lärm und Geschrei. Dünne, jämmerliche Kinderstimmen übertönen den Krach. [...] Auf den Bürgersteigen stapeln Kot und Abfälle sich zu Haufen und Hügeln. [...] Ich sehe ungeheuer viele Männer und Frauen, die vom Ordnungsdienst gejagt werden. Alte, Krüppel und Gebrechliche werden an Ort und Stelle selbst liquidiert. [...] Oft liegt etwas mit Zeitungen Zugedecktes auf dem Bürgersteig. Schrecklich ausgezehnte Gliedmaßen oder krankhaft angeschwollene Beine schauen meistens darunter hervor. Es sind die Kadaver der an Flecktyphus Verstorbenen, die von den Mitbewohnern einfach hinausgetragen werden, um die Bestattungskosten zu sparen. [...] Tausende von zerlumpten Bettlern erinnern an das hungernde Indien. Grauenhafte Schauspiele erlebt man täglich.“<sup>1</sup>*

*(Ludwik Hirsfeld/polnischer Zeitzuge/von 1941 bis 1943 im Warschauer Ghetto)*

\*\*\*      \*\*\*      \*\*\*

Als ich mich abends wieder etwas beruhigt hatte, schloss ich meine Tür wieder auf.

Gerlinde kam vorsichtig herein und legte ihren Arm liebevoll tröstend um meinen Hals.

„Sind se etwa... tot?! *Mausetot??*“ fragte sie, erstaunlich direkt.

„Nein, aber kurz davor. Du kannst den Brief meiner Familie gerne lesen, wenn du willst. Alle vier sind jetzt im *'Warschauer Ghetto'*, einem *Judenviertel in Warschau*, von den Nazis hermetisch abgeriegelt. Keiner kann rein oder raus, ohne dass es die Nationalsozialisten merken. – Hier, lies es!“

Ich gab ihr den Brief, und sie las ihn vollständig durch. Ihre Augen glitten mit einer Mischung aus Neugier, Trauer und Entsetzen über das verlotterte Papier, und ihre Stimmung schwankte wie ein windiges Schiff, das im Atlantik in einem schweren Sturm hin und her geworfen wurde.

„Dit is ja absolut jrauenhaft!! – Also, wenn dit allet so stimmt, wie it da drin steht, in dem zerlumften Brief.. Also, diese elendigen Nationalsozialisten sin eenfach nur bestialische *Monster*, *Berserker*, so wat von *unmenschlich* und *jrausam* aber ooch!“

„Es deckt sich ganz genau mit dem, was Brunhold mir damals schon im Vorfeld erzählt hatte. Das mit dem 'sammeln' und 'wegbringen'. Seine Informationen waren leider korrekt, und meine Familie ist einfach viel zu lahmarschig. Jetzt sitzen sie in diesem verdammten Warschau fest, und dann...“

Ich begann wieder zu weinen. „Das ist doch ihr sicheres Todesurteil! Sie werden sie deportieren, und dann ist es aus die Maus. Jetzt verstehe ich, warum mir meine Schwester Myriam damals an die Gurgel gesprungen ist. Sie hat geahnt, was kommen würde. Aber durch die Quotierung der Atlantik-Überseefahrten für Juden und das ewig lange Rumgezeter meines Vaters waren sie viel zu spät dran, *viel zu spät...*“

Gerlinde tröstete mich, und ich bereitete mich auf den relativ sicheren Tod meiner Familie vor. Ich hielt es für relativ unwahrscheinlich, dass die Rote Armee oder die US-Amerikaner in nächster Zeit in Hitlers Krieg eingreifen würden.

„Viele andere von den Juden im Reich ham dit wohl ooch nich jeschafft. Da jing it wohl janz vielen so, wie deenen armen Eltern und deenen Jeschwistern. Und wenn dieser Hitler Frankreich und Spanien ooch noch anjreifen sollte, oder Italien, dann is doch da ooch keen Jude mehr sicher, und keen 'Zijeuner', keen Farbiger, keener von den 'Krüppeln'. Icke will dir damit bloß sajen, dat wir drei eenfach sehr viel Glück hatten, und dit ist anscheinend nich jedem jejönnt, wa.“

„Gerlinde, hast *du* denn eigentlich gar keine Sehnsucht nach *deinen* Eltern??“

„Nee, Mariella. Meen Vater hat mir verjewaltigt, dit perverse Arschloch, als ick *sieben Jahre* alt war, ne, und meene Mutter hat dit ooch noch jedeckt, die blöde Alte! Meene damals fünfjährije Schwester Martha weeb aber nix davon, dit is wohl besser für sie. Ab dann war aber da Ofen aba aus mit meener Familie, dit saach ick dir, aber für immer. Mit sechzehn bin ick dann von zu Hause weg, fast wie jeflüchtet, und ick bin bei juten Freunden unterjekommen, fürs erste.“

„Wir haben nie darüber gesprochen. Ist *das* der Grund, warum du von Männern die Schnauze voll hast?“

„Na ja, teilweise. Aber manche von den Mannsbildern kiiken schon janz nett zu mir hin, aba Fraun sin dann doch eenfach nich so triebjesteuert, trotz deener jrünen Pimmel-Jurke von damals – entschuldije, Liebstet.“ Sie berührte mich am Bein, und lächelte selig, wie ein treuer Hund, der sein Frauchen niemals verlassen würde, bis zum Grabstein nicht.

„Ich kann dich sehr gut verstehen, auch wenn ich selbst noch nie vergewaltigt wurde. Männer sind für mich wie *Spielzeuge* – aber sag das bloß nich weiter!“

Es war natürlich etwas übertrieben, aber meistens machten die „Herren der Schöpfung“ doch wesentlich mehr Dummheiten als der gebärende Teil der Schöpfung...

Jedenfalls was das meine Sicht der Dinge. Diese vielen Kriege, die Raffgier im Finanzwesen, der Kolonialismus und Imperialismus in Afrika, Indien und der Südsee, all die wahnwitzigen, militärischen Erfindungen der letzten Jahre, wie zum Beispiel die *Atombombe* – alles von *Männern* gemacht!

Hätten Frauen auch so rücksichtslos gehandelt, ihre Walze der Unterwerfung so gnadenlos über andere „Rassen“ und Völker rollen lassen, ohne Rücksicht auf Verluste?

*Aber vielleicht würde es ja irgendwann, unter Adonais Herrschaft, einen Rollentausch auf Erden geben: Männer würden in ihrer nächsten Fleischwerdung in Frauenkörper schlüpfen, und Frauen in Männerkörper! Wären die „Männer“ dann etwas gefühlvoller und empathischer, die ehemaligen Frauen nun dieselben patriarchalischen Bestien, mit hohem Zylinder auf dem Kopf??*

Eine Vergewaltigung war eine Entehrung, eine Erniedrigung, und eine Entwürdigung der Frau an sich, und ich meinte, Gerlinde sehr gut zu verstehen. Endlich konnte ich ihre innere Verletztheit besser nachvollziehen, ihren inneren Schmerz begreifen, und ihre unterschwellige Angst vor Männern besser einordnen. Selbst wenn sie diese tief sitzenden Blockaden auflöste, hielt ich es doch für sehr unwahrscheinlich, dass sie einen *Mann* heiratete und mich verließ.

Nur wegen einer religiös abgesegneten Mann-Frau-Hochzeit in weiß *alles* sausen lassen – nein, das traute ich ihr nicht zu.

Valerie Monpetit hätte ich es aber sehr wohl zugetraut. Letztendlich kam doch immer das zusammen, was zusammen gehörte.

Man – oder in unserem Falle *frau* – musste sich eben nur trauen!

Später rief ich Mr. Gewurtzman an, und teilte ihm weinend mit, was passiert war. Ich bat ihn darum, meinen morgigen Auftritt im Greenwich Village absagen zu dürfen. Er hatte vollstes Verständnis. Ich wies ihn an, ein paar improvisierte Plakate mit dem Grund meiner Absage im „Village“ aufzuhängen, mit einem Ersatztermin für mein Konzert.

\*\*\*      \*\*\*      \*\*\*

Innerlich merkte ich, dass es nur noch eine Frage der Zeit wäre, welches Schicksal Gurion, Amelia, Benjamin und Myriam ereilen würde.

Während es mit mir wieder bergauf ging, vor allem beruflich, spürte ich, dass meine Familie geradezu in den Abgrund rauschte. Und das Schlimme war, dass ich es *innerlich wusste*, aber nichts dagegen tun konnte. Selbst wenn ich zu ihnen ins „Warschauer Ghetto“ führe, würde ich wohl gleich von den Nationalsozialisten geschnappt, und auch deportiert.

Mein „U-Boot“-Status war ja aufgefliegen, und somit wäre ich im Deutschen Reich ab jetzt vogelfrei! Nein, obwohl ich jetzt genügend Geld gehabt hätte, sie zu besuchen, sogar in der zweiten Klasse – es würde ein Himmelfahrtskommando werden, unter Garantie.

Wollten sie, dass ich meine Karriere, meinen künstlerischen Erfolg und meinen Ruhm völlig opferte, um nun mit ihnen gemeinsam zu sterben, oder auch getrennt, in verschiedene Lager deportiert? Forderten sie diese Solidarität ein, im jüdischen Kollektiv zusammenzuhalten, als bis der Tod uns scheiden würde? Wäre meiner Familie ein gemeinsamer „Untergang“ doch unterbewusst lieber gewesen, als dass ihre größere Tochter es geschafft hatte, über den großen Teich zu flüchten?

Oft quälten mich diese Fragen, wenn ich gerade eine Pause hatte, oder „backstage“ hinter der Bühne stand, in der Maske saß, mit all den schönen Glühbirnen um den Spiegel herum, oder mit anderen Künstlerinnen und Künstlern in einem amerikanischen Hamburger-Schnellimbiss hockte, beim Chinesen oder Vietnamesen, oder im Central Park die berühmte Joggerunde rund um das Reservoir lief, am Zaun entlang.

Trotzdem war ich keine Marathon-Frau, keine Kampf Göttin, sondern eben manchmal auch ein verletzliches, wenn auch schon etwas gereiftes Mädchen. Ich vergoss meine Tränen oft im Stillen. Was kümmerte es andere, wenn ich vor ihnen die Heulnummer abzog, die ich natürlich abziehen hätte können? Bemitleidet mich, meine Familie wird womöglich bald im „Warschauer Ghetto“ an Typhus krepieren, oder an Lungenentzündung, oder totgeprügelt von SS-Wachmännern, die Amelia im *Oneg Shabbat* enttarnt hätten??

\*\*\*      \*\*\*      \*\*\*

Ende Oktober 1942 bekam ich erneut einen Brief von meinen Eltern und Geschwistern, wiederum von Amelia geschrieben. Er sah aber eher wie ein Telegramm aus, eine lange Postkarte, oder wie ein Kurzbrief, ohne jeglichen Umschlag.

Ganz ordnungsgemäß abgestempelt, mit einer abscheulichen Hitler-Briefmarke „*Reichsparteitag 1938*“ darauf, und einem stilisierten, schwarzen Adlerflügel-Stempel, an dessen Krallen ein Hakenkreuz in einem Kreis hing. So wie es aussah, war das ein *zensierter* Kurzbrief. Die Anschrift „Frau Wolowicz, Ulmenallee [...], Berlin, Deutsches Reich“ war durchgestrichen und korrigiert worden, mit meiner neuen Adresse in den Washington Heights, nun wieder als *Mariella Weiszbaum*.

Ich hatte Frau Wolowicz damals per Übersee-Ferngespräch kurz in Berlin angerufen, und ihr die Adresse mitgeteilt. Die Leitung hatte gerauscht und geknackt wie ein Lagerfeuer.

Es ging ihr gut, unserer ehemaligen Vermieterin, aber sie vermisste uns sehr. Sie hatte jetzt zwei Wehrmachtssoldaten bei sich wohnen, welche anscheinend aber nur im Fronturlaub dort weilten.

Isolde war auch noch da, und sie würde wohl bald den „Mann ihrer Träume“ heiraten, trotz des Kriegs. Sie war bereits mit ihm verlobt, ihrem Wilhelm. Hoffentlich fiele er nicht, das würde ihr ja das Herz brechen!

Der kurze Text auf der Mischung zwischen Kurzbrief, Telegramm und Postkarte lautete:

*„Liebe Mariella, uns geht es gut. Wir sind jetzt gut in Treblinka in Polen untergebracht. Gurion, Benjamin, Myriam und ich, Amelia Weiszbaum, werden von den deutschen Aufsehern sehr gut behandelt. Wir haben genügend zu essen und zu trinken. Es sind viele Juden hier. Wir hoffen, dass es dir in Amerika auch gut geht. Sei ganz herzlich begrüßt. Deine Eltern und Geschwister. – Treblinka, den 28. September 1942.“*

Als ich diesen kurzen, allzu stereotypen Text überflog, war mir sofort klar, *dass er durch die Zensur der Nationalsozialisten gegangen sein musste!* Während Soldaten des Deutschen Reichs im Russland-Feldzug bei klirrender Kälte im Osten kämpften, wurden in Treblinka die Deportierten wahrscheinlich unter Aufsicht der Nazis *gezwungen*, solch geschönte Texte zu schreiben.

Jetzt war mir auch klar, warum kein Umschlag darum war. Jeder, der diesen Kurzbrief, oder diese überdimensionale Postkarte lesen würde, egal, ob Pole, Deutscher, Franzose oder Amerikaner, sollte sofort den Eindruck gewinnen, dass die Juden von den Deutschen „gut“ behandelt werden würden. Es sei alles in Ordnung, „gute“ Unterkunft, „gutes“ Essen und Trinken, „sehr gute“ Behandlung. Ich wusste sofort, dass das ein „fake“ war, so sagte man in Amerika: *Eine Vorspiegelung falscher Tatsachen.*

Für mich war diese Mitteilung reine *Nazi-Propaganda*. Gerade die für meine Begriffe etwas zu leichtgläubigen US-Amerikaner würden doch alles glauben, was auf dem „Kurzbrief“ stand.

Jedenfalls würden sie es vorerst glauben. Bis bei ihnen „der Groschen fiel“, insbesondere in Bezug auf Auslandsangelegenheiten, das konnte lange dauern.

Alles, was außerhalb von Wildwest-Cowboyromantik, Schauspielerei, Hollywood, Börsengeschäften, „making money“, Santa Claus, Baseball, Rugby und Football lag, war für sie eher wie böhmische Dörfer. Ich hatte übrigens John Waynes Edel-Western „*In Old California*“, über den Goldrausch an der Westküste, erst vor kurzem in New York im Kino gesehen.

*Ja, in manchen Dingen glaubten die Amerikaner eben noch an den Weihnachtsmann. Das war ihre Hauptschwäche: Den Intrigen Europas und ihrer Hintermänner waren sie einfach nicht gewachsen, den Rädelsführern aus Good Old Europe.*

Nein, von den *wahren* Verhältnissen im Deutschen Reich würden die Amerikaner vielleicht erst erfahren, wenn US-Truppen *physisch* nach Europa geschickt werden würden, vorher nicht.

Und das könnte noch dauern. Intuitiv ahnte ich, dass Adolf Hitlers Kriegsmotto „kämpfen bis zur letzten Patrone“ tatsächlich *wortwörtlich* so eintreten könnte. Und das verhiess einen eher langen Krieg.

Würde dieser alsbald zum „Zweiten Weltkrieg“ mutieren, zum neuen Schreckgespenst der Postmoderne??

*„Ich glaube an die Sonne auch wenn sie nicht scheint.  
Ich glaube an die Liebe auch wenn ich sie nicht fühle.  
Ich glaube an Gott auch wenn er schweigt.“<sup>2</sup>*

*(Gebet aus dem Warschauer Ghetto)*

\*\*\*      \*\*\*      \*\*\*

Am 07. Januar 1943 wachte ich plötzlich nachts um halb vier Uhr nachts in meinem Zimmer in den Washington Heights auf. Draußen stoben wild die Schneeflocken umher, und es war kalt. Ich hatte einen absolut furchtbaren Albtraum gehabt, der mir aber wie *Realität* schien. Schnell schrieb ich meinen Traum ganz detailliert auf, bevor ich ihn wieder vergaß.

Gurion, Amelia, Benjamin und Myriam waren alle völlig splinternackt, ausgemergelt, spindeldürr, mit Entsetzen in den Augen, in einem großen, weiß-beigen Raum. Sie umklammerten sich krampfhaft, alle vier, wie in einem endgültigen Todeskampf.

*Amelia und Myriam hatten ja eine Glatze!!* Ich erschrak zutiefst. Ihr Schreien verstummte, nachdem ihr Angst einflößender Husten in einen Atemstillstand übergegangen war. In dem großen Raum waren auch noch ganz viele andere nackte Menschen. Irgendetwas knatterte im Hintergrund. Ich sah ein Rohr in den Raum hineinragen. Was war das, mit diesem komischen Rohr??

Plötzlich musste ich an ein Auto und einen Auspuff, mit Schlauch daran, denken. Dann verschwand dieses Bild wieder. Meine Eltern und meine beiden Geschwister hatten plötzlich einen ganz starren, leblosen Blick. Ich wusste innerlich, dass sie jetzt tot sein mussten!

Von nun an schwand meine Erinnerung. Zum Glück hatte ich alles notiert.

Ich war patschnass geschwitz, denn ich wusste, nun war „es“ passiert. Schon Jahre vorher hatte ich geahnt, dass es einmal so kommen würde. Obwohl ich diese Gedanken und Gefühle immer wieder verdrängte, kamen sie immer wieder in mein Bewusstsein.

*Etwa zwanzig Minuten später erschienen mir Gurion, Amelia, Myriam und Benjamin als Geister, in meinem Zimmer!*

Aber sie waren nicht nackt, sondern schön und adrett angezogen, wie ich sie aus meiner Kindheit kannte, als ich etwa zwölf Jahre alt war. Zum Glück hatten Amelia und Myriam ihre vollen Haare wieder! Sie lächelten wortlos, als ob sie sich von mir für immer verabschieden wollten. Wie ein Windhauch zogen sie an mir vorbei, um sich dann förmlich in Luft aufzulösen.

Draußen an meinem Türrahmen fiel plötzlich der *Mesusot* laut polternd herunter! Mir war aber völlig unerklärlich, warum.

*War dies etwa das letzte Signal meiner Familie gewesen,  
ein spektakulärer Gruß aus dem Jenseits??*

Die Tränen über den mutmaßlichen Tod meines Vaters, meiner Mutter, meines Bruders und meiner Schwester hatte ich anscheinend schon vorher vergossen. *Oder doch nicht??*

Ich akzeptierte mein schweres Schicksal, dass anscheinend „vier auf einen Streich“ für immer den Planeten Erde verlassen zu haben schienen. Es war, als ob plötzlich ein *Loch* in meiner Aura war, als hätte jemand ganz viele Löcher hinein geschossen. Was mit meinen Großeltern war, wusste ich nicht. Telefonisch und postalisch waren sie auch nicht erreichbar.

Die Ungewissheit wurde zur Regel, und ich machte mich auch da auf das Schlimmste gefasst.

Die Kunst, der Gesang, der Tanz, die Bühne blieb nun mein einziger Ausweg, all dem Leid, der Wut und der Trauer über das Geschehene Ausdruck zu verleihen.

Ich war nicht die Type, die sich, wie Valerie, einfach lebensmüde vom Turm stürzte.

\*\*\*      \*\*\*      \*\*\*

Im April 1943 wurde dann unser Traum wahr! Alfons, Gerlinde und ich fanden tatsächlich ein bezahlbares Häuschen im Greenwich Village, sandfarben, im neoklassizistischen Stil. Im Hinterhof war sogar ein kleines Gärtchen, wo wir uns draußen hinsetzen konnten, wenn es warm war. Und natürlich waren auch die für New York City so typischen schwarzen Feuerleitern vorhanden, aber hier ausnahmsweise im Innenhof.

Vorne führte eine kleine, schnucklige Treppe mit schwarzem Geländer ins Hochparterre. Schöne, zierliche Bäume wuchsen wie eine Allee in der Straße. Sie nahmen zwar etwas Licht weg, aber dafür hatten wir die Natur direkt vor der Nase. Und unser „Piano-Fonsi“ kaufte sich ein gebrauchtes Klavier, auf dem auch ich auf und zu meine neu komponierten Melodien klimperte.

\*\*\*      \*\*\*      \*\*\*

Als ich die erste Nacht in dem „Ehebett“ mit Gerlinde lag, war ich sexuell *so* extrem scharf und nymphoman, dass ich es gar nicht mehr aushielt. Sofort zog ich Alfons' Hose ohne Vorwarnung herunter, und er bekam abrupt einen Ständer. Noch nie in meinem Leben war ich so scharf gewesen, wie in dieser Nacht! Ich dürfte das keinem Juden erzählen, nie, sie würden wohl sonst was von mir denken.

Vorher hatte ich schnell noch zwei Gläser Sekt herunter gekippt, *auf ex*, völlig neben der Spur, weil mir einfach danach war. Mochte Adonoi mir meine jäh aufflammende Sexsucht verzeihen.



Ich bat Gerlinde, dass sie mir meine Vagina sanft mit ihrem Finger massieren sollte, während „Piano-Fonsi“ – auf meinen Wunsch hin – seinen Allerwertesten *in meinen Mund* schob. Normalerweise stand ich aber gar nicht auf Oralsex, überhaupt nicht!

Zum Glück hatte der Allerwerteste vorher gerade warm gebadet gehabt...

Ich hatte fast das Gefühl, zu ersticken, und war kurz vorm Würgen. *Oh je!* Alfons übertrieb es etwas, aber ohne negative Absicht. Er steckte seinen Allerwertesten tatsächlich soweit hinein, dass er bereits an mein Gaumenzäpfchen anstieß!

Auch wenn das wohl etwas pervers war – es hatte irgendetwas mit dem geträumten *Erstickungstod meiner Familie* zu tun. Ich musste das irgendwie verarbeiten. Dieses Gefühl, kurz vor dem Erstickten zu sein, erregte mich plötzlich zutiefst, wie ein Blitz aus heiterem Himmel, aber nur ganz kurz.

„Piano-Fonsi“ zog seinen Penis wieder etwas zurück, und Gerlinde ließ mich nun zu Höchstform auflaufen. Sie steckte mir doch nun tatsächlich eine kleine, etwa acht Zentimeter lange, *rohe Einlegegurke* in meine Vulva, mit ihrer rechten Hand! Die *kleinen Noppen* auf der Gurke verursachten einen ganz besonderen Nervenkitzel. Ich massierte im Gegenzug ihre Klitoris mit meinem rechten Zeigefinger, ganz vorsichtig. Meine Fingernägel leuchteten knallrot und sexy, und meine süßen Zehen ebenfalls. Das machte mich noch zusätzlich an.

*Auf einmal bekamen wir alle drei gleichzeitig einen Orgasmus!!*

Ich hatte so etwas noch nie erlebt, zu dritt. Schon spritzte Alfons' Samen in meinen Mund, wie aus einer Miniatur-Feuerwehrspritze, er befruchtete förmlich meine Zunge, und Wellen höchster Erregung durchzuckten meinen Körper, auch dank Gerlinde, welche nun ebenfalls ganz laut stöhnte. Nun waren wir alle drei voll bei der Sache, und unsere Körper zuckten in orgiastischen Wellen auf dem Bett. *Wie erlöst und frei ich mich plötzlich fühlte, wie selig!* Zum Glück hatte ich die Vorhänge zugezogen. Endlich konnte ich einmal *ganz* abschalten, seit diesem so schlimmen Traum am siebten Januar, und für zwanzig Minuten alle Gedanken an das Schicksal meiner Familie völlig loslassen.

Wir wanden uns alle drei über eine Viertelstunde in den verschiedensten Verrenkungen auf dem Bett, und ich war fast dabei, über die Kante unserer himmelweichen Schlafstätte auf den Boden zu plumpsen. Noch dazu hatte ich den Rest Sekt in meinem Glas umgekippt, und schäumend ergoss sich die Neige über den Eichenparkettboden. Das war die Einweihung unseres Schlafzimmers, sozusagen...

Aber ich fing mich im letzten Moment, und Alfons rutschte mit seinen Penis wieder ganz aus meinem Mund heraus. Gerlindes nicht eingelegte Einlegegurke verschwand plötzlich ganz in meiner Gebärmutter, da die Gurke ja relativ klein war! *Wie angenehm das kitzelte!*

Ich lachte schallend laut los, ich stöhnte lustvoll, und Gerlinde stimmte voll begeistert mit ein. Wenn uns jemand *so* gesehen hätte, gerade von diesen oberpuritanischen Freikirchlern, hätten sie uns drei wohl sofort in die Klappe einliefern lassen...

„Mann, Gerlinde, wie soll ich das Ding jetzt wieder rauskriegen?! *Die is voll reingeflutscht!*“ Ich kicherte in den höchsten Tönen.

„Na, scheint dir doch zu jefallen, meene Liebste!“ lachte sie schnippisch zurück.

„*Wir drei sin doch echt verrückt, issit nich so!?*“ rief Alfons höchst erfreut aus. „Dit Greenwich Village is schon 'n janz toller Ort, wa?“

„Zum ersten Mal seit Monaten kann ich mal wieder richtig abschalten! Bei Adonoi...“

Ein paar Sekunden später fing ich ganz laut an zu weinen. Die noppige Gurke flutschte plötzlich wieder aus meiner Vulva heraus, und fiel auf den Boden.

„*Komm, Fiffi, friss!*“ machte Alfons einen kleinen Scherz. Natürlich hatten wir ja gar keinen Hund...

„*Was ist denn, Mariella?? Mariella, Liebstet...*“ fragte Gerlinde, ganz besorgt.

„Anfang Januar hab ich geträumt, dass Abba, Mama, Benjamin und Myriam alle gleichzeitig erstickt sind, in Treblinka, in Polen. Irgendwas hat so komisch geknattert, und da war so ein Schlauch, und ganz viele *Nackte* in einem Raum. Meine Familie war auch ganz nackt, und Mama und Myriam hatten *keine Haare mehr – beide eine Glatze!* Danach haben sie nur noch geröchelt, haben ihre Augen total verdreht, und dann hab ich *ihre Geister* gesehen, später, in unserer alten Wohnung, in den Washington Heights. *Es war so grauenhaft – ich glaube, sie sind alle vier tot!!*“

Ich weinte nun meinen ganzen Schmerz heraus, bestimmt an die zwanzig Minuten. Alfons und Gerlinde hielten mich, tapfer und voller Mitgefühl. Meine ganze Wimperntusche war wohl über mein Gesicht verschmiert, zusammen mit Alfons' Sperma. Die schwarzen Spuren im Taschentuch, welches mir Gerlinde gab, erschienen mir plötzlich wie der Nachhall des hämisch lachenden Sensenmanns, der sein Werk bereits vollbracht hatte, unwiderruflich.

„*Sie sind tot, sie sind alle tot!!*“ Mein ungeheuer ergreifendes Schluchzen raubte mir fast den Atem, wie bei einem kleinen Kind, das nun ganz tief Luft holte, um wieder weiter heulen zu können. Alfons und Gerlinde merkten, dass es totaler Ernst war. Sie hatten im amerikanischen Radio neulich auch eine Sendung gehört, in der es um sogenannte 'Vernichtungslager' auf polnischem Gebiet ging. Anscheinend war etwas von den geheimen Plänen der Nationalsozialisten an das amerikanische Militär durchgesickert...

„Meen Jott, ick gloob, dit war wohl so ne Art *Klartraum*, wo de mitjekricht hast, wat wirklich jeschehn is.“ tröstete mich Gerlinde, und fuhr mir immer durch die Haare, wie eine lichte Fee, oder wie eine Mutter bei ihrem Kind.

Alfons hielt mich zusätzlich im Arm, und ich war so erschöpft, dass ich doch tatsächlich in ihren Armen einschliefl!

„*ICK gloob, dat ihre Eltern und Jeschwister alle verjast wurden... von den Nazis! Diese elendigen Schweine!!*“ hörte ich Alfons noch im Halbschlaf fluchen, bevor ich ganz weg sackte.

Wenn die eigenen Eltern beide tot waren, musste man – oder *frau* – richtig erwachsen werden. Da gab es doch diesen speziellen Spruch... Und meine Geschwister noch dazu – *einfach weg!*

Auch wenn ich deren Leichen nicht direkt gesehen hatte, nicht „live“ bei deren Tod dabei war – oder doch, über den „Klartraum“?? – so wusste ich innerlich, in meinem tiefsten Inneren, das es *vorbei* war. *Game over forever*, und das multipliziert, *mal vier!*

Über drei Monate hatte ich diesen ungeheuren Schmerz unterdrückt und verdrängt gehabt, wohl wegen meinen vielen Auftritten, ich wollte einfach weiter gut funktionieren, perfektionistisch, wie Frauen eben oft sind. Und nun hatten sich diese Emotionen voller Getöse brachial und gnadenlos ihren Weg gebahnt, wie ein berstender Staudamm, absolut unkontrolliert, fast wie eine Explosion. Ich war *so* froh, Alfons und Gerlinde an meiner Seite zu haben. Sie hatten gewaltig etwas gut bei mir. Ich würde es ihnen mein Leben lang danken, dass sie mich in dieser dunklen Stunde so *gehalten* hatten, *gestützt, getröstet, begleitet*.

Vielleicht hätte ich mich ohne die beiden einfach vor die nächste Subway geworfen, im schummrigen Tunnel... und dann: *Exitus*.

\*\*\*        \*\*\*        \*\*\*

Auf einmal war ich in grau-weiß geringelter Kleidung, wie ein Sträfling aussehend, im völlig überfüllten Frauen-Konzentrationslager Ravensbrück. Wegen der verbotenen, lesbischen Beziehung mit Gerlinde war ich von der SA 1941 in Berlin verhaftet worden. Gerlinde war auch deportiert worden, aber irgendwo anders hin. *Nun war ich ganz allein!* Ich war schon ganz dünn und ausgemergelt, schwach, verlaust und des Lebens völlig müde, nachts auf piekendem Stroh schlafend, und machte tagsüber irgendwelche unsinnigen „Straßenbauarbeiten“ in eisiger Kälte.

*Zwangsarbeit*, wie sauschwere Steinwalzen ziehen, mit anderen Frauen zusammen, die auch schon völlig am Anschlag waren. Mein rechter Arm war wegen brutaler Schläge von SS-Schergen schon etwas lädiert, und eine unzureichend versorgte Bisswunde eines deutschen Schäferhundes an meinem linken Bein verheilte nicht richtig. Die „Häftlingsfunktionärin“<sup>3</sup> hinter uns war zwar keine bekennende Nationalsozialistin, wohl aber eine Deutsche, die sich nun wie ein „waschechter“ Nazi verhielt!

Sie war noch dazu *von uns selbst* bestimmt worden, im Sinne einer „Häftlings selbstverwaltung“<sup>3</sup>. Ich fand das dermaßen abartig... wenn wir uns aber geweigert hätten, das abzustimmen, hätte es Schläge von den Nationalsozialisten gegeben. Warum war ich nicht in die Halle von Siemens&Halske gesteckt worden, für die Rüstungsproduktion? Dort wäre es wenigstens schön warm gewesen!

Draußen waren, im Sommer, rote Blumenbeete und ein schön grüner Rasen. Der einzige Lichtblick. Plötzlich war es eisig-kalter Winter. Erneut wurde ich mit anderen KZ-Insassinnen zur „Straßenarbeit“ unter größter Schikane gezwungen.

Mir war so kalt, einfach nur kalt. Ich hatte unendlichen Hunger, und ich konnte nicht mehr. Mit einem Mal fiel ich tot um, mausetot. –

Kurz danach wachte ich auf, in der „blue hour“ des Morgens.

*Was war das gewesen? Wo war ich??*

Ein weiches Bett, Eichenparkettboden, neben mir Gerlinde, draußen Vogelzwitschern...

*Ich war in Manhattan, in New York City, in den USA!*

Zum Glück war das alles nur ein Albtraum gewesen!

\*\*\*      \*\*\*      \*\*\*

Ein paar Tage später hatte ich meinen tiefen Schmerz einigermaßen im Griff. Es hatte sich etwas entladen, ausgeglichen, oder „harmonisiert“.

Zum ersten Mal begriff ich in meinem Innersten, dass die Schöpfung Adonois eben positiv *und* negativ beinhaltete, und das Leben kein Kindergarten war, in dem ein sogenannter „lieber Gott“ über alle wachte und immer lieb Kind machte.

Nein, dieser Irrsinn war hinweggefegt. Aber ich spürte, dass die Seelen von Gurion, Amelia, Benjamin und Myriam *weiterlebten*, irgendwo im Jenseits. Wenn ich stürbe, sähe ich sie wahrscheinlich wieder, in einer „höheren Sphäre“. Aber ich würde keinesfalls einen schnellen Freitod wählen, nur um darauf zu spekulieren, sie dann unter Umständen wiederzusehen.

*Und was wäre, wenn diese Aktion schiefginge??*

\*\*\*      \*\*\*      \*\*\*

Heute ließen wir eine pompöse Einweihungsfete steigen, wir hatten alles mit bunten Luftballons, Glitzerkram, bunten Papierluftschlangen und goldenem Deko-Kram garniert, hauptsächlich im Wohnzimmer, in der Küche und im Flur. Und natürlich vor der Haustür, wo wir ein leuchtendes „Welcome!“-Schild aufgehängt hatten. Und wir hatten ein schönes, großes Buffet angerichtet.

*Bei Adonoi, was hatten wir alles für komische und schräge Typen eingeladen!*

Schauspielerinnen, Schauspieler, Revuesängerinnen, zwei Nutten, drei schräge Vögel mit Sicherheitsnadeln und silbernen Ringen in Lippen, Nase und Ohren. Mr. Gewurtzman war im grauen, spießigen Anzug, wie immer, und seine blonde Bobfrisur-Sekretärin im ultramarinblauen Kleid. Einige sehr tolerante und offene Reformjuden waren eingeladen, ein Dutzend ausgewählter „Fans“ von mir, zwei Bingo-Spielerinnen aus Gerlindes Freundeskreis, und Musikstudenten aus Alfons' Ecke. Ein schrilles Lesben-Paar mit jeweils knallrot gefärbten, kurzen Haaren präsentierte

sich äußerst souverän und cool, ein Schwuler mit Regenbogenfrisur, Glitzerhalskette, weißer Plastikbrille und zwei kleinen Brillanten in den Ohren machte immer wieder mal einen Mann an.

Ein „Kameramann“ von den *Universal Studios* war sogar auch da, von mir aber gar nicht eingeladen (!), zwei etwas schüchterne Kabeljungen vom Fernsehen, eine freche, blonde Journalistin von der *New York Times*, die unsere Party anscheinend morgen wirklich in die Presse bringen wollte – *heaven's sake!*

Und ich hüpfte, tanzte, sang und unterhielt alle, mit meinem knallroten, taillierten Kleid, meinen goldenen Stöckelschuhen und meiner total super gewellten Langhaar-Frisur, die in total feurigem orange-blond auffiel wie ein Nordsee-Leuchtfeuer aus fünfhundert Metern Entfernung!

„*Ey, super Party hier!*“ lobte mich der angebliche Kameramann von den *Universal Studios*.

„Miss Mariella, ich habe Kontakte zu Hollywood, in Kalifornien, und zu ganz Beverly Hills. Wenn Sie wollen, vermittele ich Ihnen einen Kontakt. – *Nehmen Sie mein Angebot an??*“

Ich war zuerst völlig perplex, zitterte auf einmal, und kippte mir, ganz nervös, meinen halben Champagner über meinen rechten, goldenen *Prada*-Schuh!

„Ach, das macht doch überhaupt nichts! Ich wische Ihnen das sofort ab. *Ihre Schuhe sind ja absolut phänomenal, wow!*“

Der etwa vierzigjährige Mann mit den kurzen, mittelbraunen Haaren, seiner großen, athletischen Figur und seinen braunen Augen lächelte mich an, holte ein Taschentuch und wischte mir devot und ergeben die Füße ab, sich wie ein vornehmer Diener auf den Boden bückend, als ob ich eine *Film-Diva* wäre!

„Ich meine es ernst. *Ganz ernst*. Ich verehere Sie sehr, ähh, wi..., wi..., wissen Sie. Ich möchte, dass Sie *weltberühmt* werden. Meine Kontakte könnten Sie zum *Superstar* machen, und ich verspreche Ihnen, dass ich heute nicht mit Ihnen ins Bett will. – *Ehrlich*.“

Er stand wieder auf, und gab mir seine Karte.

Darauf las ich, schwarz auf weiß: *Mr. Hopkins, Recruiting Manager & Audiovisual Supervisor. UNIVERSAL STUDIOS, Hollywood, California [...]*. Anscheinend war er doch mehr, als nur ein simpler „Kameramann“. Warum hatte er sich dann kleiner gemacht, als er war??

„*Sie arbeiten wirklich in den Universal Studios??*“ fragte ich ihn, ganz ungläubig. Ausgelassene Live-Musik schallte um uns herum, und ein lautes Stimmen-Gesumme wie zwanzig Bienenschwärme gleichzeitig. Irgendetwas an dem Mann war komisch, ich wusste aber nicht, was.

„Die *Universal Studios* wurden bereits 1912 gegründet. Ich habe sehr viel Erfahrung, glauben Sie mir. Ich gestehe: Ich habe mich einfach selbst eingeladen, weil ich Sie *unbedingt* sehen wollte. Glauben Sie mir, Sie werden *glänzend* vor der Kamera wirken, und auch später auf Zelluloid. Ich habe einen Blick dafür. Hollywood ist gerade im ganz steilen Aufwind, es wäre ein nahezu *perfekter Moment* für Sie, MARIELLA, Miss Weiszbaum, um ins *internationale Filmgeschäft* einzusteigen!“

Unser ganzer Dialog im Original war natürlich auf Englisch, versteht sich...

Ich lachte laut kichernd los, und lächelte ihn strahlend an. Auf einmal *wusste* ich, dass ich es „geschafft“ hatte, oder besser gesagt, es „schaffen“ würde! Die Türen Hollywoods würden mir weit offenstehen, und was damals so kläglich bei der UFA gescheitert war, würde nun endlich im sonnigen Kalifornien gelingen. Mein insgeheimer Traum schien in Erfüllung zu gehen.

Und ich war stark genug, um keineswegs im „Löwenkäfig“ Hollywoods zerfleischt zu werden. Das „Problem“ wären eher Gerlinde und Alfons. Hollywood war an der *Westküste*, New York City aber an der *Ostküste*. Dazwischen lagen ja Tausende von Meilen! Das gäbe Reisen ohne Ende!

Jetzt waren wir doch gerade erst ins „Village“ eingezogen, in unser schnuckeliges Häuschen. Sollten wir alle drei nun plötzlich alle nach *Los Angeles* ziehen, oder nach *Beverly Hills*!?



Ein paar Wochen später kam noch einmal der schreckliche Traum mit dem Konzentrationslager Ravensbrück. Nein, ich wollte keineswegs an Überarbeitung, eisigster Kälte oder Auszehrung sterben, noch wollte ich für die Nationalsozialisten irgendwelche idiotischen Waffen zusammen bauen, für ihren wahnsinnigen „Endsieg“! Sondern ich entschied mich nun im Traum, innerlich und *zu hundert Prozent*, für das *Leben*.

Millionen Tote auf den Schlachtfeldern und lebendige Zombie-Leichen gab es schon genügend auf der Erde – ich wollte mich keineswegs mehr zu diesen gesellen, sondern *die* Zukunft wählen, die für mich vorgesehen war.

Meine Berufung war es, *weltberühmt zu werden*, meinen Gesang, meinen Tanz und meine schauspielerischen Künste auch im Dienste der *Völkerverständigung* einzusetzen.

Das wäre weit mehr als ein aalglattes, tumbes Beverly Hills-Blondchen mit Busenpolstern, angeklebten, neumodischen Plastik-Fingernägeln, aber ohne jegliche Gehirnmasse. Das Angebot von Mr. Hopkins barg die große Falle, dass ich in Hollywood allzu schnell „verheizt“ werden könnte.

Wahrscheinlich war es mein Bewusstseinsprozess, dass ich dies nun erkannte.

Es schien mir wie eine Weiche, das linke Gleis bedeutete für mich die endgültige, endgelagerte Endstation im KZ, das rechte aber die berauschende, belebende Befreiung, die Emigration nach Übersee, in die Vereinigten Staaten von Amerika.

Ich spürte die wallende, urweibliche Lebensenergie in meinen orange-blonden Haaren, und ich war nun im Vollbesitz all meiner starken, femininen Kräfte! Frauen konnten auch sehr stark sein, ja, wahrscheinlich waren sie letztendlich sogar *stärker als alle Männer zusammengenommen!*

Im Traum traf ich die *ganz bewusste Entscheidung*, endlich das zu tun, was mein *innerer Ruf*, im Sinne Adonais, war.

Nach dem Motto „Bleibe dir selbst treu, auch in den dunkelsten Zeiten!“ würde ich nicht all meine inneren Ideale und Visionen über Bord kippen, nur um des hohlen „making money“ Willen eine abgeschottete Westküsten-Villa mit *swimming pool*, *wellness saloon* und einem Dutzend „Neger“-Hauslakaien zu bewohnen, und mir durch eine Armada von *security* alle „Störenfriede“ vom Leib zu halten.

Nein, das war eigentlich nicht das Leben, was ich wollte. Mr. Gewurtzman war ethisch sehr korrekt, aber dieser Mr. Hopkins hatte auch etwas Falsches, Irrlichterndes in seiner Aura.

*Wahrscheinlich würde er eine fette, satte Provision kassieren, wenn er mich in Hollywood engagierte??* Wenn ich ihn fragte, würde er dies wohl aber nie zugeben... so geldgierig und Karriere-geil, wie viele US-Amerikaner waren, mit Verlaub gesagt.

Der *deutsche Idealismus* war das, was mir in den Vereinigten Staaten oft am meisten fehlte. Und die total verlogene Prüderie nervte etwas. Oft waren die Amerikaner zwar sehr oberflächlich, andererseits wiederum sehr nett, kinderlieb und sofort begeisterungsfähig, vor allem beim allerersten Kontakt.

Sicherlich, ich würde Hopkins' Angebot sorgfältig austesten und sehr wahrscheinlich nach Hollywood fliegen, um mal die Lage zu „checken“.

Aber ich würde all meine feinsinnigen Antennen ausfahren, um jegliche Gefahr, im Löwenkäfig der Filmindustrie sofort bis auf die letzte Fleischfaser aufgefressen zu werden, zu bannen. Ich war zwar sehr schön und rotblond, aber keineswegs ein Dummchen.

Sonst wäre mein „U-Boot“ im Deutschen Reich ja doch gesunken, Volltreffer, versenkt, Kommandantin Weiszbaum tot!?

\*\*\*      \*\*\*      \*\*\*

Eine Woche später rief ich diesen Mr. Hopkins an und fragte ihn, geradezu ins Gesicht, durch den Hörer hindurch, mit einem gewitzten Schalk im Nacken:

„Mr. Hopkins, Sie bekommen doch bestimmt eine ganz fette, saftige Provision, wenn Sie mich nach Hollywood vermitteln?!“

„Aber *nein* doch, Miss Mariella Weiszbaum, *ich bin immer auf Ihrer Seite!* Ich sage die Wahrheit! Wo denken Sie denn hin?!“

Ich wusste sofort, dass er wie gedruckt log. Das war mir auf einmal sonnenklar.

*Weltberühmtheit und Weltstar ja, auf jeden Fall, aber nicht um jeden Preis.*

\*\*\*      \*\*\*      \*\*\*

Am 08. Mai 1945 hörten Alfons, Gerlinde und ich abends im US-amerikanischen Radio, dass die Deutsche Wehrmacht vollends kapituliert hatte.

Wir jubelten ganz lautstark und unendlich erleichtert, dass die Diktatur der Nationalsozialisten nun *endlich* beendet worden war, überall weiße Fahnen und Bettlaken gehisst worden waren, auch mit Hilfe des Eingriffs US-amerikanischer Truppen, nach qualvollen, sechs Jahren *schwerstem* Krieg.

*Die „Stunde Null“ für Deutschland hatte begonnen.*

*Der Phoenix würde sich aus der Asche erheben, schneller, als es alle ahnten.*

\*\*\*      \*\*\*      \*\*\*

Erneut suchten mich die schrecklichen Alpträume mit dem KZ in Ravensbrück heim. Nun sah ich es plötzlich völlig in Flammen aufgehen, symbolisch.

*Ich lebte, ganz unversehrt und kerngesund.*

Ich hatte mich innerlich vollends für den Welterfolg auf der Bühne entschieden. Der Preis war mein tiefer Schmerz um Gurion, Amelia, Benjamin und Myriam. Er würde wohl nie vollständig verschwinden, das ganze Leben nicht, aber er würde auch zu einem inneren Antriebsmotor für meine künstlerische Zukunft.

Sie alle vier gönnten mir meinen großen, atemberaubenden Erfolg, und sie wären zutiefst stolz auf mich, auch im Jenseits.

*Weltberühmtheit und Weltstar ja, auf jeden Fall, aber auch im Sinne der Völkerverständigung.*

\*\*\*      \*\*\*      \*\*\*

Ein paar Monate später betete ich in der Reformsynagoge in der 5<sup>th</sup> Avenue ein Gebet für alle Ermordeten, die durch die *Shoa* umgekommen waren. Mr. Gewurtzman saß neben mir, ganz ernst, und sah die Tränen in meinen Augen. Ich hatte ihm meine überaus schrecklichen Träume erzählt, und er wusste Bescheid. Doch ganz langsam fing ich an, meinen inneren Frieden wieder zu finden.

Mir wurde bewusst, dass es *auch* meine damalige Lebensaufgabe war, das weltweite jüdische Kollektiv wieder zu stabilisieren, welches durch das unendliche Leid der *Shoa* und die Judenverfolgung stark angeschlagen war.



Meine Eltern und meine Geschwister waren wahrscheinlich unwiederbringlich von der Erde verschwunden, wohl endgültig im KZ umgekommen.

Jede Nation auf der Erde würde sich zukünftig daran messen lassen müssen, wie sie mit *Minderheiten* umginge. Ob dies nun Juden, Christen, Moslems, Schwarze, „Zigeuner“, „Krüppel“, Homosexuelle, Verrückte, „Hexen“, Armenier oder Indianer sein würden:

*Es waren alles Menschen, und das war das Entscheidende!*

Ich würde *alles* daran setzen, dafür zu sorgen, dass sich der Schrecken der Nazi-Diktatur *keinesfalls* ein zweites Mal auf dem Planeten Erde wiederholen würde, auch in hundert oder zweihundert Jahren nicht.

So würde ich mir selbst immer treu bleiben, auch in meinen dunkelsten *und* hellsten Stunden.

*Weltberühmtheit und Weltstar ja, aber auch immer im Sinne meines inneren, höheren Rufs.*

#### ***El male Rahamim<sup>4</sup>***

*El malej Rachamim, schochen baMromim,  
hamze Menuchah nechonah,  
tachat Knafej haSch'chinah,  
beMaalot Keduschim weTehorim keSohar haRakia mas'hirim  
et khal haNeschamot schel sheshet Millionej haYehudim,  
Hal'lej haShoah beEuropa,  
sche-nehergu, sche-nisch'chetu,  
sche-nis'refu, wesche-nis'pu al Kidusch haSCHEM,  
b'Jadej haMeraz'chim haGermanim  
weOs'rejhem miSch'ar haAmim.  
Baawur sche-khal haKahal mit'palel leIluj Nischmotehem,  
lachen Baal haRachamim jastiram  
beSeter Knafaw leOlamim  
wejizror biZror haChajim et Nischmotejhem.  
Adonaj hu Nachlatam, beGan-Eden tehe Menuchatam,  
wejanuchu beSchalom alMischkewotejhem.  
Wejaamidu leGoralam leKejz haJamim.  
Wenomar: Amejn.*

*G'tt voller Erbarmen, in den Himmelshöhen thronend,  
es sollen finden die verdiente Ruhestätte  
unter den Flügeln Deiner Gegenwart,  
in den Höhen der Gerechten und Heiligen,  
strahlend wie der Glanz des Himmels,  
all die Seelen der Sechs-Millionen Juden,  
Opfer der Shoah in Europa,  
ermordet, geschlachtet,  
verbrannt, umgekommen in Heiligung Deines Namens;  
durch die Hände der deutschen Mörder  
und ihrer Helfer aus den weiteren Völkern.  
Sieh die gesamte Gemeinde betet für das Aufsteigen ihrer Seelen,  
so berge sie doch Du, Herr des Erbarmens,  
im Schutze deiner Fittiche in Ewigkeit  
und schließe ihre Seelen mit ein in das Band des ewigen Lebens.  
G'tt sei ihr Erbesitz,  
und im Garten Eden ihre Ruhestätte,  
und sie mögen ruhen an ihrer Lagerstätte in Frieden.  
Und sie mögen wieder erstehen zu ihrer Bestimmung  
am Ende der Tage.*

ENDE.  
THE END.

*„Dieses Buch ist allen Menschen gewidmet, die durch die Shoa ermordet wurden,  
und allen, die sich heute dafür einsetzen, dass sich so etwas nie wiederholen möge.“*

*(Chris Uray/27. Juni 2017)*

*„Das Vergessen verlängert das Exil, in der Erinnerung liegt das Geheimnis der Erlösung.“<sup>5</sup>*

*(abgewandelt: „In der Erinnerung liegt das Geheimnis der Erlösung.“<sup>5</sup> Gedenkstätte Yad  
Vashem/Rabbi Israel ben Elieser)*

<sup>1</sup> Quelle: [https://de.wikipedia.org/wiki/Warschauer\\_Ghetto](https://de.wikipedia.org/wiki/Warschauer_Ghetto)

<sup>2</sup> Quelle: <http://www.judentum-projekt.de/geschichte/nsverfolgung/deportation/ghetto.html>

<sup>3</sup> Quelle: Benz/Distel: Der Ort des Terrors. Geschichte der nationalsozialistischen Konzentrationslager. Band 4, S. 488. C.H. Beck, 2006.

<sup>4</sup> Quelle: <http://www.schoah.org/religion/rahamim.htm> (Jom haSchoah 2004, Jad vaSchem)

<sup>5</sup> vgl. auch Kritik: [http://www.zeit.de/1999/04/So\\_nicht\\_/seite-2](http://www.zeit.de/1999/04/So_nicht_/seite-2) (25. Juni 2017)

<sup>5</sup> vgl. auch: <https://jhva.wordpress.com/tag/in-der-erinnerung-liegt-das-geheimnis-der-erlosung/> (25. Juli 2017)

## **NACHSATZ.**

Mit hoher Wahrscheinlichkeit kann davon ausgegangen werden, dass Mariellas Eltern und Geschwister Anfang 1943 im Vernichtungslager Treblinka im Rahmen der „Aktion Reinhardt“ vergast und begraben wurden. Mariella Weiszbaum ist ein erfundener Name, nicht der echte Name. Die Handlung von „Mariella Weiszbaum“ ist teilweise authentisch, teils fiktiv.

Laut dem so genannten *Höfle-Telegramm* wurden in Treblinka bis Ende des Jahres 1942 genau 713555 Juden ermordet. Unter den Opfern in Treblinka waren auch ungefähr zweitausend Sinti und Roma. Viele Leichen in den Gaskammern sollen sich so fest umklammert haben, wie ein „Fleischblock“, so dass sie nur noch mit roher Gewalt voneinander zu trennen waren. Die Gesamtzahl der Opfer Treblinkas dürfte eine Million übertroffen haben. Nach dem 17. November 1943 entstand auf dem ehemaligen KZ-Gelände zur Tarnung ein Bauernhof.

Die teilweise an einen jüdischen Friedhof angelehnte, bis heute weitgehend unveränderte Anlage auf dem ehemaligen KZ-Lagergelände in Treblinka in Polen konnte schließlich am 10. Mai 1964 als Gedenkstätte eingeweiht werden. Sie gilt bis heute als einer der eindrucksvollsten Erinnerungsorte an den Holocaust, und an die Shoa.

### **Erklärung/Disclaimer:**

Jegliche Reproduktion des Werkes „MARIELLA WEISZBAUM“ unter [www.neobooks.com](http://www.neobooks.com), im Druck, elektronisch, in Film, Fernsehen, Video, Internet, und auch auszugsweise, verlangt eine handschriftliche Einverständniserklärung des Autors CHRIS URAY. Jegliche Verstöße werden zivil- und strafrechtlich geahndet.

Hiervon ausgenommen sind Zitate, Informationen und Sprichwörter, die durch Fußnoten oder Internetverweise *ausdrücklich* gekennzeichnet wurden. Unter Umständen kann es vorkommen, dass Internet-Links später nicht mehr unter der hiesigen Adresse auffindbar sind. Hierfür übernimmt CHRIS URAY aber keinerlei Verantwortung. Weiterhin distanziert sich CHRIS URAY von den verlinkten Webseiten, auch wenn deren Inhalte im guten Glauben an die jetzige Forschung, Tradition und Religionsüberlieferung zitiert wurden.

Der Roman basiert auf historischen Grundlagen an realen Orten, wurde aber in einigen Teilen als „fiktional“ umgeschrieben. Alle Personennamen wurden mit Pseudonymen versehen. Somit sind Namensgleichheiten mit verstorbenen oder heutigen, lebenden Personen rein zufällig.

**Stand der redigierten Version vier: 28. Februar 2018.**